

I was a hidden treasure
and I desired to be known
and I created a world
in order to be known

Ich war ein verborgener Schatz,
und ich sehnte mich danach,
erkannt zu werden.
So erschuf ich die Welt,
dass ich erkannt würde.

Dschalal ad-Din Muhammad Rumi ¹

¹ Dschalal ad-Din Muhammad Rumi, * 30. September 1207 in Balch, Chorasán, heute in Afghanistan; † 17. Dezember 1273 in Konya, heute in der Türkei) war ein persischer Mystiker und einer der bedeutendsten persischsprachigen Dichter des Mittelalters. Von seinen Derwischen und auch späteren Anhängern wird er Maulana (türkische Aussprache: Mevlânâ „unser Herr/Meister“) genannt. Nach ihm ist der Mevlevi-Derwisch-Orden benannt.

Inhaltsverzeichnis

Meine Mutter Maria von Holt	4
* 1.3.1873 in Coberg + 28.9.1937 in Hamburg	4
Onkel Hermann erzählt	4
Hans von Holt ergänzt	7
Lebenserinnerungen I	10
Lebenserinnerungen II	47
Zweiter Teil	47
Die Währungsreform 1948	53
Der Hausbau	57
Tagebuchbriefe Inge von Holt	61
An einen Unerreichbaren	61
Am 31. März 1945	61
Am 4. April 1945	62
Abends.	62
Am 5. April 1945	63
Am 8. April 1945	64
Am 10. April 1945	66
Am 12. April 1945	66
Am 16. April 1945	67
Am 21. April 1945	67
Am 24. April 1945	68
Am 25. April 1945	68
Am 26. April 1945	70
Am 27. April 1945	70
Am 2. Mai 1945	71
Am 3. Mai 1945	71
Am 4. Mai 1945	72
Am 7. Mai 1945	74
Am 9. Mai 1945	74
Am 14. Mai 1945	75
Am 17. Mai- 1945	76
Am 19. Mai 1945	77
Am 28, Mai 1945	78
Am 5. Juni 1945	78
Am 17. Juni 1945	80
Am 18. Juni 1945	81
Am 5. Juli 1945	81
Am 9. Juli 1945	84
Am 18. Juli 1945	86
Am 25. Juli 1945	87

Am 20. August 1945	89
Am 6. September 1945	91
Am 8. September 1945	93
Am 10. September 1945	95
Am 12. September 1945	95
Nachwort des Heimkehrers	96
Der Anfang	98
Das Haus	118
Tante Köhn	124
Ucke	126
Die Schule	129
Das neue Haus	132
Meiendorf	136
Der Zusammenbruch	144
Kreativitäten	147
Geige und Bratsche	147
Tonbandaufnahmen	148
Fotografie	149
Das Horn	151
Entfernung von der Bratsche	151
Schwerpunkt Horn	152
Die Lebens-Reise	153
Noch Hamburg	153
Amsterdam	155
Salzburg	161
Basel – verliebt, vergessen, verspielt	168
Verliebt	168
Vergessen	169
Verspielt	170
Das Glashaus	170
Berufe	174
Köln	177
Zurück nach Zürich	178
Das Ende des Wanderns	179
Reflexionen	183

Meine Mutter Maria von Holt

* 1.3.1873 in Coberg + 28.9.1937 in Hamburg

Onkel Hermann erzählt

In dem schönen Herzogtum Lauenburg wurde sie geboren, in Koberg. Wenn man durch den lange Zeit so abgelegenen Forst Hahnheide ostwärts wandert (per Auto «schlechte Wegstrecke»), kommt man nach Hohenfelde – Sitz des Försters. Nun lichtet sich der Wald, es bleibt aber bei der hügeligen Landschaft, und von einem Hügel erblickt man schließlich das Dorf Koberg. Viel hat sich das Dorf im Laufe der Jahrzehnte nicht verändert; das eine oder andere Geschäft ist neu gebaut worden, mit neuzeitlichen Einrichtungen für Vieh- und Landwirtschaft.

Die Landstraße Wentorf-Sirksfelde nach Breitenfelde geht am Ortsrand vorbei, und so liegt das Dorf etwas verwunschen in der Stille. Und ich kann ungestört in die Vergangenheit zurückblicken.

Die Schule in der Mitte mit dem Feuerlöschteich, gegenüber das Haus des Großbauern Winterberg, dahinter war die winterbergsche Kate, die zur einen Hälfte von den Niebuhrs bewohnt wurde. Dort wurde in der Nacht zum 1. März 1873 gegen 1 Uhr von der ledigen Katharina Niebuhr meine Mutter geboren. Und da man sich auf dem Lande den Amtspersonen gegenüber nur schwer ausdrücken konnte, wurde das Geburtsdatum auf den 28. Februar vorgezogen. Aber meine Mutter hat ihren Geburtstag stets am 1. März gefeiert. Der Vater war als Brunnenbohrmeister meist auf der Achse, zur Zeit ihrer Geburt wahrscheinlich in Polen. Aber bei seiner Rückkehr wurde sie seine ehe-liche Tochter Maria Möller.

Jedoch kann man wohl von einer glücklichen Fügung sprechen, dass ihr Geburtsort Koberg war. Sie blieb bis zur Beendigung ihrer Schulzeit bei den Großeltern in Koberg, so geborgen, wie man es sich nicht besser denken kann. Großmutter Niebuhr hat gemeint: Bliw du man bi mi, in Hamburg kannst du blot Kinner heuden². In Koberg hat sie wohl Gänse gehütet, aber welche Freiheit in der Gemarkung dieses Dorfes hat sie genossen. Am Knick hat sie sich in den Büschen gewiegt, auf der Wiese liegend in die Wolken geguckt; und was konnte ihre Phantasie alles aus den Wolkengebilden machen. Wohl sind die Kleider in den Büschen nicht immer ohne Risse davon gekommen; aber so ganz böse ist die Lieschentante, die den Schaden reparieren sollte, wohl doch nicht geworden.

Meine Mutter hat sich über den Ausdruck «dumme Gans» immer sehr empört, sie hat diese Tiere für intelligent gehalten. Oft hat ihre Schar Gänse zunächst miteinander beratschlagt (geschnattert), und wenn dann der Anführer mit der Schar im Gänsemarsch aufbrach zum verbotenen Gelände, erriet die Hüterin, was geplant worden war. Sie hat zu ihren Tieren ein liebevolles Vertrauensverhältnis gehabt und konnte es nicht ertragen, wenn Schweine

² Plattdeutsch: «Bleib du man bei mir, in Hamburg kannst du nur Kinder hüten».

geschlachtet wurden. Sie hielt sich dann die Ohren zu, um das Quieken der Tiere nicht hören zu müssen.

Außer der Lieschentante war da noch ein Onkel, der immer allerhand Schabernack im Sinn hatte. Als die Zeit zur Schulanmeldung kam, hätte Onkel Johann seiner kleinen Nichte erklärt: Wenn du ton Scholmeister gehst, müsst em ok wat vörsingen³. Er hatte ihr Einiges beigebracht. Und als Katharina mit ihr bei Herrn Nebel hereinkam, sah Maria den Zeitpunkt für gekommen und sang einen damaligen Hit «Ich war noch nie so kitzelig wie heute». Mutter Möller fuhr der Schreck in die Glieder, aber Maria ließ sich nicht beirren. «Trina, 1at de Dirn doch singen»; so Herr Nebel, der auch schon Mutter Möllers, Lehrer gewesen war.

Es gab nur einen Schulraum, und der Lehrer musste einen Teil der Dorf-kinder mit schriftlichen Arbeiten beschäftigen, wenn er andere Jahrgänge mündlich unterrichten wollte. Das Schulmeistersalär dürfte nicht hoch gewesen sein; vielleicht bestand es zum Teil aus Naturalien. Es ist wohl zum mindesten so gewesen, dass er von den Großbauern in mancher Hinsicht vorsorgt wurde, Maria konnte gut lernen und galt mit der Zeit als die Beste ihres Jahrgangs, auch wenn die Sitzordnung dies nicht immer deutlich machte. So stand einmal ander Schultür zu lesen: «Hier geht dat nich nach Gunst und Gaben, wer Mett-wust gift, sitt baben». Aber ihr Verhältnis zu Nebel hat das nicht getrübt. Wenn sie abends im Alkoven zwischen den Großeltern lag, hat sie aus der Schule erzählt von anderen Erdteilen und Ländern. Und Großmutter brach in Bewunderung aus und rief: «Lüü un Kinnern nee, de Dirn de kann Pastor warn».

Der Pastor nahm zu der Zeit wohl die höchste Stellung im dörflichen Leben ein. So war für die Seelsorge der Nusser Pastor zuständig, der auch das Kirchenregister führte. Diese Register wurden später in Lübeck aufbewahrt, wohin man sich wegen der Ahnenforschung wenden konnte. Dem Breitenfelder Pastor dagegen oblag die Inspektion des Schulwesens, und er war daher der Albtraum des Herrn Nebel. So hatte sich eines Tages in Koberg der Breitenfelder Pastor angekündigt, und ich brauche nur an das Lampenfieber meines Hamburger Lehrers zu denken, wenn der Schulrat kam. Der Pastor ließ einen Aufsatz schreiben über die Zugvögel. Die Erste, die ihre Tafel vollgeschrieben hatte, war Maria Möller, und sie meldete sich. Er muss wohl dem Pastoren gefallen haben: Das hast Du gut gemacht, mein Kind? Das war auch die Erlösung der übrigen Schüler und des Herrn Nebel.

Maria muss mit allen gut ausgekommen sein, auch mit den Mitschülern. Und wenn die großen Jungen dichteten: «Maria Möller schitt op'n Töller», so war das nicht böß gemeint.

³ «Wenn du zum Schulmeister gehst, müsst ihm auch was vorsingen».

Eines Tages zog ein Tanzmeister durch die Dörfer, und Maria durfte mit zum Tanzunterricht. Es ging bis zum Spitzentanz, nur muss man sich vorstellen, dass Maria keine Ballettschuhe hatte. Sie war aber stolz auf ihre Leistung. Als junges Mädchen hat sie gern getanzt.

Der Weg von Koberg nach Nusse ist heute wohl so, wie er damals war. Keine ausgebaute Straße – es sei denn, man fährt die Straße von Trittau kommend am koberger Zuschlag entlang nach Nusse, die aber zu meiner Kindheit auch noch ein Feldweg war. So mussten die Kinder als Konfirmanden mehrmals die Woche den Fußmarsch vom Ortsende des Dorfes durch die Felder und das Gehölz antreten bei jeder Witterung. Viel später hat mein Sohn Peter das Auto durch dieses Gelände gefahren, und wir waren froh, dass dem Leihwagen nichts passierte.

Von meiner Urgroßmutter konnte meine Mutter mir berichten, dass sie ihren Mädchennamen Maria Feder schrieb; in den Kirchenbuchauszügen war einmal die Schreibweise mit einem <d>, andererseits auch mit <dd> angegeben, was uns heute richtiger erscheint. In ihrem dörflichen Leben konnten die Menschen nur selten von ihren Schreibkenntnissen Gebrauch machen. Einmal musste die Urgroßmutter vor Gericht aussagen. Dort war das Hochdeutsch üblich, und sie meinte, sie müsse ihren Wohnort Koberg = Coberg mit <Zoberg> aus sprechen.

Nach Beendigung der Schulzeit bestand Mutter Möller darauf, dass Maria in Hamburg <in Stellung> kam, um die Hauswirtschaft zu erlernen. Der Weg nach Hamburg war damals einer Expedition gleich. Ein Fußmarsch durch die Hahnheide nach Trittau, dann durch den

Sachsenwald nach Friedrichsruh. Erst hier konnte man den Zug besteigen. Maria muss wohl eine Begleitung gehabt haben, wahrscheinlich ihren Vater. Der Großvater begleitete sie bis zur eingangs erwähnten Erhebung, wo sie noch einmal nach Koberg zurückblicken konnte. Nach der Verabschiedung sah sie im Weitergehen zurückblickend den weißen Kopf des Großvaters langsam hinter dem Hügel verschwinden. Sie hat die beiden Alten nicht wieder gesehen.

Abends in ihrer Kammer in Hamburg sah sie den Mond, der auch auf Koberg schien; aber das war unerreichbar – und das Heimweh war groß.

Heute sind wir mit dem Auto von Hamburg in einer knappen Stunde in dem Land meiner mütterlichen Vorfahren. Wenn wir langsam durch das Dorf fahren, lugt hier und da eine Frau neugierig aus dem Fenster oder der Tür. Wir halten bei dem Feldweg zum Koberger Zuschlag oder am Wald und blicken über die Felder, auf ein Gehölz, erleben die verschiedenen Jahreszeiten, denken an Glück und Leid der früheren Bewohner. Die Gesellschaftsordnung hat sich geändert, lediglich die Kirchenbuchauszüge berichten uns noch von Viertel-, Halb- oder Vollhufnern. Die Grabsteine unserer Vorfahren mütter-

licherseits suchen wir auf dem Nusser Friedhof vergeblich. Hier wird wie in Hamburg der Platz für die neuen Toten gebraucht.

Maria hatte ihre erste Stellung bei einem Bäckerehepaar in der Schlachterstraße, die früher die Verbindung vom Großneumarkt zum Michel herstellte. Dort erlebte oder überlebte sie die Cholera-Epidemie von 1892, die viele Tote forderte. Ihre zweite und letzte Stellung hatte sie wieder bei einem Bäcker am kleinen Burstah. Hier handelte es sich um einen größeren Betrieb, der seinen Aufschwung durch die Verlegung des Gemüsemarktes vom Meißberg zum Platz vor der Nikolaikirche, dem Hopfenmarkt, nahm. Sie war mit einer Anzahl gleichaltriger junger Frauen zusammen, und der Bäckermeister und Chef Gottschlich gefiel sich ab und zu darin, beim gemeinsamen Essen der Bildung seiner Mädchen auf den Zahn zu fühlen. Als «Marie» – nie habe ich gehört, dass Hausangestellte ihres Namens anders als zweisilbig genannt wurden – nicht zu schlagen war, erklärte der Meister, er wolle ihr eine Frage vorlegen, die sie bestimmt nicht beantworten könne: «Wie hieß die Ehefrau des Sokrates?» Schlagartig kam die Antwort: «Xantippe». – «Weiß das Aas das auch!»

Verschiedene ihrer Kolleginnen habe ich später als Kind kennengelernt. Darunter am meisten meine Tante Emma, Mutters Schwägerin. Sie war Köchin. Zwei unverheiratete Damen, die noch lange ihre Stellung gehalten hatten, kamen ab und zu zu Besuch. Und eine frühere höhere Tochter, die den Namen «Kralloog» wegen ihrer hervorstechenden Augen bei uns hatte. Sie und meine Mutter sahen sich zweimal im Jahr an ihren Geburtstagen – im März und im Juni. Noch heute lache ich über den Namen "Kralloog", den ihre Trägerin nicht kannte.

Hans von Holt ergänzt

P.S. Soweit geht der Bericht von Onkel Hermann.

Ich erinnere mich ebenfalls noch gut an die begeisterten Erzählungen unserer Mutter uns Kindern gegenüber, die immer wieder auf die von Liebe umgebene Kinderzeit bei ihren Großeltern zurückkamen. So schilderte sie ihren Großvater als einen ruhigen und bedächtigen Mann, der kein Wort zu viel sagte, und ihre Großmutter als resolute und lebenslustige Frau, der der Schalk aus ihren braunen Augen blitzte. Sie muss eine schöne Jugend gehabt haben, und ich kann mir vorstellen, wie hart für sie und für ihre Großeltern der jähe Abschied von diesen geliebten Menschen, die sie wie ihr eigenes Kind aufgezogen haben, gewesen sein muss. Ebenso wird ihr das Leben in der Großstadt, ganz auf sich selbst gestellt, zuerst nicht leicht geworden sein. Sie hatte dort zwar ihre Eltern und jüngeren Geschwister, die in der Böhmenstraße beim Michel wohnten; aber damals gab es bei einer solchen Stellung wenig Freizeit. Trotzdem hat sie ihrer Mutter in Zeiten der Krankheit sehr geholfen.

Glückliche Jahre kamen für sie, als sie unsern Vater kennengelernt hatte und beide 1903 heirateten. Ihre erste Wohnung hatten sie am Falkenried, wo auch mein Bruder Hermann 1904 geboren wurde. Ihre zweite Wohnung lag in Eimsbüttel, am Eidelstedter Weg, wo sie einen Hauswartsposten übernahmen. Weil ihnen die Hauswartsaufgaben zu viel wurden, zogen sie 1906 nach Hoheluft in eine Wohnung, in der sie 26 Jahre lang gewohnt haben. Sie lag in einer sogenannten «Burg», einem Häusereinschnitt mit einem vorgelagerten Garten, etwas abseits der Straße – es war die Goßlerstraße Nr. 72 (heute Eppendorfer Weg 272), wo ich 1911 als Nachkömmling geboren wurde und wo ich meine ganze Kindheit, Schulzeit und Studienzeit geborgen gelebt habe.

Bis zum Anfang des Ersten Weltkrieges 1914 hat unsere Mutter in den goldenen, beständigen Jahren der Kaiserzeit im Kreise ihrer Familie glückliche Jahre verlebt. Eine schwere Zeit kam für sie mit dem Kriegsausbruch. Unser Vater wurde zu den Soldaten eingezogen; sie musste mit sehr wenig Geld auskommen und zusätzlich in der Kriegsküche arbeiten. Ich erinnere mich noch gut an die Hungerjahre 1917/18, wo es nur Rüben zum Essen gab, und die zum Teil dadurch gelindert wurden, weil unsere Mutter uns aus der Kriegsküche kleine Essensportionen mitbringen konnte. Beim Kriegsende 1918 kam dann unser Vater gesund zurück und allmählich normalisierte sich das Leben.

Die Inflationszeit war nochmals eine harte Prüfung. In diese Zeit fiel eine Einladung von Onkel Hans und Tante Ada für unsere Mutter und mich nach Scheveningen. Holland erschien uns wie das gelobte Land. Dort gab es alles. Ich aß dort meine erste Banane und unserer Mutter tat diese Erholungszeit sehr gut. Es war das erste und das letzte Mal, dass sie eine größere Reise und noch dazu ins Ausland unternommen hat. Viel später habe ich mit meiner Familie anlässlich einer Autofahrt durch Holland Scheveningen und das Haus in der Nieuwe Parklaan wieder gesehen und längst vergangener Tage und der Menschen gedacht, die dort gelebt haben.

Unsere Mutter war stets hilfsbereit, eine gütige Frau, aufgeschlossen gegenüber allen musischen Dingen. Obwohl sie nie Noten gelernt hatte, hörte sie gern Musik und freute sich über die musikalische Entwicklung ihrer Söhne. Wie schon erwähnt, tanzte sie gern und hat uns oft erzählt, wie sie als junges Mädchen im Conventgarten, jenem akustisch so herrlichen Saal, in dem ich später so viele schöne Konzerte gehört und selbst gespielt habe, sich nach Strauß'schen Walzermelodien gedreht hat und an ihren Augen die goldenen Namen der großen Komponisten, die in die Brüstungen des ersten Ranges je zwischen zwei Säulen eingelassen waren, vorüber schweben sah. Dieser Saal fiel leider den Bomben des Zweiten Weltkrieges zum Opfer.

Als wir 1934 in die größere Wohnung am Lehmweg 35 zogen, war ihre Freude groß über das moderne elektrische Licht und die vielen Räume; aber ihre Kräfte waren geschwächt durch ein zunehmendes Herzleiden. Als sie am 28. September 1937 an einem plötzlichen Herzversagen am Kaffeetisch ihrer

Schwestern in Niendorf im 65. Lebensjahr starb, war ihr Tod der erste schwere Schicksalsschlag in meinem Leben.

Wir haben sie sehr geliebt. Im Familiengrab der Möllers wurde sie auf dem Niendorfer Friedhof beigesetzt, über den heute die startenden Maschinen des nahen Fuhlsbütteler Flughafens hinweg brausen. Auf ihren Grabstein ließen wir den Bibelvers aus dem Johannesevangelium einmeißeln, den Johannes Brahms für das Sopransolo in seinem Requiem anlässlich des Todes seiner Mutter verwendet hat und das eine seiner schönsten Kompositionen darstellt:

*«Ihr habt nun Traurigkeit,
aber ich will Euch wiedersehen,
und Euer Herz soll sich freuen,
und Eure Freude soll niemand von Euch nehmen».*

Unser Vater hat unsere Mutter zwanzig Jahre überlebt und ruht nun auch an ihrer Seite. Wenn sie auch an Jahren nicht alt geworden ist (vielleicht war es eine Gnade, dass sie den Zweiten Weltkrieg nicht miterleben musste), so war ihr Leben erfüllt von der Liebe und Aufopferung für ihre Nächsten. Gern hätte sie noch ihre Enkelkinder und Urenkel miterlebt, für die wir diese Zeilen aufgeschrieben haben zu ihrem Gedächtnis.

Hans von Holt (1911 – 2008)

Lebenserinnerungen I

Wenn man sein Leben rückblickend überdenkt, sind es weniger die Jahre des ebenmäßig dahinfließenden Lebens, die in der Erinnerung aufleuchten, sondern die Zeiten der besonderen Ereignisse des Glücks oder der Trauer, der Sternstunden der Liebe und des künstlerischen Erfolges, oder der Entbehnungen und Gefahren während des Krieges. Sie bilden die Eckpfeiler unserer Erinnerung, die Meilensteine des Lebens. Man sagt, die Erinnerung des Menschen gehe auf sein drittes Lebensjahr zurück; doch wer will da die genaue Grenze ziehen? Mir scheint sie, wenn auch nebelhaft, noch weiter zurückzuliegen.

Als ich am 21. April 1911 abends gegen 21:30 Uhr in der Goßlerstraße 72 unter der Obhut der Hebamme Frau Hayn geboren wurde, damals war es noch nicht üblich, die Babys in der Klinik zur Welt zu bringen, durfte mein sieben Jahre älterer Bruder Hermann mich am nächsten Morgen im Schlafzimmer meiner Eltern besichtigen, während ihm die Nachbarin Frau Röhrs das Märchen vom Klapperstorch erzählte, der mich durch die geöffnete Fensterklappe abgeliefert haben sollte, was meinem Bruder schon damals sehr sonderbar vorgekommen ist. Wie er mir später erzählte, habe er besonders meine winzigen Ohren bewundert.

Ich war also ein «Nachkömmling», der gar nicht geplant war. Aber es waren noch die goldenen Jahre vor dem Ersten Weltkrieg; der Geldwert war stabil mit seiner Golddeckung, und meine Eltern hatten ihr gutes Auskommen. So wurde ich dann auch, ohne geplant auf die Welt gekommen zu sein, besonders geliebt und behütet.

Meine erste Erinnerung geht zurück auf den nebelhaften Eindruck, im Kinderwagen zu liegen, während meine Mutter sich über mich beugte mit einem Kosewort auf den Lippen. Ich meine, ihr Bild noch deutlich vor mir zu sehen, ihre blauen Augen und ihr Lächeln auf dem noch jugendlichen Gesicht. An einen Sturz, bei dem ich am linken Auge verletzt wurde, das stark blutete, und an die Verzweiflung meiner Mutter kann ich mich allerdings nicht mehr erinnern, das weiß ich nur aus den Erzählungen meiner Mutter und meines Bruders.

Als mein Vater 1914 seinen Stellungsbefehl erhielt, war meine erste Frage, ob er auch mit Musik hinaus marschieren werde. Ich hatte schon des Öfteren Militärkapellen gehört und bewundert. Nun verlor ich das Bild meines Vaters während der Zeit des Ersten Weltkrieges aus meinen Augen. Ich erinnere nur noch, dass er eines Abends spät auf Urlaub kam und ich aus dem Schlaf geholt

wurde, um ihn, der mir in seiner Uniform sehr fremd vorkam, zu begrüßen und einen frisch gebackenen Kartoffelpuffer mitzuessen.

Mein Spielgefährte war ein Junge aus dem Nachbarhaus, er hieß Oskar Meyer. Unsere Spiele bezogen sich vorwiegend auf den Krieg; wir bauten Kriegsschiffe und spielten U-Boot. In unserer Küche stand in einer Ecke die Nähmaschine meiner Mutter, auf die ich über einen Klappleiterstuhl als Kapitänleutnant hinaufstieg, sie war der Turm des U-Bootes, während mein Spielgefährte Oskar Meyer unter einem Stuhl als Maschinist sitzen musste. Er befolgte geduldig meine Anordnungen.

Unsere Wohnung lag in einem etwas zurückliegenden Haus, einer sogenannten «Burg», im dritten Stockwerk. Sie hatte einen Balkon, der im rechten Winkel zum Nachbarhaus und dem Balkon von Oskar Meyers Eltern auf der gleichen Höhe lag. So konnten wir uns von Balkon zu Balkon gut verständigen. Oskars Vater war Lackierer in der Straßenbahnfabrik am Falkenried und überzeugter Sozialdemokrat. Er war ein kleiner Mann, der nach Feierabend auf dem Balkon oft stehend, gestützt auf das Geländer, in einem Buch las. In seiner kleinen Bibliothek standen Werke von Schiller und Heine, wie ich mich noch erinnern kann. Als Lackierer strich er auch die Türen seiner Wohnung selbst, und wir haben oft darüber gelacht, wenn seine Frau Johanna, die viel größer als er war, nicht mit dem Farbton zufrieden war, den sie sich anders gewünscht hatte, und dann rief: «Heinrich, Du bist ja farbenblind». Ich sehe Heinrich Meyer noch deutlich vor mir, wie er des Sonntags im ungewohnten Anzug vom Spaziergang nach Hause kam und unter schrecklichen Grimassen an seinem Kragen zerrte, weil ihn die ungewohnte Krawatte drückte.

Von meinem Bett konnte ich auf das Ecktürmchen des seitlichen Nachbarhauses blicken, auf dem in der Abenddämmerung oft eine Amsel saß und ihr Abendlied sang. Dann fühlte ich mich ganz glücklich und geborgen, bis ich dann einschlief. Vom Krieg spürten wir damals unmittelbar nichts, aber seine Auswirkungen auf die Versorgung wurden immer spürbarer. Ich kann mich noch sehr gut an den Winter 1917/18 erinnern, in dem wir vorwiegend von Steckrüben in jeglicher Form leben und hungern mussten. Unsere Mutter, die uns Kindern oft heimlich, ohne dass der jeweils andere es bemerkte, von ihren Portionen etwas zuschob, wurde immer unterernährter. Schließlich begann sie auf Empfehlung einer Nachbarin in der Kriegsküche, einer Wohlfahrtsorganisation, mitzuarbeiten, und unsere Ernährung besserte sich etwas. Wir Kinder durften uns von dort Essenportionen abholen. Am Freitag gab es immer die geliebte Schokoladensuppe. Wie bescheiden wir doch damals waren. Steckrüben habe ich seither aber nicht mehr essen mögen.

Unser Vater war während des Krieges beim Train, einer bespannten Nachschubeinheit, wegen seines Alters von über vierzig Jahren, und so war er nicht in unmittelbarer Lebensgefahr. Er schickte uns einmal als Bewacher des Flugplatzes Staaken bei Berlin eine aus Hölzern für den Flugzeugbau selbstgefer-

tigte Windmühle, die sich noch lange auf unserem Balkon im Winde drehte.

Ostern 1918 kam ich mit sieben Jahren in die Volksschule am Lehmweg 14, ein gelber Backsteinbau aus der Gründerzeit. Es war noch Krieg, und es gab für die Kinder in der Pause eine Schulspeisung, die aus Milchsuppe und einer Scheibe Weißbrot bestand. Für die Lehrer war die Speisung nicht gedacht. Es rührt mich noch heute, wenn ich an den alten Herrn Hoppe, unseren Musiklehrer denke, der sich eine Scheibe Weißbrot stibitzt hatte und sie hinter der Tafel in seinen Mund stopfte. Der Hunger war groß, und wer keine Beziehungen zur Landbevölkerung hatte, war schlimm dran.

Meine erste Klassenlehrerin Fräulein Böschen (damals durfte man zu unverheirateten Frauen noch «Fräulein» sagen) mochte mich gern leiden. Mit Edmund Kurz, der später nach Amerika auswanderte, war ich abwechselnd der Erste oder Zweite der Klasse. Mir fiel das Lernen leicht. Ich kann mich noch gut erinnern, wie wir im ersten Schuljahr im Anschauungsunterricht vor aufgehängten Bildern saßen. So sehe ich noch die holländische Winterlandschaft mit dem Bauernhaus vor mir, auf der Wasserpumpe und den Zaunpfählen lagen dicke Schneehauben und spielende Kinder führen Schlitten und liefen auf Schlittschuhen daher. Ich spüre noch heute die behagliche und gemütliche Stimmung, wie wir da in der warmen Schulstube hockten und dieses Bild besprachen.

Im November dieses ersten Schuljahres ging der erste Weltkrieg zuende unter bürgerkriegsähnlichen Zuständen während der Revolution. Aber in der Vorstadt merkten wir wenig von den Kämpfen, die sich in der Stadt um das Rathaus herum abspielten. Mein Vater war gesund zurückgekehrt und begann zögernd seiner selbständigen Arbeit nachzugehen. Das Geld war schon während des Krieges bei uns knapp geworden; denn meine Mutter erhielt nur eine geringfügige Unterstützung. Die Stimmung war bei uns zuhause sehr gedrückt und mein Vater sprach von einer Hungersnot. Aber allmählich normalisierte sich das Leben wieder mit Gründung der Weimarer Republik. Kaiser Wilhelm II. war nach Holland ins Exil geflohen und lebte auf Schloss Doorn. Die Kriegsschulden, die dem deutschen Volk durch das Versailler Diktat aufgebürdet wurden, lähmten zunächst alle wirtschaftliche Gesundung und führten dann zur größten Inflation der Deutschen Mark, die am Vortag verdient am nächsten Tag nichts mehr wert war.

In diese Inflationszeit fiel eine Sommerferienreise nach Holland. Der älteste Bruder meiner Mutter, mein Onkel Hans, der in Scheveningen wohnte und in Rotterdam sein kaufmännisches Büro hatte, lud meine Mutter und mich für fünf Wochen zu sich ein. Er war Teilhaber der Firma Hushahn in Rotterdam und lebte in einem Haus an der Nieuwe Parklaan im mondänen Seebad Scheveningen mit seiner 15 Jahre älteren Frau, meine Tante Ada, zusammen, die er als geborene Engländerin in Hongkong kennengelernt hatte. Diese Ehe war kinderlos geblieben. Vielleicht war dies ein Grund, einmal seinen jungen

Neffen bei sich zu haben. Für meine Mutter und mich war das eine Reise ins Schlaraffenland. Dort gab es alles, was wir in Deutschland entbehren mussten. Leider musste mein Bruder Hermann, der gerade eine Banklehre absolvierte, im Hause bleiben. Onkel Hans' Haus lag nicht weit entfernt vom Kurhaus und dem Meer, und vom großen Erkerfenster im ersten Stock sah man auf die breite Straße. Die Straßenbahn fuhr auf einem eigenen Gleiskörper neben der Straße und auf einem Reitweg ritt jeden Morgen eine Schwadron holländischer Kavallerie vorbei, während wir mit Tante Ada beim Frühstück am Fenster saßen. Jeden Tag fuhr Onkel Hans mit dem Zug nach Rotterdam, und er hatte es gern, wenn ich ihn am Nachmittag vom Bahnhof abholte. Um 18 Uhr wurde warm gegessen. Tante Ada kochte nicht selbst, das Essen wurde ins Haus geliefert. Ich durfte dann wählen zwischen roter oder grüner Limonade. Wir besuchten an einem Sonntag Rotterdam und die Geschäftsräume der Firma Hushahn, wo ich auf der Schreibmaschine einen Brief nach Haus schreiben durfte. Wie konnte ich damals ahnen, dass ich gut 70 Jahre später meine Briefe an einem PC schreiben würde!

Das höchste Haus in Rotterdam war damals das Witte Huis, von dessen Dach wir einen wunderschönen Blick auf die Stadt und den Hafen hatten. Ein Wermutstropfen in dieser schönen Zeit war der Gedanke an meinen Bruder und meinen Vater, die an allem nicht teilhaben konnten.

Im Nachbarhaus wohnten die Hushahns. Mit Helene Hushahn, der zwölfjährigen Tochter von Onkel Hans Chef, hatte ich mich angefreundet. Sie war ein hübsches, verwöhntes Mädchen und zeigte mir auf Spaziergängen die Umgebung des Seebads. Wir machten zusammen Ballspiele und sprengten den Rasen. Leider fuhr sie mit ihren Eltern nach 14 Tagen auf Urlaub. Ich habe sie zum Bahnhof in Den Haag gebracht, indem ich mit der Taxe mitfahren durfte und musste dann allein mit der Straßenbahn nach Scheveningen zurückfahren. Das war für mich damals, noch dazu im Ausland, ein kleines Abenteuer. Ich war traurig, meine Spielgefährtin verloren zu haben. Viele Jahre später habe ich auf einer Reise durch Holland das Haus in der Nieuwe Parklaan zusammen mit meiner Frau und meinem Sohn wiedergesehen, wo ich als Elfjähriger so schöne Ferien erleben durfte. Das war zu einer Zeit, als Onkel Hans und Tante Ada schon lange nicht mehr lebten und diese Erinnerung an eine ferne, schöne Zeit mit einer nostalgischen Wehmut verbunden war.

In das Frühjahr vor dieser Hollandreise fiel eine für meine weitere Entwicklung wichtige Entscheidung, die einen der Meilensteine in meinem Leben darstellte: Die Versetzung in die Oberrealschule Eppendorf. Nach drei Jahren Grundschule verließ uns unsere Klassenlehrerin Fräulein Böschen, und wir bekamen einen Klassenlehrer – Herrn Rumpler. Für mich war das insofern eine einschneidende Änderung, als ich nicht mehr der auserwählte Liebling der Lehrerin war, sondern einer von vielen. Außerdem wuchsen die Anforderungen der Schule, und ich konnte nicht mehr alles spielend schaffen, sondern musste

mich auch ein wenig anstrengen und fleißig sein. Herr Rumpler war sicher ein gerechter Lehrer, aber mein Verhältnis zum Klassenlehrer war anders geworden. So war es nicht ohne weiteres klar, ob ich zur Prüfung für die Oberrealschule vorgeschlagen werden würde. Der sportliche Lehrer sah in mir ein eher vorsichtiges, zaghaftes Kind und traute mir nicht den nötigen Elan zu.

Eines Tages gingen wir während der Turnstunde in den Park vor dem Eppendorfer Krankenhaus zum Rodeln. Es gab dort eine verhältnismäßig steile Abfahrt. Dort angekommen fragte mich mein Lehrer, ob ich allein dort hinunter rodeln würde. Ich setzte mich beherzt auf den Schlitten und abwärts ging's. Danach sagte er mir dann, dass er mich doch für die Prüfung vorschlagen würde. Wir gingen aus der Klasse zu dritt zur achttägigen Prüfung in die ORE. Edmund Kurz und ich wurden angenommen. Als wir die blauen Briefe in der alten Schule ausgehändigt bekamen, öffnete Edmund seinen für die Eltern bestimmten Brief, las die gute Nachricht und wollte meinen Brief auch öffnen. Das wollte ich aber nicht. So gingen wir zusammen zu uns und meine Mutter las mir vor, dass ich die Prüfung bestanden hätte. Edmund war froh, dass er nicht allein in die höhere Schule hinüber wechseln musste, und so blieben wir einige Jahre weiter in einer Klasse. Wenn ich nicht in diese Schule gekommen wäre, hätte ich meinen Musiklehrer Heinz Hamm nicht kennengelernt, auf dessen Einfluss ich später meinen Beruf erwählte.

Die Oberrealschule war für mich insofern Neuland, als meine Mitschüler aus anderen Kreisen kamen, als das in der Volksschule der Fall war. Es waren vorwiegend Kinder aus wohlhabenden Elternhäusern mit einer gewählteren Sprache und Erziehung, wo das Geld reichlich floss und deren Kleidung sich durch erlesene, teure Sachen von meiner einfachen unterschied. Es war eine andere Atmosphäre, an die ich mich gewöhnen und auf die ich mich einstellen musste. Die schulischen Anforderungen waren mannigfaltiger und das Niveau anspruchsvoller. So schwamm ich nicht ganz vorn, sondern in der Mitte mit den anderen Schülern, und das blieb auch so.

Mein Wunsch, eine Geige zu besitzen und spielen zu lernen, war schon mit neun Jahren erwacht. Ich stand oft vor Musikaliengeschäften und sah voller Verlangen auf die ausgestellten Geigen, die aus meiner heutigen Sicht billige Fabrikinstrumente waren. Eines Tages, ich war zehn Jahre alt, ging meine Mutter mit mir zu Herrn Musikdirektor Ernst Jahnke am Weidenstieg 16, der ein Musikinstitut leitete und der eine alte Geige für 40 Mark besorgte und bei dem ich Unterricht bekam. Mit einigen Unterbrechungen blieb ich bei ihm bis zur Berufswahl. Mein Bruder kaufte sich ein einfaches Cello aus Markneukirchen und erhielt auch recht und schlecht Unterricht bei meinem Lehrer. Jahnke hatte früher im Hamburger Konservatorium einen guten Geigenunterricht genossen. Später war er Organist an einer Kirche geworden, leitete Männerchöre und unterrichtete Geige, Klavier und theoretische Fächer. Er hatte zu meiner Zeit aber schon alle künstlerischen Kontakte zu den großen Musikern seiner Zeit

verloren. Unsere Eltern hatten auf diesem Gebiet keinerlei Erfahrungen, und so mussten wir, teils aus Geldmangel, teils aus Unkenntnis große Umwege in unserer musikalischen Erziehung machen.

Aber in meiner Schule lernte ich durch die vorbildliche, engagierte Arbeit meines Musiklehrers Heinz Hamm gute Musik kennen. Ich kam zuerst mit meiner hellen Sopranstimme in den gemischten Chor. Die Männerstimmen waren durch Primaner und Lehrer besetzt. Hamm gab mit seinem Schulchor und dem durch philharmonische Bläser verstärkten Schulorchester regelmäßig Konzerte in der Aula der Schule oder in Hamburger Kirchen. So erinnere ich mich an ein für mich höchst eindrucksvolles Kirchenkonzert in der Hamburger Petrikerkirche mit zwei Bach-Kantaten, eine war: «Gott der Herr ist Sonn und Schild», die ich im Chor begeistert mitsang, oder an die konzertante Aufführung von Glucks Oper «Orpheus und Eurydike» in der Schulaula. Die Chorübungsstunden fanden immer am Mittwoch-Morgen in der Frühstunde statt, also vor dem eigentlichen Schulbeginn, was bei den Sängern den nötigen Idealismus voraussetzte, den Heinz Hamm uns vorlebte. Als ein Primaner, der am Chorsingen nicht beteiligt war, Hamm anlässlich eines Konzerts fragte: «Rentiert sich das denn überhaupt?» ging ein Donnerwetter auf den Frager nieder. Später wechselte ich beim Stimmbruch vom Chor ins Orchester hinüber und saß zuerst an einem 2. Geigen-Pult, noch später dann am Bratschen-Pult. Die Orchesterproben fanden immer am Montag um 16 Uhr statt und wurden manchmal auch von einem sehr begabten Geiger, der als Konzertmeister den Streichern vorstand, geleitet. Diese schulische Musikpflege regte mich natürlich an, mit meinem Bruder Hermann zu Hause Duette, später Trios und Quartette kennenzulernen. Doch später mehr davon.

Als kleines Kind besaß ich einen sogenannten «Fliegenden Holländer», ein Gefährt mit vier Rädern und einem Hebel zum Fortbewegen. Mit diesem Fahrzeug kurvte ich auf dem breiten Fußweg der Goßlerstraße herum. Gegen Mittag kletterte ich auf ein eisernes Gestell, das einen jungen Baum schützend umschloss, der vor unserem Haus stand, um Ausschau zu halten nach meinem Bruder, der um diese Zeit aus der Schule nach Hause kam. Wenn ich ihn gesichtet hatte, fuhr ich ihm entgegen. Vor unserem Haus befand sich in der «Burg» ein kleiner Garten, der mit einem Holzgitter umzäunt war; in der Mitte Rasen und an den Seiten Sträucher und Büsche. Von unserem Balkon sah man auf diesen Garten, dessen Rasen von dem Hausmeister Buse regelmäßig gemäht wurde. Dieser war auch für die Treppenbeleuchtung verantwortlich und musste bei der Dämmerung die Gaslampen anzünden, (wir hatten damals noch kein elektrisches Licht) und abends um 22 Uhr wieder löschen. Auch die Straßenbeleuchtung bestand aus Gaslaternen, die jeden Abend von einem Bediensteten der Stadt angezündet werden mussten. Ich habe als Kind oft vor den Läden unserer Vorderhäuser gestanden und die elektrischen Birnen bewun-

dert und davon geträumt, in unserer Wohnung das Licht per Schalter anzumachen.

Unsere Nachbarn, die viele Jahre mit uns in diesem Haus zusammen lebten, muss ich noch kurz erwähnen. Über uns wohnte Frau Emilie Röhrs, die meinem Bruder das Märchen vom Klapperstorch nach meiner Geburt erzählte, und von der mein Bruder einmal sagte, sie röche nach Mottenkugeln und Papagei. Sie besaß einen solchen grün gefiederten Vogel mit Namen «Lora», der in ihrer Wohnung herumflog, mich mit seinen tückischen Augen musterte und versuchte, sich auf meine Schulter zu setzen, was mir immer sehr unangenehm war, obwohl Frau Röhrs sagte: «Er tut Dir ja nichts!» Frau Röhrs Ehemann, an den ich mich nur schwach erinnern kann, hatte sich, weil er im Endstadium an Magenkrebs litt, an der Türklinke seines Schlafzimmers aufgehängt. Meine Mutter musste ihn dort abschneiden. Ich habe das zwar nicht gesehen, aber diese Erzählung ging mir lange nach. So wohnte Frau Röhrs noch viele Jahre als Witwe über uns im vierten Stock, bis sie eines Tages wegen Verfolgungswahn abgeholt wurde.

Uns gegenüber auf der gleichen Etage wohnte Fräulein Agnes Schlichting zusammen mit ihrem unverheirateten Bruder, der von Beruf Schlachter war. Sie war Masseurin und lebte im Sommerhalbjahr im Bad Oeynhausen, wo sie im Kurhaus ihrem Beruf nachging. Wenn meine Mutter einmal Nackenschmerzen hatte, wurde sie von Agnes massiert. Agnes hatte die Angewohnheit, statt aber «aberer» zu sagen, sodass wir Kinder sie Tante «Aberer» nannten, wenn wir unter uns waren. Ihr Bruder Robert hieß bei uns Bruder «Mumpitz», weil er oft bei Gesprächen über Politik sagte: «Das ist ja alles Mumpitz». Agnes hatte ein Abonnement im Hamburger Stadttheater und erzählte meiner Mutter häufig von ihren Opernerlebnissen. So war ich dabei, als sie auf dem Treppenabsatz den dicken Falstaff imitierte, indem sie den Bauch herausstreckte und ihre Beine abwechselnd nach vorn warf und dazu sang: «Wie freu' ich mich,, wie freu' ich mich, wie treibt mich das Verlangen». Meine Mutter lachte Tränen und auch ich fand das sehr komisch. Als ich später «Die lustigen Weiber» in der Oper im Orchester mitspielen musste, habe ich noch oft bei dieser Szene an Agnes Schlichting denken müssen.

Unter uns wohnte Fräulein Marie Wiegers, damals schon stark nach vom gebeugt gehend. Sie stammte aus einem gebildeten Hause und war verarmt als Telefon-Fräulein vom Amt tätig. Sie besaß einen großen Bücherschrank voll guter Literatur und lieh uns oft Bücher aus. So habe ich damals schon manches gute Buch gelesen. Die gesamten Werke von Fritz Reuter, die noch heute in meiner Bibliothek stehen, waren ein Weihnachtsgeschenk im Jahre 1920 an meinen Bruder. Sie war eine geduldige ZuhörerIn, wenn wir oben musizierten, und hat sich nie beschwert. Sie hieß unter uns nach frühem Kindermund «Tante Wiwi». Ihr verdanke ich eine Literaturkenntnis, die sich vor allem auf die Romantiker bezog, die mir viel Anregung zu weiterem Lesen gegeben hat.

Unter Fräulein Wiegers, in der ersten Etage, wohnte Herr Pucknat mit seiner Frau. Er war Oberkontrolleur bei der Hamburger Straßenbahn und trug einen Spitzbart. Er war stolz auf seine prächtige Uniform mit violetten Kragenspiegeln. Oft hörte man ihn auf seinem Bandonium volkstümliche Weisen spielen, was er mit großer Ausdauer tat. Er sang auch im Kirchenchor der Hohelufter Markuskirche mit, wo er seinem Dirigenten Adolf Detel Hermann und mich als Streicher für sein Kirchenorchester empfahl. Auf die Frage Detels, ob wir denn auch dieser Aufgabe gewachsen seien, antwortete unser Straßenbahnkontrolleur: «Die Beiden spielen alle schweren Kornponien»! Dieser Ausdruck wurde bei uns dann ein geflügeltes Wort.

Mein Bruder war ein Straßenbahnfan und nahm mich auf großen Spaziergängen mit, um mit mir zusammen die Strecken der verschiedenen Linien, die bei uns am Eppendorfer Baum verkehrten, zu erkunden. So lernte ich meine Vaterstadt schon früh genauer kennen. Es fiel mir manchmal recht schwer, mit meinen kleinen Beinen die vielen Kilometer zu laufen; aber mein Bruder verfolgte unnachgiebig sein Ziel bis die Endstation der betreffenden Linie erreicht war. Hatten wir das Ziel erreicht, wurde die wartende Bahn bestiegen, und wir fuhren auf dem Vorderparron neben dem Fahrer stehend nach Hause. So sahen wir fahrenderweise die ganze Strecke noch einmal. Die Wagen waren damals vom noch unverglast, und wir standen auch im Regen dort und kamen uns sehr heldenhaft vor. Mein Bruder kannte bald alle Triebwagen und ihre Nummern ganz persönlich. Als er selbst Geld verdiente, besaß er eine Monatskarte und fuhr auch zum eigenen Vergnügen, so oft er wollte, die verschiedenen Strecken ab, natürlich immer vorn beim Fahrer. Für mich war es bei unseren Ausflügen immer sehr wichtig, dass an der Endstation auch eine Toilette vorhanden war, um dringenden Bedürfnissen nachzukommen. Zu Hause wurde bei uns viel mit kleinen Modellstraßenbahnen gespielt, die mein Bruder selbst wirklichkeitsgetreu nachgebaut hatte. Das Schienenmaterial stammte von einer alten Modelleisenbahn sowie auch die Räder. Auf der Fensterbank unseres Küchenfensters hatte unsere Mutter eine Reihe von Topfpflanzen stehen; hier führten die Gleise durch die Baumallee. Viel Phantasie brachten wir beim Spielen auf, und das Klo aus Bausteinen durfte auch hier an der Endstation nicht fehlen. Hermann war ein besonderer Feinschmecker beim Bahnspielen, er ist es auch zeit seines Lebens geblieben. Bei seiner Berufswahl wollte er am liebsten zur Eisenbahn, doch wegen seiner Kurzsichtigkeit bekam er dort keine Lehrstelle. Da die Lehrstellen überall knapp waren, gelang es meinem Vater, ihm eine Lehrstelle bei einer Bank zu verschaffen durch einen Kunden, der Prokurist bei der Bank Callmann am Neuen Wall war. So kam er in einen Beruf, den er sich nicht ausgesucht hatte, und träumte noch lange seinem Wunschberuf nach. Die Hamburger Straßenbahn blieb sein Hobby. Noch im Alter entwarf er neue Linien für seine Stadt und errechnete bis aufs Genaueste Fahrpläne, die mit den

wirklich existierenden Linien in den Anschlüssen übereinstimmten.

So wuchs ich heran. Mein Horizont erweiterte sich über Wohnung und Straße auf meine Vaterstadt hinaus. Die Oberrealschule vermittelte mir als erste Fremdsprache Französisch und ab Quarta Englisch. Mathematik lag mir gut, so lange es bei der Geometrie blieb. Auch im Deutschen schrieb ich bei Professor Friedrich in meinen Aufsätzen gute Noten. Mit dem Sohn Prof. Friedrichs, der ein begabter Cellist war, spielte ich später im Schmalmack-Quartett zusammen. So ergab es sich, dass ich lange nach meiner Schulzeit mit meinem Deutsch-Professor und seinem Sohn Skat spielte. Doch das ist weit vorgegriffen. Aber die stärksten Anregungen erhielt ich während meiner Schulzeit auf dem Gebiet der Musik durch meinen Musiklehrer Heinz Hamm. Sie wurden verstärkt durch unsere häusliche Kammermusikpflege. Da meinem Bruder und mir ein Bratschenspieler zum Streichquartett fehlte, bestellten wir uns aus Markneukirchen eine billige Bratsche, die ich dann übernahm, nachdem ich schnell den Alt-schlüssel gelernt hatte. Schulfreunde spielten zuerst die Violinen, bis es später Mitstudierende waren. Vom Stundenhonorar meines ersten Geigenschülers kaufte ich mir bei Benjamin am Alten Wall die Noten zu den Quartetten von Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert. So lernten wir die Meisterwerke der Quartettliteratur kennen. Wir waren dabei ganz auf uns selbst gestellt, Schallplatten, die uns den richtigen Weg gewiesen hätten, gab es noch nicht. Unser Spiel mag noch recht unvollkommen gewesen sein, doch unsere Begeisterung und das Hören einiger Werke im Konzertsaal glichen das wieder aus.

Die Schule verließ ich mit der Obersekundareife, um Musiker zu werden. Ich verbrachte noch einige Zeit bei meinem alten Lehrer Ernst Jahnke. Durch ihn bekam ich ein Klavier, sodass zum Violinstudium nun auch das Klavierspiel und die Harmonielehre kamen. Dann bewarb ich mich um eine halbe Freistelle im Krüss-Färber-Konservatorium, wo ich mit dem Hauptfach Bratsche angenommen wurde. Ich dachte mir damals: Gute Geiger gibt es viele, aber an guten Bratschern fehlt es. Mein Hauptlehrer war der damalige Solobratscher des Stadttheater-Orchesters, August Langbein. Mein Theorielehrer war der Hamburger Komponist Heinrich Stahmer. Orchesterproben vervollständigten die Ausbildung. Sie wurden geleitet vom Direktor des Konservatoriums, Dr. Mayer-Reinach, bei dem ich etwas später in seine Dirigentenklasse aufgenommen wurde. So durfte ich bei zwei Konzerten des Konservatoriumsorchesters auch das Bratschenpult mit dem Dirigentenpult austauschen. Im ersten Konzert dirigierte ich als erste Programmnummer die Ouvertüre zu «Iphigenie in Aulis» von Gluck mit dem Schluss von Richard Wagner. Dieses Konzert fand an einem Sonntagmorgen um 11 Uhr im Saal der Gewerbekammer statt. Ich litt an diesem Morgen unter großem Lampenfieber, eine starke Übelkeit setzte mir zu. Ich ließ meine Eltern und meinen Bruder vorausfahren, um noch etwas allein zu sein, und nahm die nächste Straßenbahn zum Holstenwall. Dr. Mayer-Reinach sagte mir vor dem Konzert, ich solle noch drei Minuten warten, bis er

seinen Platz in der ersten Reihe eingenommen habe und dann das Podium betreten, wo das Orchester schon eingestimmt wartete. Ich ging wie befohlen hinaus, betrat beherzt das Dirigentenpodium und machte meine Antrittsverbeugung. Ich hob den Taktstock und war ganz ruhig, das Lampenfieber war verschwunden. Der langsame erste Teil gab mir Sicherheit; im Mittelteil zog ich das Tempo energisch an und das Orchester folgte mir geschlossen bis zum wiederkehrenden ersten Thema mit dem langsamen Schlussteil, der mit einem leisen Holzbläserakkord schließt. Damit hatte ich mein Dirigentendebüt bestanden.

Im zweiten Konzert hatte ich die Aufgabe, die Geigerin Annemarie Nordmann bei der Wiedergabe der ersten Romanze in F-Dur von Beethoven zu begleiten. Das ging ohne Aufregung recht gut und war schon fast Routinearbeit. Es fiel mir umso leichter, als ich die Romanze als Geiger selbst schon gespielt hatte.

Während meiner gesamten Studienzzeit machten wir zu Hause an zwei Abenden in der Woche Kammermusik. Ich übernahm jetzt den ersten Violinpart, und am Bratschenpult saß der Buchhändler Friedrich Caspar, der sehr engagiert und begeistert mitmachte. Er besorgte uns viele Noten zum Einkaufspreis, und so wuchs unser Notenbestand. Am zweiten Geigenpult saß der Kommilitone Kurt Burghold, dessen Hauptfach das Horn war, er war ein ganz passabler Geiger. Am Cello saß natürlich wie immer mein Bruder Hermann. Diese Zeit war für mich sehr wichtig zum Kennenlernen der Kammermusikliteratur und deren technischer Beherrschung sowie für die Entwicklung der Führungseigenschaften als Primarius.

Für die Kammermusik mit Klavier kam die Klavierlehrerin Linda Kloppenburg in unseren Kreis, und so lernten wir auch die Klavier-Trios, Quartette und Quintette der klassischen Hauptwerke kennen. Im Konservatorium gab es auch eine Kammermusikklasse, die der Cellist Paul Barth leitete, und in der ich als Bratscher mitmachte. Hier lernte ich auch größere Besetzungen vom Sextett bis zum Oktett kennen. Ich spielte in dieser Zeit eine kleine sächsische Bratsche, die mir mein Lehrer Langbein besorgt hatte und die recht gut klang. Später, als ich noch bessere Instrumente erwarb, verkaufte ich sie an die Bratscherin Käthe Kabitzke, der Frau eines Cello-Kollegen, die sie bis an ihr Lebensende spielte.

Meine ersten Schritte in das Berufsleben machte ich mit einer Aushilftätigkeit im Harburger Stadttheater, in das mich Willi Hammer holte, dem ich einmal im Foyer des Hamburger Stadttheaters vorgespielt hatte, weil er junge Musiker für sein Orchester suchte. Unter ihm spielte ich meine erste Oper: «Die toten Augen» von 'dAlbert. Es folgte Webers «Freischütz», wo ich sogar das Bratschen-Solo in der Ännchen-Arie spielen musste, weil der Solo-Bratscher Werner Rother erkrankte. Im Herbst 1932 nahm mich Willi Hammer in die von Dr. Sattler gegründete Schiller-Oper am Neuen Pferdemarkt mit, deren musikalischer Oberleiter er wurde. Hier verdiente ich als Volontär 130 Mark im

Monat. Mit Werner Rother saß ich zusammen am ersten Bratschen-Pult und spielte auf dessen Bitte in der Eröffnungsvorstellung unter dem Dirigenten Max von Schillings das Freischütz-Solo. Dies war meine Feuertaufe. In den Kritiken hieß es, die ersten Streicherpulte des Orchesters seien solistisch sehr gut besetzt. In der ersten Opernsaison lernte ich dann noch Verdis «Rigoletto» und Bizets «Carmen» kennen und erwarb mir damit die ersten Opernkenntnisse. Die Schilleroper hielt sich finanziell nur zwei Jahre über Wasser, bevor sie in der dritten Spielzeit, in der hauptsächlich Operetten gegeben wurden, ganz schließen musste. Inzwischen war ich schon in das neu gegründete Schmalmack-Quartett geholt worden zusammen mit dem Solo-Cellisten der Schilleroper Hans Wilhayn und dem jungen Geiger Ewald Lassen. Das war im Herbst 1933, nachdem im Frühjahr die Nationalsozialisten die Macht in Deutschland übernommen hatten. Werner Schmalmack hatte als alter Parteigenosse mit dem goldenen Parteiabzeichen jetzt die besten Verbindungen. So erhielten wir von der Partei eine laufende finanzielle Unterstützung als Basis, für die wir Veranstaltungen der Organisation «Kraft durch Freude» musikalisch betreuen mussten. Mit der Partei hatte ich persönlich nichts zutun; Schmalmacks Empfehlung, doch auch Parteimitglied zu werden, habe ich auch später nie Folge geleistet. Obwohl ich damals gar nicht wissen konnte, was aus Hitlers politischen Absichten entstehen würde, war mir diese «Bewegung» suspekt. Für mich war die künstlerische Aufgabe entscheidend, mit dem Quartettspiel in öffentlichen Konzerten die nötige Podiumsroutine zu bekommen. So spielten wir vor allem in Schleswig-Holstein, in Kiel und in Hamburg. Werner Schmalmack war ein etwas eigenwilliger Geiger mit einer nicht abgeschlossenen Ausbildung, die er autodidaktisch zu vervollkommen suchte, indem er technisch eigene Wege ging, die uns nicht immer beglückten. Aber ein ernstes musikalisches Bestreben war ihm nicht abzusprechen. Sein großes Vorbild war der Geiger Adolf Busch. Menschlich war er, trotz seiner politischen Engstirnigkeit in Bezug auf die rassistischen Vorbehalte gegenüber dem Judentum ein anständiger Charakter. Der Versuch, die Kunst ins Volk zu tragen, führte oft zu lächerlichen Auftritten, wenn z.B. der Kulturobmann einer Kleinstadt vor einer «Kraft durch Freude»-Veranstaltung fragte: «Herr Schmalmack, wieviel Leute haben Sie in Ihrem Quartett?», oder ein anderer in seiner Eröffnungsansprache vor einem reinen Kammermusikprogramm sagte: «Sie hören heute Abend eine kleine aber feine Kapelle.»

Werner Schmalmack wurde im Frühjahr 1934 während einer Quartettprobe, die wir im Hause seines Vaters, der Arzt von Beruf war, abhielten, von Gustav Havemann, dem bekannten Geiger, der von den Nazis den Auftrag erhalten hatte, eine Reichsmusikkammer aufzubauen, aus Berlin angerufen und von ihm zum Landesleiter für Hamburg ernannt. Dadurch erhielt er einen großen politischen Einfluss auf das Hamburger Musikleben, was Vor- und Nachteile für das Quartett hatte. Zum einen erhielt er durch sein neues Amt die

Rückendeckung der politischen Machthaber, zum anderen setzte er sich in Künstlerkreisen einer viel größeren Kritik als Geiger und Musiker aus. Die Probenarbeit litt oft unter Zeitnot seinerseits, sodass auch die musikalische Entwicklung des Quartetts gebremst wurde.

In diese Zeit fiel der Erwerb der alten Bratsche von Joseph Klotz (Mittewald 1775), die ich von einem Freund Ewald Lassens für nur 350 Mark kaufen konnte. Dieses Instrument stellte eine große Verbesserung dar, und ich habe sie wegen ihres lieblichen und tragfähigen Tons sowie ihrer bequemen Spielweise sehr gern gespielt. Sie ist in so manchem Konzert erklingen und hat zu meinem beruflichen Erfolg beigetragen. Viel später hat mein Sohn dieses schöne Instrument gespielt.

Da das Quartettspiel meine Zeit nicht ganz ausfüllte und auch nur ein Existenzminimum sicherte, ging ich als Solo-Bratscher in das Landesorchester Nordmark, ein Vorläufer der heutigen Hamburger Symphoniker, das Willi Hammer leitete. Dieses Orchester spielte neben Konzerten in Hamburg/Altona viel in der Provinz Schleswig-Holstein für Chorvereinigungen in Elmshorn, Itzehoe und Heide. Werke wie Haydns Jahreszeiten und die Schöpfung, Mendelssohns Elias, Händels Messias und Brahms Deutsches Requiem gehörten dazu. So manches Konzert endete nach einer Busfahrt spät in der Nacht in Altona, und ein Fußweg von einer dreiviertel Stunde musste noch bis zur Wohnung bewältigt werden, auch wenn am nächsten Morgen wieder eine Probe anlag. Wir hatten keine Gewerkschaft, die das verbot. Ich habe in dieser Zeit viel gelernt, aber «Lehrjahre sind keine Herrenjahre».

Nach einem Konzert unter Willi Hammer in Altona, in dem wir als letztes Werk die sechste Sinfonie von Tschaikowsky spielten, fragte mich Dr. Goette, der in der Proszeniumsloge gesessen hatte, ob ich in seinem Pro Arte-Zyklus, in dem das Erdmann-Trio verpflichtet war, das Schubert'sche Forellenquintett mitmachen könnte. Ich sagte natürlich zu. Dieses Konzert ist mir in bester Erinnerung geblieben. Diesem Trio gehörten Eduard Erdmann, Alma Moodie als Geigerin und der Cellist Carl-Maria Schwamberger an. Zum Forellenquintett kamen außer mir noch der Kontrabassist Schölermann dazu, der einen kleinen Bass sehr kammermusikalisch spielte. Das war für mich Fünfundzwanzigjährigen ein erfolgreiches Erlebnis.

Als besonderes Ereignis ist mir ein Konzert im Oktober 1937 in Erinnerung geblieben: Ein Brahms-Abend mit dem Schmalmack-Quartett in der kleinen Musikhalle. Wir spielten zuerst das c-moll-Quartett op. 51 Nr. 1, darauf das Klavierquartett in A-Dur op. 26 mit Willi Hammer am Klavier, und zum Schluss das G-Dur Streichquintett op. 111 mit Werner Rother an der zweiten Bratsche. Es war ein schöner Erfolg und einer der Höhepunkte mit diesem Quartett, der anschließend zusammen gefeiert wurde.

Das Nordmarkorchester hatte auch die Aufgabe, die Bühnenmusiken für das Altonaer Stadttheater zu stellen, die Werner Rother, der später als Komponist und Kapellmeister am Deutschen Schauspielhaus unter Gustav Gründgens tätig war, leitete und mit dem ich viele Jahre freundschaftlich verbunden blieb. Zu diesen Bühnenmusiken gehörte u.a. die Peer Gynt-Musik von Grieg, die Werner Rother an einem Tage dirigieren musste, an dem er nachmittags die Mitteilung vom Tode seiner Mutter erhalten hatte. Die ergreifende Musik zum Tode der Mutter Aase, die bei Peers enthusiastischer Traumerzählung einer künftigen gemeinsamen Kutschenfahrt zu Häupten ihres Bettes sanft entschlummert, muss ihn seelisch sehr belastet haben. Ich habe versucht, ihn danach etwas zu trösten so gut ich konnte.

Zu Shakespeares Sommernachtstraum wurde die Musik des Berliner Komponisten Edmund Nick gespielt, weil die geniale Musik Mendelssohns von den Nazis verboten worden war. Aber die Aufführung unter der Regie des damaligen Intendanten Dr. Legband war sehr gut, die Rollen waren durch hervorragende Schauspieler besetzt. So lernte ich durch viele Wiederholungen, auch von anderen Shakespeare-Werken wie «Was ihr wollt» und «Wie es euch gefällt» diese Literatur gut kennen und schätzen.

In der Pause einer Sommernachtstraum-Aufführung ging ich durch das Bühnenhaus und sah auf einer Treppenstufe ein junges schönes Mädchen sitzen, das im Elfen-Chor mitwirkte. Ich hatte dieses Mädchen schon des Öfteren bei Chor- und Orchesterkonzerten mit der Altonaer Singakademie im Sopran gesehen, wo sie mir wegen ihrer Musikalität und Begeisterung aufgefallen war. Ich setzte mich zu ihr auf die Treppe und begann ein Gespräch. So lernten wir uns kennen. Es war Inge, meine spätere Frau. Nach der Vorstellung lud ich sie ein zu einem Zusammensein im Kollegenkreis. Als wir dann im Restaurant des Altonaer Hauptbahnhofs saßen, sagte Werner Rother: «Nun bin ich aber neugierig, wer unsere junge Freundin nach Hause bringen wird». Ich war es dann, der Inge im Taxi nach Hause begleitete. So begann eine Freundschaft und Liebe, die uns für ein ganzes Leben begleiten sollte.

Unsere Heirat am 16. September 1939 fiel schon in die furchtbare Zeit des Zweiten Weltkrieges, der am 1. September mit dem deutschen Einmarsch in Polen begonnen hatte, und der unser Leben für viele Jahre verdunkeln sollte.

Aber zuvor muss ich noch von drei Ereignissen berichten, die für mein Leben von entscheidender Bedeutung waren. 1936 bewarb ich mich um die frei gewordene Stelle eines ersten Solo-Bratschers im Philharmonischen Staatsorchester Hamburg. Beim Probespiel kam ich zusammen mit Fritz Lang in die engere Wahl. Ich spielte die Solosonate in g-moll von Max Reger; Fritz Lang spielte das Bratschenkonzert von Stamitz. Schließlich fiel die Wahl nach einigen Orchester-Soli auf Fritz Lang, der sechs Jahre älter war als ich und als Solo-Bratscher in Breslau über die größere Erfahrung verfügte. Diese Entscheidung war rückblickend von so großer Bedeutung für mich, weil ein positives Ergebnis

dieses Probespiels mir den Kriegsdienst als Soldat erspart hätte. Lang war während des Krieges reklamiert und wurde nie eingezogen. Andererseits wäre der Sprung in diese so wichtige Position für mich wahrscheinlich künstlerisch zu früh gewesen. Am meisten enttäuscht war meine Mutter, dass ‹dieser Jochum› mich nicht genommen hatte.

Das zweite noch einschneidendere Erlebnis war die Konfrontation mit dem Tod eines geliebten Menschen, als meine Mutter am 28. September 1937 an akutem Herzversagen im Alter von 64 Jahren starb. Ich hatte sie am Morgen zur Straßenbahnhaltestelle gebracht, weil sie ihre Schwestern in Niendorf, meine Tanten Alwine und Paula, besuchen wollte und ihre Tasche getragen. Sie ging gebeugt neben mir, stützte sich auf meinen Arm und sagte: «Früher habe ich dich an der Hand gehalten, jetzt führst du mich.» Ich half ihr beim Einsteigen in die Linie 22, sah, wie sie sich auf einen Eckplatz an der Tür setzte und mir noch einmal zuwinkte. Dann führ sie davon. Ich habe sie nicht mehr lebend wiedergesehen. Am Nachmittag kam dann der Anruf von Tante Paula mit der schonenden Mitteilung, dass sie krank sei und wir kommen sollten. Tante Paula kam uns vor ihrem Haus entgegen und sagte meinem Bruder und mir, dass unsere Mutter eingeschlafen sei. Sie war am Kaffeetisch, nachdem sie noch viel aus ihrer Kinderzeit bei ihren Großeltern erzählt hatte, plötzlich zusammengesunken. Es war ein harter Schlag, zu erfahren, wie bitter der endgültige Abschied sein kann. Inge hat mir sehr geholfen, diesen Schmerz zu ertragen.

Das dritte Ereignis von großer beruflicher Bedeutung war der Erwerb der alten italienischen Bratsche von J. B. Ceruti (Cremona 1796) im Jahre 1939. Werner Schmalmack und ich hatten den Geigenhändler Walter Hahn in Eppendorf aufgesucht auf der Suche nach noch besseren Instrumenten. Die Ceruti-Bratsche hatte Hahn in Kommission, sie sollte 4000.- Mark kosten, eine Summe, die ich damals unmöglich aufbringen konnte. Aber Hahn gab sie mir mit zum Ausprobieren, und ich war begeistert von dem großen, edlen Ton. Ich suchte den Geigenhändler nochmals auf, um ihm zu sagen, dass ich höchstens 2000.- Mark flüssig machen könnte. Mein Vater hatte mir angeboten, mir von seinem Sparsbuch 1000.- Mark zu leihen. Hahn sah mich wohlwollend lächelnd an und telefonierte mit dem Eigentümer des Instruments, einem alten Herrn in München, ob er mir die Bratsche für 2000 Mark lassen würde. Er willigte ein. Hahn war dann noch so nett, mir ein passendes Lederetui für dies größere Instrument (42 cm Körpergröße) zu schenken, was nur als Ausdruck einer besonderen Sympathie zu verstehen war. Damit hatte ich das Instrument fürs Leben, das mich bis heute begleitet hat und sicher zu meinen beruflichen Erfolgen ausschlaggebend beigetragen hat. Der heutige Wert dürfte etwa 100 000

Mark sein; denn die Werte alter berühmter italienischer Streichinstrumente steigen noch immer⁴.

Unsere alte Wohnung in der Goßlerstraße hatten meine Eltern 1934 gegen eine 4 1/2-Zimmerwohnung am Lehmweg 35 eingetauscht, um mehr Raum für die erwachsenen Söhne zu haben. Mein Bruder Hermann übernahm sie später nach der Geburt seiner Kinder und hat dort bis zu seinem Tode mit seiner Familie gewohnt. Ein gütiges Geschick bewahrte uns alle vor der Ausbombung und dem Tod im Zweiten Weltkrieg, als wir, Inge und ich, von unserer Wohnung in Hamm «Auf den Blöcken», die wir von Hermann und Käthe übernommen hatten und die 1943 bei den Luftangriffen auf Hamburg völlig zerstört wurde, 1940 nach Eimsbüttel in die Eimsbüttelerstraße zogen. Es war eine 3-Zimmer-Neubauwohnung, in der wir noch 15 Jahre gewohnt haben, bis wir 1956 unser Haus bauen konnten. Dazwischen lag die Zeit des Zweiten Weltkrieges mit ihren Gefahren und die schwere Zeit des Wiederaufbaus nach dem Krieg mit allen ihren Entbehrungen. Doch davon später mehr.

1937 war ich aus dem Nordmark-Orchester ausgeschieden, um mein Tätigkeitsfeld nach Kiel zu verlegen, wo der Primarius unseres Streichquartetts Direktor der Nordmarkmusikschule geworden war, in der ich als Lehrer für Bratsche und Kammermusik und für die Konzerte des Kieler Orchesters verpflichtet wurde. Eine Wohnung haben wir auch nach unserer Heirat in Kiel nicht gefunden, sodass ich zwischen Hamburg und Kiel hin und her pendeln musste. Das hatte zur Folge, dass ich des Öfteren in einem Kieler Hotel übernachten musste. Später nahm ich mir ein möbliertes Zimmer, weil man abends spät nicht mehr mit dem Zug nach Hamburg gelangen konnte. Nach Ausbruch des Krieges kam noch oft ein Fliegeralarm dazu, der zu Verspätungen der Bahn und nachts zur Unterbrechung der Nachtruhe führte. In dem Kieler Hotel an der Hafenstraße pochte dann der Nachtportier an jede Tür mit dem stereotypen Ruf: «Es ist wieder soweit». Es war eine schreckliche Zeit.

Die Mitglieder des Schmalmack-Quartetts hatten bis dahin in der zweiten Geige und im Cello ein- bis zweimal gewechselt. 1935 hatte der zweite Geiger Ewald Lassen, der mit der Pianistin Hannele Semann befreundet war, ein Konzert mit Klavier-Quartetten in der Kleinen Musikhalle angekündigt, ohne Schmalmack darüber zu informieren. Da er den Cellisten Hans Wilhayn und mich dafür gewonnen hatte und Schmalmack durch die Zeitung von dem Konzert erfuhr, kam es zum Bruch mit Lassen und Wilhayn. Mich wollte Schmalmack aber nicht verlieren. Er hatte schon einen neuen Cellisten in Kurt Friedrich, dem Sohn meines ehemaligen Deutschprofessors, gefunden, der ein herrliches Bergonzi-Cello besaß. So blieb ich als Bratscher in seinem Quartett.

⁴ leider stellte sich später, als mein Vater mit über 80 Jahren nicht mehr spielte, heraus, dass die «Ceruti» nicht echt war, obwohl ein sehr schönes Instrument. Dem Klang tat das aber keinen Abbruch.

Friedrich hatte das Bergonzi-Cello aus dem Nachlaß des bekannten Berliner Cellisten Grünfeld erworben, es hatte einen großen sonoren und typisch italienischen Ton. Friedrich war ein begabter und sehr sensibler Musiker. Als zweiter Geiger kam Hans-Heinrich Faasch ins Quartett, ein guter Geiger, als Mensch etwas schwerfällig und gehbehindert. Sein gehemmtes Wesen führte zu mancher komischen Situation. Als wir einmal im Hause Schmalmacks in Blakenese probierten, ging Faasch während einer Pause auf den dunklen Flur, um die Toilette aufzusuchen, kam aber gleich zurück und sagte verlegen: «Wissen Sie vielleicht zufällig, Herr Schmalmack, wo hier der Lichtschalter ist?» Kurt Friedrich war in seiner überempfindlichen Art, die manchmal schon nicht mehr normal war, das gerade Gegenteil zu Schmalmacks sturer Holsteiner Art, dass die Zusammenarbeit auf die Dauer unmöglich wurde. Als er auf eigenen Wunsch plötzlich aus dem Quartett ausschied, sprang der junge Cellist Hans Herbert Winkel, ein Schüler des Hamburger Solo-Cellisten Metzmaker, für ihn ein. Es war eine Sonntagsmatinée in der Kieler Universität mit Werken von Respighi (Altitalienische Lautentänze), Brahms c-moll-Quartett und Beethoven op. 59/3 C-Dur-Quartett mit der großen Schlussfuge. Winkel spielte sicher und temperamentvoll, als ob er schon immer dazu gehört hätte. So hatten wir schnell einen guten Ersatz gefunden. Als Winkel dann später als Solo-Cellist nach Bielefeld ging, fand Schmalmack einen etwas älteren Cellisten aus Berlin, Bernhard Wehmer, der zwar ein solider Musiker war, dem es aber an Temperament, Phantasie und Feingefühl fehlte, sodaß die beste Zeit des Quartetts vorüber war. Er blieb später, als sich das Quartett wegen der Kriegereignisse auflöste, genauso wie Hans-Heinrich Faasch im Kieler Orchester. Mein Los war aber, zunächst die Musik aufgeben und die Bratsche mit dem Gewehr vertauschen zu müssen.

Unsere Heirat hatten wir infolge des Kriegsausbruchs um 14 Tage vorverlegt. Ursprünglich sollte die Trauung Ende September vom Pastor der Johanneskirche in Altona vollzogen werden, aber er wurde sofort bei Kriegsausbruch eingezogen. Um einem plötzlichen Aufruf zum Militärdienst zuvorzukommen, entschlossen wir uns, schon am 16. September 1939 zu heiraten und wurden im Hause von Inges Eltern vom Stellvertreter des Altonaer Probstes getraut. Morgens waren wir nach der standesamtlichen Trauung, zu der unsre beiderseitigen Väter als Trauzeugen dabei waren, auf meinen Wunsch zum Nienendorfer Friedhof gefahren, um das Grab meiner Mutter aufzusuchen, die unsere Hochzeit leider nicht mehr erleben durfte. Die erste Zeit unserer Ehe, wir wohnten noch am Lehmweg mit meinem Vater zusammen, war überschattet von den Kriegereignissen und meinen ständigen Fahrten nach Kiel, die uns für Tage trennten. Ende Januar 1940 kam spät am Abend der Stellungsbefehl, der mich für den nächsten Morgen in die Kaserne in der Bundesstraße bestellte, wo ich den Marschbefehl für den 5. Februar erhielt. Am Sonntag, den 4. Februar, Inges Geburtstag, besuchten wir noch Inges Mutter im Krankenhaus ST. Georg,

wo sie nach einer Gehirnblutung schwerkrank darniederlag. Wir sagten ihr nichts von meiner Einberufung, um sie zu schonen. Am Montagmorgen ging es dann zum Hauptbahnhof und nach langer Wartezeit mit dem Zug nach Rendsburg in die Infanterie-Kaserne. Eine Reklamation aus Kiel war durch meinen Wohnsitz in Hamburg falsch gelaufen, und so war ich plötzlich Soldat. Damit begann die dunkelste Zeit meines Lebens.

Ein harter Winter verschlimmerte noch die Ausbildungszeit. In der mir fremden Welt des Militärs mit seinen teils primitiven Menschen konnte ich mich mit meinen 28 Jahren nur schwer zurechtfinden. Die meisten Kameraden waren jünger als ich. Während der Ausbildung sagte mir einmal ein gutmütiger Unteroffizier: «Sie mögen ja ein guter Geiger sein, aber hier sind Sie eine große Niete.» Als Inge mich das erste Mal in Rendsburg besuchte, konnte sie bei dem jungen Leutnant Berold, der unseren Zug führte, nur durch ihre listigen Überredungskünste, die ihm schmeichelten, erreichen, dass ich über Nacht Urlaub bekam, den wir in einem Rendsburger Hotel verbrachten.

Mitte April ging die infanteristische Ausbildung zuende. Wir wurden feldmarschmäßig eingekleidet und standen an einem Donnerstagnachmittag zum letzten Appell auf dem Kasernenhof. Die Truppe sollte am Freitagmorgen Richtung Westen in Marsch gesetzt werden. Ich hatte schon einen Abschiedsbrief an Inge begonnen, den ich nach dem Appell beenden wollte. Dann geschah das große Wunder, das mir wahrscheinlich das Leben gerettet hat. Als wir nach dem Appell wieder auf dem Weg zu unseren Unterkünften waren, kam mir der Leutnant Berold entgegen, hielt mich an mit den Worten: «Sie bleiben übrigens hier. Lassen Sie sich auf der Kleiderkammer ihre alten Klamotten wiedergeben. Sie werden versetzt zur Artillerie. Wie haben Sie denn das Ding gedreht?» Ich konnte es ihm nicht sagen, denn ich wusste nichts. Ich beendete zuerst meinen Brief mit den obigen Vermerk: «Zuerst lesen!» Anschließend ging ich zur Kleiderkammer, um meine neue Ausrüstung wieder abzugeben. Am Montagmorgen ging ich wie befohlen zur Artilleriekaserne und meldete mich beim Kommandeur Hauptmann Schulze-Langemann. Der empfing mich freundlich, sagte: «Stehen Sie bequem», und eröffnete mir, ich solle ein Musikkorps mit aufbauen helfen und ich sei nicht mehr Schütze, sondern Kanonier.

Den Anlass meiner Versetzung erfuhr ich erst viel später. Werner Schmalmack hatte den Polenfeldzug mitgemacht und war dann aufgrund seines Alters entlassen worden. An jenem Donnerstag des letzten Appells war er nach Rendsburg gekommen, um seinen Kompaniechef aus dem Polenfeldzug Hauptmann Schulze-Langemann zu besuchen. Die beiden saßen nun zusammen, um gemeinsame Erinnerungen auszutauschen, als der Hauptmann, der jetzt Kommandeur der leichten Artillerie in Rendsburg war, das Gespräch auf das Quartett brachte und wie schön es wäre, wenn Schmalmack mit seinem Quartett in seinem Offizierscasino ein Konzert geben würde. Schmalmack sagte, dass das leider nicht möglich wäre, weil sein Bratscher eingezogen sei und sich

übrigens auch gerade in Rendsburg befinde zur Ausbildung in der Infanterie-Kaserne. «Was, der ist in Rendsburg?» sagte Schulze-Langemann und griff zum Telefon, um den Kommandeur der Infanterie anzurufen. Er fragte ihn, ob er einen Schützen von Holt unter seinen Auszubildenden habe und ob er ihn freistellen würde für das Musikkorps seiner Artillerieabteilung. Der Kommandeur lehnte das ab, weil es nicht mehr in seiner Macht läge, der Schütze von Holt sei schon abgestellt zur Fronttruppe, der Transport gehe schon morgen früh gen Westen. Der Hauptmann legte resignierend den Hörer auf und sagte: «Schade». Während des weiteren Gesprächs kam er noch einmal auf das Quartett zurück und sagte: «Es ist zu schade, ich rufe ihn nochmal an!» Er machte dem Infanterie-Kommandeur den Vorschlag, ihm für den morgigen Abmarsch einen Ersatzmann aus seiner Truppe zur Verfügung zu stellen, wenn er mich für die Artillerie freigeben würde. Und – er ließ sich schließlich darauf ein. So hing mein Schicksal bis zuletzt an einem seidenen Faden. Das Infanterieregiment ist beim Sturm auf die Maginot-Linie zum großen Teil aufgerieben worden.

Ich erhielt nun erstmal Urlaub, um meine Instrumente und Noten zu holen. Inge hatte inzwischen bei dem Geigenhändler Hahn eine Violine von Kriner (Mittenwald) für 450 Mark erstanden, die ich unbedingt brauchte als Stehgeiger und Leiter der Casino-Musikkapelle. Es war eine schöne alte Geige mit lieblichen Ton. Für die Blaskapelle musste ich Posaune spielen lernen, die mir der Leiter der Blaskapelle, ein Oberwachtmeister, in die Hand drückte und mir Unterricht gab. Die Züge der Posaune habe ich zwar gelernt, aber ein guter und kräftiger Ton war mir versagt. Ich eignete mich nicht zum Bläser. Dafür wurden meine Leistungen als Geigensolist während der abendlichen Casino-Konzerte gebührend anerkannt.

Der Oberwachtmeister war mir gegenüber aber sehr wohlwollend eingestellt, vielleicht weil ich unter der Protektion des Kommandeurs stand, vielleicht aber auch, weil ihn mein Bratschenspiel imponierte, wenn er mir beim Üben zuhörte. Ich hatte während der angesetzten Übungsstunden Zeit genug, mein Bratschenrepertoire auf dem Laufenden zu halten, und er bewunderte meine Technik, wenn ich die Kadenz des ersten Satzes aus dem Stamitz-Konzert spielte.

Einmal passierte mir etwas sehr Unangenehmes bei einem Platzkonzert auf dem Rendsburger Marktplatz. Ich spielte die 2. Posaune und ließ beim Umblättern der Noten mit der rechten Hand, wie ich es beim Geigen gewohnt war, den Zug der Posaune los. Der rutschte heraus und fiel aufs Pflaster bis dicht vors Dirigentenpult. Ich konnte ihn nur mit hochrotem Kopf aufheben, ins Instrument schieben und weiter blasen. Der Kapellmeister sagte nach dem Konzert lediglich: «Wie konnten Sie nur.»

Die Noten für die abendlichen Unterhaltungskonzerte im Casino lieferte der Schlagzeuger Kruse, dessen Vater in Rendsburg eine Stadtpfeife betrieb, so nannte man damals die ländlichen Ausbildungsinstitute für die Musikanten.

Die Noten waren Ausgaben für Salonorchester und passten ungefähr für jede Besetzung. Sie bestanden aus Märschen, Walzern, Operettenpotpouries und Salonstücken, die ich recht schmachtend auf meiner Geige spielte. Dazu gaben die Offiziere oft Bierrunden für die Kapelle aus. Als es einmal zu viel Bier gab, versuchte ich diesen Fluss einzudämmen, was mir aber den Unwillen meiner Mitspieler eintrug.

Die Kameraden waren zum größten Teil Bauernsöhne aus Schleswig-Holstein, die mit Pferden umgehen konnten und deswegen auch bei der bespannten leichten Artillerie dienten. Es waren nette aber recht primitive, ungebildete Menschen. Als ich einmal einen Brief an Inge schrieb, saß mir gegenüber am Tisch einer dieser Bauernsöhne, den Kopf auf beide Hände gestützt, und starrte auf meinen Schrieb, bis er schließlich kopfschüttelnd sagte: «Wat Du dor allens schriws, und denn mit Absätzen, wie in`n Book». Einem Obergefreiten von den Ausbildern musste ich einmal ein Heiratsgesuch schreiben, weil es selbst dazu nicht in der Lage war.

Nach der Infanterieausbildung fühlte ich mich bei dieser Truppe einigermaßen geborgen. Die ehrgeizigen Pläne des Kommandeurs, eine berittene Musikkapelle aufzubauen, wurden durch die Kriegereignisse zunichtegemacht. Wir erhielten eine Nachrichtenausbildung als Fernsprecher mit den entsprechenden Feldübungen. Es ging also militärischer zu als zuvor.

Als der Frankreichfeldzug mit der deutschen Besetzung von Paris im Herbst 1940 erst einmal beendet war und eine Ruhepause in den Kriegereignissen eintrat, erhielt ich einen Arbeitsurlaub mit einigen anderen. Ich wurde vorübergehend entlassen und konnte meine berufliche Tätigkeit wieder aufnehmen. Inge war inzwischen von Eppendorf in den Stadtteil Hamm umgezogen, wo wir eine Zweizimmerwohnung im 4. Stock bewohnten. Die Quartettproben legten wir so, dass sie in die Zeit fielen, in der wir sowieso in Kiel mit dem Orchester zu tun hatten, sodass für mich und Faasch, der auch noch in Hamburg wohnte, einige zusammenhängenden Tage für unsere Familien in Hamburg verblieben. Der Winter 1940/41 verging unter dem Druck der ständigen Erwartung, wieder zum Militärdienst einberufen zu werden. Am 9. April 41 musste ich zu meinem Truppenteil zurückkehren. Der Kommandeur sagte mir, ich sei der Letzte der zum Arbeitsurlaub Abgestellten, den er zurückrufen musste. Militärische Übungen brauchte ich nicht mehr mitzumachen. Als Ordonnanz und Luftschutzwart hatte ich Zeit genug für mich. Es interessierte sich auch niemand für mich, man darf beim Kommiss nur nicht auffallen.

Eines Tages wurde ich zu einem Chorleiter-Lehrgang nach Neuruppin geschickt, wo ich sechs Wochen lang angenehme Tage mit Musik und Singen verbrachte. Danach gründete ich einen Chor, zu dem alle Rekruten, die Lust zum Singen hatten, kommen konnten. Die Proben fanden immer am Sonntag-

morgen von 11-12 Uhr im Casino statt. Es war interessant, was man durch etwas Schulung aus diesen einfachen Menschen herausholen kann.

In diesem Spätsommer erlebte ich noch eine schöne Urlaubszeit mit Inge zusammen in Windberg im Bayerischen Wald. Inge lebte aus Sicherheitsgründen vor der Gefahr englischer Luftangriffe auf Hamburg in diesem Sommer in Windberg bei Deggendorf, einem idyllisch gelegenen Dorf auf einem Berg, auf dem auch ein Kloster stand, bei der Familie Wirth. Ihr kleiner Bruder Hansi war mit seiner Schulklasse dorthin evakuiert worden und lebte in einem Lager, das sich im Kloster befand. Die Familie Wirth hatte eine Kuh, ein Schwein und Hühner, sodass es dort keine Nahrungssorgen gab. Gegenüber dem Wirth'schen Hause lag die Dorfkirche, deren Turm durch die Höhenlage des Ortes weit sichtbar war. In dieser Kirche sang Inge des Öfteren solistisch zum Gottesdienst begleitet von Pater Cyriakus an der Orgel. Es waren herrliche Spätsommertage, die reifen Äpfel fielen von den Bäumen auf die Wiese, auf der wir ausruhten. Ich fühlte mich wie im Paradies, es waren nachgeholte Flitterwochen. Wir wurden von dem freundlichen Pfarrer der Gemeinde zum Tee eingeladen, wo uns seine wohlbeleibte Haushälterin bediente. Bei der Kirchenbesichtigung durfte ich auf der Orgel spielen. Leider verging diese schöne Zeit viel zu schnell. Wir fuhren gemeinsam nach Hamburg zurück und mussten uns dort gleich wieder trennen.

Seit Juni 1941 hatten deutsche Truppen die russische Grenze überschritten und waren auf dem Vormarsch, um einem, wie man heute weiß, russischen Angriff Stalins zuvorzukommen. Uns allen war seitdem bewusst, dass der Krieg noch lange dauern würde. Der zügige Vormarsch der deutschen Panzerverbände erreichte schnell Smolensk. Doch mit dem Zweifrontenkrieg Hitlers war der Untergang des «Dritten Reiches» besiegelt.

Im Oktober rief mich der Kommandeur Schulze-Langemann zu sich, um mir mitzuteilen, dass er mich nun leider nicht mehr in Rendsburg halten könne, so gern er es täte. Ich wurde zur Ersatztruppe nach Hamburg abgestellt und wartete in der Kaserne in Rehbeck auf den endgültigen Marschbefehl. Der ließ auf sich warten, sodass ich tagsüber Urlaub nach Hause erhielt. Ich musste mich abends aber immer wieder bis 24 Uhr in der Kaserne einfinden. Inge war inzwischen von Hamm nach Eimsbüttel in eine Drei-Zimmer-Wohnung gezogen, weil sie glaubte, ein Baby zu bekommen, was sich dann aber als Irrtum herausstellte. Eine gütige Fügung hat uns dadurch vor einer späteren Ausbombung bewahrt.

Dann kam der Tag, an dem es hieß: Am nächsten Morgen geht es los. Ich konnte noch einmal zu Inge fahren, um Abschied zu nehmen für eine lange Zeit.

Wir waren drei Tage mit dem Zug (Personenwagen 3. Klasse) unterwegs. Je weiter die Fahrt ging, desto kälter wurde es draußen und je mehr Schnee

bedeckte die Landschaft. Wir fuhren geradewegs in den russischen Winter hinein. An den Bahnhöfen hielten schwerbewaffnete deutsche Soldaten Wache. Wir lebten von unserer Marschverpflegung und heißem Kaffee aus dem Feldküchenwagen. In Smolensk endete erstmal die Fahrt. Es war bitterkalt. Die deutschen Wagen konnten nicht weiter fahren, weil hier die deutsche Spurweite der Schienen endete. Nachdem wir uns in einer großen Halle voller Soldaten an den mit Holz geheizten Eisenöfen aufwärmten und neue Marschverpflegung gefasst hatten, ging es mit russischen Waggons auf der weiteren Spurweite weiter über Wjasma, Rschew in Richtung Kalinin. Auf einem kleinen Bahnhof mussten wir aussteigen. Ich musste als Oberkanonier, der ich inzwischen geworden war, eine kleine Gruppe von jungen Nachrichtenrekruten zu unserer neuen auf der Karte eingezeichneten Truppe, einer schweren Artillerie-Abteilung, führen. Wir mussten einige Kilometer durch hohen Schnee laufen, bis wir den Stab der Abteilung erreichten. Gelegentlich hörte man den Abschuss eines schweren Geschützes. Dann meldete ich dem Hauptwachtmeister des Stabes den jungen Nachschub. Ich selbst wurde als Fernsprecher dem Stab zugeteilt. Die anderen wurden auf die drei Batterien verteilt. Unsere Unterkünfte, einfache Bauernhäuser, lagen im Dorf Podsosenje.

Die neuen Kameraden waren durchweg Berliner mit einer rauhen Schale, aber gutmütig und hilfsbereit. Unser Dorf lag etwa 150 Kilometer nordwestlich von Moskau entfernt. Die Außentemperatur schwankte zwischen minus 30 bis 40 Grad, aber in den Holzhäusern war es warm. Zur Zeit war es sehr ruhig an der Front. Beim Appell erklärte uns der Spieß immer die Frontlage, indem er mit dem Finger eine Lagekarte auf die gefrorenen Scheiben malte.

Das Leben bei der Fronttruppe war natürlich viel freier als das in der Kaserne. Der Dienst beschränkte sich vorwiegend auf Wacheschieben, was bei der Kälte zwei Stunden lang unangenehm genug war. Des Abends wurden mit dem Funkgerät die Radiosender abgehört und um 22 Uhr ertönte vom Belgrader Soldatensender das Lied »Lili Marlen«, von Lale Andersen gesungen, das von vielen Soldaten, auch von den Russen, gehört und wegen seiner Sentimentalität immer wieder eingestellt wurde. «Vor der Kaserne, vor dem großen Tor, steht eine Laterne, und steht sie noch davor, wenn sich die späten Nebel drehen, wirst Du vor der Laterne stehen, ja Du, Lili Marlen.»

Weihnachten 1941 änderte sich die ruhige Lage und die Front kam in Bewegung. Der Heilige Abend verlief noch ruhig. Man hatte eine alte Geige aufgetrieben, die ich einigermaßen in Ordnung bringen konnte. Zusammen mit dem Obergefreiten Fischer, der ein Akkordeon spielte, zogen wir von Haus zu Haus und spielten Weihnachtslieder. Am ersten Weihnachtstag griffen die Russen an und leiteten eine Großoffensive ein. Am zweiten Weihnachtstag kam für uns der Rückzugsbefehl, da wir in Gefahr waren, eingekesselt zu werden. Aber nur die Zugmaschinen der Geschütze sprangen an, die meisten LKWs blieben mit eingefrorenen Motorblöcken liegen, sodass wir unser Gepäck auf

Schlitten verluden, Pferde davor spannten und zu Fuß durch den hohen Schnee marschierten. Wir marschierten nachts wegen der Fliegergefahr. Links und rechts von unserer Straße brannten die Dörfer, es war eine Weltuntergangsstimmung. Wegen der großen Kälte hatten wir zwei Kopfschützer über den Kopf gezogen, sodass nur noch die Augen frei waren; der Atem gefror auf den Tüchern. Bei diesem Marsch passierte mir das Missgeschick, mit dem rechten Fuß in einem Schneeloch steckenzubleiben und mir den Fuß zu verstauchen. Jeder Schritt war sehr schmerzhaft, und so setzte ich mich auf den Schlitten, musste aber wegen der Kälte wieder absteigen und weiterlaufen, um wieder warm zu werden. Nach einem mühseligen Marsch kamen wir gegen morgen in Rschew an. In einem Haus voller verängstigter Frauen und Kinder wärmten wir uns auf, bis wir unsere inzwischen requirierten Quartiere beziehen konnten. Die Stadt Rschew war von einer starken deutschen Flakabwehr gehalten worden, die mit Bodenabprallgeschossen die russische Infanterie aufgehalten hatten. Allmählich stabilisierte sich die Frontbegradigung. Unsere Batterien, von denen ich kaum etwas sah, hatten neue Stellungen bezogen. Ich war von unserem Arzt wegen der Fußverstauchung krankgeschrieben worden. So lag ich viel, um meinen Fuß auszukurieren. In unserem Haus lebte ein älteres russisches Ehepaar, die nachts an dem Kachelofen schliefen. Der Mann arbeitet tagsüber für die Deutschen in Rschew. Abends spielten wir oft mit dem alten Russen Karten. Ich sehe noch sein lachendes Vollbartgesicht vor mir, wenn er beim Spielen gewonnen hatte und zum Verlierer «Duräk» sagte, das soviel wie Esel heißt. Da der Ofen nur mit Holz geheizt wurde, ging das Feuer nachts aus und es wurde empfindlich kalt. Dann stand der Alte auf und hackte Holz in der Scheune, machte Feuer in einem kleinen eisernen Ofen, der am Fuße meines Bettes stand, und ich spürte eine wohlige Wärme zu meinen Füßen aufsteigen. Der Alte stieg dann wieder auf seinen Ofen und zu seiner Frau, um weiter zu schlafen.

Nach drei Wochen war ich wieder dienstfähig und konnte wieder am morgendlichen Appell teilnehmen. Eines Tages hatten wir den Befehl, eine Fernsprechleitung zu einem Erdbunker zu legen, den die deutsche Infanterie den Russen entwendet hatte. Ich hatte die Kabeltrommel auf dem Rücken, und so stapften wir in tiefer Dunkelheit durch den Schnee. Ich spürte zweimal einen Ruck im Rücken, als wenn jemand am Kabel zog, maß dem aber keine Bedeutung zu. Vor mir ging ein Wachtmeister, der in der Dunkelheit sein Ziel suchte. Schemenhaft sahen wir vor uns einen schneebedeckten Erdhügel. Das musste der Bunker sein, als eine Salve einer russischen MP vor uns aufblitzte. Ich rief noch die Parole, als der Wachtmeister mich herum riss und flüsterte: «Das sind Russen!» Wir liefen rückwärts und schnitten im Laufen mit einer Zange das Kabel durch, um uns in Sicherheit zu bringen. In einiger Entfernung nahmen wir das Kabel wieder auf die Trommel und kamen wieder in der Ausgangsstellung unserer Batterie an. Dort hatte man inzwischen erfahren, dass der Bunker

schon wieder in russischer Hand war und hatte versucht, uns durch das Ziehen am Kabel zu warnen. Ich glaube, die Russen waren froh, dass wir uns nach ihrer Salve zurückzogen.

Meine Aufgaben im Stab der schweren Artillerieabteilung 59 lagen im Allgemeinen etliche Kilometer hinter der Front. Es galt die Nachrichtenverbindungen mit den drei Batterien aufrecht zu erhalten, zu verlegen oder neu zu bauen. Manchmal wurden auch Leitungen durch Beschuss zerstört; dann mussten sie geflickt werden.

Im Zuge der allgemeinen Rückzugsbewegung der deutschen Truppen wurden wir, jetzt wieder mit LKWS ausgestattet, in die Gegend von Witebs verlegt, gerade noch vor Eintreten der Schlammperiode. Der harte Winter war vorbei und bei Tauwetter waren die Wege außerhalb der Rollbahn von gewöhnlichen Fahrzeugen nicht mehr passierbar. Nur unsere Zugmaschinen, die die Geschütze schleppten, konnten noch Proviant besorgen. Man versank bis über die Knöchel im Schlamm. Wir bezogen eine ruhige Stellung in einem hübschen kleinen Dorf. In dieser Zeit wurde ich zum Gefreiten befördert und zum Funker ausgebildet. Ich lernte mit einigen anderen das Morsealphabet, die Verschlüsselung von Texten und die Bedienung der Berta-Geräte. Das Morsen fiel mir als Musiker verhältnismäßig leicht. Unser Leben verlief in diesem kleinen Dorf recht friedlich. Es war inzwischen Sommer geworden, vom Krieg war hier kaum etwas zu spüren. In unserem Quartier wohnte die Hausfrau mit ihren beiden Töchtern, die schon im Teenageralter und uns gegenüber ganz zutraulich waren. Sie nannten uns sogar bei unseren Vornamen. Es war fast eine familiäre Atmosphäre.

In diese Zeit fiel mein erster Heimaturlaub. In der ersten Zeit hatte ich von Inge gar keine Post erhalten. Dann kamen die Briefe nach und nach, aber nicht in chronologischer Reihenfolge, sodass ich Schwierigkeiten hatte, den Ablauf der Ereignisse zu verstehen. So las ich von der Bombe, die die Wohnung von Inges Eltern zerstört hatte, erst als die Eltern schon lange bei ihr wohnten. Wir hatten uns fast ein Jahr nicht gesehen, und die Freude des Wiedersehens war groß. Ich genoss es, wieder im eigenen Bett zu schlafen und auszuruhen. Inges Eltern hatten inzwischen wieder eine Wohnung in der Göbenstraße gefunden. Um so schwerer fiel der Abschied. Als Urlauber musste ich mich bei der Truppenleitstelle in Minsk melden, die den veränderten Standort meiner Truppe wusste und mich einwies.

Schon nach der ersten Nacht bei meinem Haufen war meine reine Unterwäsche wieder verlaust, und das Knacken der Läuse begann von neuem. Ich war nun Obergefreiter geworden und wurde vom Kameraden Fischer angerufen. Wir sollten einen Funktrupp zusammen bilden. Er fragte mich, ob ich sehr ehrgeizig sei und mir schnell das Eiserne Kreuz verdienen wolle. Ich sagte ihm,

das ich in dieser Beziehung keinerlei Ehrgeiz besäße, was ihn sehr beruhigte. So blieben wir als Funker zusammen.

Einige unangenehme Tage habe ich in Erinnerung, als wir mit dem vorgeschobenen Beobachter, einem Leutnant, in die ersten Linien der Infanterie vorrobben mussten. Wir mussten die Feuerkommandos für unsere Batterien funken, Sie wurden nicht verschlüsselt, weil sie sich sofort auswirkten. Der Leutnant sah durch das Scherenfernrohr und korrigierte die Geschoßeinschläge. Die Korrekturen bestanden aus Stärke der Ladung und der Winkel zu einem gemeinsam sichtbaren Richtpunkt. Man war froh, wenn man diesen Dienst hinter sich hatte. Da war es schon angenehmer, im Stabsquartier zu sitzen und aus einiger Entfernung von der Hauptkampflinie das Funkgerät zu bedienen. So wurde ich manchmal von einer unserer Batterien angerufen, Funkverbindung mit dem VB aufzunehmen. Die Feuerkommandos kamen dann über Funk zu mir, und ich gab sie per Telefon an die Batterie weiter. Mit einem Kehlkopfmikrofon am Hals und dem Telefonhörer in der Hand verstanden mich beide Seiten zu gleicher Zeit. Oft waren die Funkwellen überlagert von den Stimmen russischer Frauen, die als Verschlüsselung Zahlen durchgaben. Mein zweiter Urlaub ein Jahr später im Sommer 1943 verlief wesentlich dramatischer. Bevor ich mich zum Urlaub abmeldete, sagte mir unser Oberleutnant, es läge bei ihm ein Reklamationsantrag der Reichsmusikkammer Berlin für mich vor. So fuhr ich voller Hoffnung nach Hamburg, um mich mit Werner Schmalmack zu treffen, um dann mit ihm nach Berlin zu fahren. Aber in Berlin stellte sich bei der Reichsmusikkammer meine Befreiung vom Wehrdienst als Irrtum heraus. Keiner wollte etwas davon wissen. Wie es zu diesem Antrag bei der Fronttruppe gekommen war, wurde nie aufgeklärt. So blieb uns nach einem Telefongespräch mit Inge nichts anderes übrig, als mit dem Nachtzug nach Hamburg zurückzufahren.

Als wir in der Morgendämmerung in Bergedorf hielten, war der Himmel schwefelgelb und über Hamburg lag eine schwarze rußige Wolke. In Rothenburgsort endete die Fahrt und alle mussten aussteigen. Es hieß, es habe in der Nacht einen schweren Luftangriff auf Hamburg gegeben. Es war der Erste der schweren Fliegerangriffe der Engländer, der den nordwestlichen Stadtteilen der Stadt galt. In den nächsten Tagen wurden alle anderen Stadtteile systematisch zerbombt. Schmalmack und ich liefen von Rothenburgsort durch die ganze Stadt nach Eimsbüttel, wo unsere Wohnung lag, und der Anblick der Brände und Zerstörungen nahm immer bedrohlichere Formen an. Als wir in den Dormannsweg einbiegen wollten, sahen wir keine Straße mehr, nur noch Schuttberge von eingestürzten Häusern. Wir liefen über den Eimsbütteler Marktplatz, um von hinten zu unserer Wohnung in der Eimsbüttelerstraße zu kommen. Schmalmack konnte mir kaum folgen, so trieb mich die Angst und Furcht voran. Wo unser Haus liegen musste, sah ich nur eine rote Glut; das Lager eines Kohlenhändlers, das links von unserem Haus lag, brannte. Dahinter stand

aber unser Haus unzerstört. Im Hausflur traf ich Inge mit verrußtem Gesicht und wir fielen uns in die Arme.

Wieder einmal hatte das Schicksal uns verschont. Es sah wüst aus in unserer Wohnung. Die Gardinen hatte Inge wegen der Brandgefahr heruntergerissen und alles war rußig. Nach einer kleinen Stärkung machte sich Schmalmack auf den Weg zum Altonaer Bahnhof, um einen Zug nach Kiel zu bekommen. Die Rettung unseres Hauses war nur der Tatkraft seiner Bewohner zu verdanken. Die Männer auf dem Dachboden hatten die Stabbrandbomben⁵, die in Massen fielen, aus den Hölzern des Daches herausgerissen und durch die Fenster auf den Hof geworfen. So war das Haus nicht abgebrannt. Die zweite Welle der Flugzeuge warf die Sprengbomben, von denen unser Haus verschont geblieben war. Aber in der näheren Umgebung waren viele Häuser zerstört worden. In den nächsten Nächten gab es regelmäßig Fliegeralarm. Am schlimmsten wurden die Stadtteile südöstlich, Hamm und Hammerbrook, getroffen. Tausende starben in jenen Augustnächten in Hamburg. Der Krieg hatte bisher noch nie dagewesene Formen an Unmenschlichkeit gegen die Zivilbevölkerung angenommen. So war dieser Urlaub für mich eine noch schlimmere Erfahrung als der Frontkrieg in Russland. Die Militärurlauber konnten von der Hamburger Kommandantur eine Urlaubsverlängerung von 14 Tagen beantragen und so kam ich 14 Tage zu spät zu meinem Truppenteil zurück. Ich wurde sofort zum Oberleutnant befohlen und musste ihm von den schweren Angriffen auf Hamburg berichten. Er hörte mir ernst und betroffen zu und befahl mir anschließend, keinem meiner Kameraden etwas von meinen Erlebnissen zu erzählen. Er befürchtete wohl eine Demoralisierung seiner Truppe.

Im Herbst wurde die militärische Lage der deutschen Armee immer bedrohlicher. An der Ostfront hatte Anfang Februar 1943 die eingeschlossene 6. Armee unter General Paulus endgültig kapituliert. Einen Ende 1942 noch möglichen Rückzug aus dem Kessel und eine Frontbegradigung hatte Hitler untersagt, weil er Stalingrad nicht aufgeben wollte. So gingen 90 000 Mann mit ihrem General in die russische Gefangenschaft, von den vielen Opfern ganz zu schweigen. Bei der Heeresgruppe Mitte, der wir angehörten, war Anfang März endlich der kräfteverzehrende Frontbogen um Wjasma und Rschew aufgegeben worden. Wir wechselten häufig die Stellung und zogen bei jeder Frontbegradigung weiter nach Westen. Jeder Stellungswechsel war ein Abenteuer für sich. Nicht immer konnte der Stab Häuser in einem Dorf beziehen. Oft mussten wir mitten im Wald bei großer Kälte anfangen, Erdbunker zu bauen. Bäume wurden gefällt, die über ausgehobene Erdlöcher gelegt wurden, Bettstellen wurden aus rohem Holz gebaut, und nach Fertigstellung wurden diese Bunker

⁵ man nannte sie euphemistisch «Tannenbäume».

mit Petroleumöfen notdürftig beheizt. Trotzdem blieben die Menschen dabei kameradschaftlich und hilfsbereit.

Ende September befanden wir uns im nördlichen Mittelabschnitt westlich von Minsk. Wir hatten wieder einmal in einem Dorf Quartier genommen und in einem Hause unsere Fernsprechvermittlung aufgebaut. Eines Abends saß ich am Klappenschrank der Vermittlung, als ein Offizier hereinkam und mit dem Oberleutnant der 3. Batterie sprechen wollte. Ich stellte ihm die Verbindung her, bot dem Offizier meinen Platz an, als eine russische Granate vor unserem Fenster detonierte. Ich spürte einen starken Schlag vor den Kopf und sackte zusammen. Als ich aufwachte, floss das Blut aus einer Stirnwunde in meine Stiefel und die Kameraden bemühten sich um mich, verbanden notdürftig die Wunde am Haaransatz und ein Sanitäter gab mir eine Spritze. Die Russen hatten einen Feuerüberfall auf unser Dorf unternommen, das sofort geräumt wurde. Mich brachte man auf eine Zugmaschine, die auf freiem Feld stand. Dort blieb ich erstmal auf den Sitzen allein im Halbschlaf liegen. Trotz Kopfschmerzen erfasste mich eine Art euphorischer Stimmung. Ich hörte den langsamen Satz aus Beethoven's siebter Sinfonie in vollendeter Schönheit vor meinen geistigen Ohren und glaubte, für mich sei der Krieg nun erstmal zu Ende. Am Morgen brachte man mich zum Hauptverbandsplatz, prüfte die Wunde mit einer Sonde, was furchtbar weh tat, und verband mich neu. Dann kam ich ins nächste Feldlazarett. Neben mir lag ein Unteroffizier unserer Abteilung, der einen Granatsplitter in sein Hinterteil abbekommen hatte, was sicher unangenehm, aber nicht gefährlich war. Er wollte so schnell wie möglich zu seinem Haufen zurück. Diesen Wunsch hatte ich nicht. Da man im Feldlazarett kein Röntgengerät besaß, wurde ich zurücktransportiert in ein größeres Lazarett nach Pulawi in Polen. Während der Fahrt lag ich in einem Güterwagen zusammen mit schwerverwundeten Soldaten; es war schrecklich, diese armen Menschen leiden zu sehen.

Schließlich lag ich todmüde in Pulawi und verschlief am nächsten Morgen die Arztvisite. Der Oberstabsarzt hatte mich nicht wecken lassen. Am nächsten Morgen sagte er zu mir: «Sie haben sicher noch starke Kopfschmerzen», und ordnete an, mich weiter zurück nach Oberschlesien in ein Heimatlazarett zu schicken. So kam ich nach Hirschberg am See. Hier wurde mein Kopf endlich geröntgt, und es wurde festgestellt, dass der Splitter meinen Schädelknochen nicht durchschlagen hatte. Es war bei einer Gehirnerschütterung geblieben, die schon im Abklingen war. Dafür war mein Magen nicht in Ordnung und ich bekam eine Diätkost.

Inge hatte inzwischen von meinem Verbleib Nachricht erhalten. Sie nahm sich umgehend Urlaub von ihrer Firma, bei der sie dienstverpflichtet war unter der Bedingung, am Montagmorgens wieder im Betrieb zu erscheinen. Sie kam unter abenteuerlichen Umständen nach Hirschberg. Sie hatte alles stehen und liegengelassen, um noch den Zug zu erreichen. Bei Leipzig gab es auch noch

Fliegeralarm. Sie hatte keine Verpflegung mitnehmen können und war völlig ausgehungert. Ein freundlicher Mitreisender gab ihr von seinen Stullen ab. So kam sie für mich völlig überraschend zu mir ins Lazarett. Ich erhielt sofort Urlaub, sodass wir die Nacht in einem kleinen Gasthof verbringen konnten. Dort erhielten wir als Abendmahlzeit einen gebackenen Karpfen, ein besonderer Leckerbissen in der damaligen Zeit. Am Sonntagmorgen machten wir bei schönstem Herbstwetter einen Spaziergang zur Burg Bösig und genossen das Zusammensein und den herbstlich gefärbten Wald. Da Inge nur über Sonntag Urlaub hatte, musste sie abends wieder zurückfahren. Aber sie hatte mich gesehen und war nun einigermaßen beruhigt.

Mitte November entließ man mich aus dem Lazarett für einen 14-tägigen Genesungsurlaub nach Hamburg. Danach musste ich mich bei meinem Ersatztruppenteil in Frankfurt-Oder melden. Dort wurde ich natürlich sofort wieder KV⁶ geschrieben und wartete auf meinen Marschbefehl. Aber es kam anders. Eines Tages wurde ich zu einem NS-Führungsoffizier gerufen, der mich fragte, warum ich bei meiner Schulbildung noch nicht Offizier sei und ob ich nicht einen Offizierslehrgang mitmachen wolle. Ich sagte ihm, dass ich Musiker sei und nach Ende des Krieges so schnell wie möglich wieder in meinen Beruf zurückkehren wolle. Er sah mich etwas merkwürdig an und fragte noch, welches Instrument ich denn spiele. Dann entließ er mich.

Eine Stunde später wurde ich zum Adjutanten der Abteilung, Oberleutnant Miesner, gerufen. Der empfing mich mit den Worten: «Sie sind verhaftet – als Bratscher für mein Streichquartett». Nachdem er sich nach meiner beruflichen Situation erkundigt hatte, fragte er, ob ich schon KV geschrieben sei. Ich musste dies bejahen. «Ja, was machen wir denn da? Sie sind Funker, können Sie Morseunterricht geben?» Ich sagte: «Natürlich kann ich das». «Gut, dann werden wir Sie als Ausbilder hier behalten», entschied er. Es stellte sich heraus, dass ein Konzertmeister der Berliner Staatsoper sowie ein Amateur-Cellist auf der Schreibstube ihren Dienst als GV-Heimat-Soldaten versahen, und Oberleutnant Miesner, der in Berlin Lehrer war und einige Chöre leitete, wollte die 2. Geige übernehmen. Nur die Bratsche hatte ihnen gefehlt zum Quartett. So blieb ich trotz dauernder Nachfragen meiner Truppe in Frankfurt/Oder. Die Musik hatte wieder einmal die schützende Hand über mich gehalten.

Ich erhielt sogleich 14 Tage Urlaub, um mein Instrument und Noten zu holen. Unvorhergesehen konnten Inge und ich zusammen Weihnachten feiern. Im Januar 1944 begann ich meinen Dienst als Funkausbilder. Morgens gab ich Morseunterricht und nachmittags probten wir an einem Kammermusikprogramm. Der Geiger Franck und der Cellist Grah stellten sich als gute Musiker heraus. Der Oberleutnant spielte seine 2. Geige recht und schlecht und war uns als Instrumentalist nicht gewachsen. Aber wir brauchten ihn. Wir gaben

⁶ «KV» hieß damals: Kriegsverwendungsfähig.

Konzerte in der Lehrerbildungsanstalt, die einen guten Saal besaß. Es hieß dann im Programm: Es spielt das Streichquartett der schweren Artillerieabteilung 59! Wir spielten Werke, die nicht zu schwer für die zweite Geige waren. In der ersten Reihe saßen am Abend auch einige Generäle. Als Erwin Grah, der das öffentliche Konzertieren nicht gewohnt war, seine Befangenheit äußerte, sagte Oberleutnant Miesner in seiner schnodderigen Art: «Sie müssen sich die Generäle nackt auf dem Klo sitzend vorstellen, dann vergeht Ihr Lampenfieber».

Wir spielten aber auch ohne den Oberleutnant Streichtrios. Einmal spielte ich mit Franck die Passacaglia von Halvorsen, ein virtuosos Stück, das mit vielen Doppelgriffen wie ein Quartett klingt und viel Erfolg fand. In der LBA lernten wir den Musikdozenten Hermann Pfautz kennen, der sehr gut Klavier spielte und sich als ein sehr sensibler und guter Musiker erwies. Wir machten mit ihm etliche Konzerte mit dem A-Dur-Klavierquartett von Brahms.

In einem Konzert begleitete er mich auf der Orgel beim Bratschenkonzert von Händel. In Frankfurt/Oder lernte ich auch die Familie Post kennen. Herr Post war der Primarius des früheren Brüder Post-Quartetts gewesen, das ich als junger Student auch in Hamburg gehört hatte. Wir waren öfter bei ihm zu Besuch, auch als Inge mich Weihnachten 1944 in Frankfurt/Oder besuchte. Dann spielte ich mit ihm die Mozart-Duette für Geige und Bratsche. Er war alt und sein Ton hatte keinen Glanz mehr, aber es machte ihm große Freude. Am Sylvester-Abend waren Inge und ich auch bei Posts eingeladen, und wir ahnten nicht, wie schnell der Krieg uns einholen würde.

Nach dem missglückten Attentat auf Hitler war die Chance auf Beendigung des Krieges vertan und der Wahnsinn des Krieges musste bis zur bitteren Neige erlitten werden. Anfang Januar 1945, Inge war inzwischen wieder nach Hamburg zurückgekehrt, spielten wir noch ein Konzert im Lazarett in Küstrin. Als wir zurückkamen in unsere Kaserne war alles in Aufruhr. Die Front war bedenklich nahe gerückt, und alles wurde mobil gemacht. Ich konnte noch schnell meine Bratsche zur Familie Post bringen. Dann wurde ich als Führer eines Funktrupps eingesetzt und bekam einen Funkwagen mit Fahrer und einem zweiten Funker. Dann fuhr unsere Ersatzabteilung eines Morgens in Richtung Osten. Wir passierten die Oder-Brücke und fuhren in Kolonne auf der rechten Straßenseite auf der Chaussee nach Posen. Ein nicht abbreißender Flüchtlingsstrom kam uns entgegen, teils mit Pferd und Wagen, teils zu Fuß mit Handkarren, die mit den nötigsten Habseligkeiten beladen waren. Es war ein Elendszug, der sich an uns vorüber wälzte. Gegen Mittag erreichten wir Tirschtigel, ein größeres Dorf das gerade evakuiert worden war. Die Parteibonzen hatten viel zu spät den Evakuierungsbefehl gegeben und bis zum letzten Augenblick damit gewartet. So fanden wir in den Häusern noch das Feuer im Herd brennen und das Wasser im Teekessel am Kochen. Die Betten waren noch ungeordnet, und es sah aus, als wenn die Bewohner aus dem Bett geholt wurden. Nach einer kurzen Pause kam der Befehl zur Weiterfahrt. Der Flücht-

lingsstrom hatte aufgehört. Das nächste kleine Dorf hieß Kupferhammer. Von der Front war nichts zu sehen oder zu hören. Da unsere Führungsoffiziere scheinbar keine Ahnung vom Frontverlauf hatten und ob überhaupt noch eine Frontlinie bestand, machten wir in diesem kleinen Dorf, das nur aus ein paar Häusern an der Straße bestand, halt. Die Abteilung trat entlang der Straße an ohne eine Absicherung nach vorn. Es herrschte eine merkwürdige Stille, die man in normalen Zeiten idyllisch hätte nennen können, für mich aber eher unheimlich wirkte. Der Spieß war gerade dabei, die Häupter seiner Lieben zu zählen, als ein Gefährt von Osten ins Dorf galoppierte. Auf dem Kutscherbock saß ein Unteroffizier der Flak, der uns entgegen schrie: «Die Russen kommen!» Unser Hauptwachtmeister schrie zurück: «Sie sind wohl wahnsinnig, meine Leute hier verrückt zu machen! Ich degradiere Sie auf der Stelle». Er riss den Unteroffizier vom Bock und wollte ihm gerade die Rangabzeichen von den Schultern reißen, als schon das Rasseln der russischen Panzer zu hören war. Alles sprengte auseinander, die Kanoniere versuchten, ein Geschütz in Stellung zu bringen, und ich lief mit meinen Funkern an unserem Wagen vorbei Linkerhand ins Feld. Etwa 500 Meter weit lag ein bewaldeter Hügel, auf den wir bergauf liefen. Oben angekommen gingen wir in Deckung und sahen, wie mehrere russische Panzer auf den Dorfplatz rollten. Die Russen saßen oben auf ihren Panzern, sie waren so siegessicher, dass sie nicht in Deckung gingen, als sie unsere Geschütze sahen. Unsere Kanoniere hatten einen Schuss abgefeuert, der nicht traf, und wurden durch die Panzer kampfunfähig gemacht. Ein Kanonier erreichte noch unseren Hügel, er war pulvergeschwärzt und leichtverwundet. Wir sahen noch, wie einige Russen die Erbsensuppe unserer Feldküche probierten und dann den Kessel umkippten, sodass die Suppe auf die Straße floss.

Es war inzwischen vier Uhr nachmittags geworden und es begann zu dunkeln. Wir fassten den Entschluss, durch den Wald zurück nach Tirschtigel zu laufen. Wir wussten, dass die Russen bei Dunkelheit nicht weiter mit ihren Panzern fahren würden. Von der Straße herüber hörten wir ihre gutturalen Laute, wenn sie sich etwas zuriefen. Wir erreichten schließlich einen kleinen Seitenpfad, der über einen Bach führte, als wir an der Brücke einen alten vollbärtigen Volkssturmmann fanden, der dort Wache stand. Wir rieten ihm, seinen Posten zu verlassen, weil er die Russen nicht aufhalten könne. Doch er blieb stehen, aus Pflichterfüllung oder Angst, ich weiß es nicht.

Wir erreichten Tirschtigel, wo eine Artillerieeinheit und eine Flak-Abteilung lagen. Da unser Haufen zersprengt war und es gefährlich war, keiner festen Einheit anzugehören, meldeten wir uns auf dem Gefechtsstand des Artilleriekommandeurs, der sich im Keller eines Schlosses befand. Ich wurde als Melder eingeteilt. Man hatte den Keller durch Teppiche und Möbel aus den oberen Räumen gemütlich eingerichtet. Die Ordonnanz briet gerade Bratkartoffeln für den General, und ich hörte, wie der General mit der Nachbardivision telefonierte. Aus dem Gespräch ging hervor, dass die Herren Kommandeure

sich absetzen wollten, solange die Straße noch frei war. Die Russen hatten, als sie auf Widerstand stießen, Tirschtigel rechts und links liegenlassen und waren dabei, uns einzuschließen. Am nächsten Morgen sind die höheren Offiziere mit ihren Wagen noch aus dem Kessel herausgekommen. Aber wir saßen mitten drin. In dem Ort ging nichts mehr. Es gab kein Wasser, und die Verpflegung ging auf die Neige. Drei Tage hielten wir uns noch, ohne sonderlich von den Russen bedroht zu werden. Dann kam am dritten Abend der Ausbruchsbefehl. Westlich gelegen gab es einen Panzergraben, wo wir uns versammelten. Ein MG⁷, das im Graben stationiert war, schoss von Zeit zu Zeit eine Salve, um den Russen zu zeigen, dass wir noch da seien, während wir aus dem Graben stiegen und in den nahe gelegenen Wald liefen. Wir marschierten im Gänsemarsch die ganze Nacht in Richtung Westen. An der Spitze des Zuges ritt ein Zivilist voran, wahrscheinlich ein Pole, der uns durch die Wälder führen sollte. Ob er es ehrlich mit uns meinte, vermag ich nicht zu sagen. Wir mussten einmal in der Nacht eine Landstraße überqueren, die schon von russischen Fahrzeugen befahren wurde. Wir horchten, ob Fahrgeräusche zu hören waren, und wenn es still war, lief ein kleiner Trupp über die Straße, um drüben im Wald zu verschwinden. So liefen wir die ganze Nacht weiter in der Hoffnung, die deutschen Linien zu erreichen. Aber die deutsche Front war weit zurückgenommen worden und man hatte sich an der Oder gesammelt, wo eine neue Verteidigungslinie aufgebaut wurde. Die Russen waren weit vorgestoßen mit ihren Panzern und fingen an, mit ihren anderen Truppenteilen das Land zu besetzen.

Gegen morgen in der Dämmerung hörten wir Gewehrschüsse, es wurde auf unsere weit auseinandergezogene Gruppe geschossen. Ich lief mit zwei Kameraden in entgegengesetzter Richtung, bis es ruhig wurde. Wir entschieden uns, unsere Waffen und Munition ins Gebüsch zu werfen, um den Russen unbewaffnet gegenüber zu treten. Wir erreichten eine Lichtung, in der einige verlassene Häuser standen. Ich ging in eines der drei Häuser, es war kein Mensch zu sehen. Vor dem Haus stand ein einsamer deutscher Wehrmachtswagen, vollbeladen mit Bekleidung für das Heer. Ich nahm mir neue Unterwäsche und Strümpfe aus der Ladung, ging ins Haus zurück, um mich umzuziehen. Ich war gerade damit fertig, als die Tür aufging und ein russischer Nachrichten-Offizier vor mir stand, seine MP anlegte und rief: «Ände och!» Ich nahm meine Hände hoch, und er sah, dass ich unbewaffnet war, und kam mir näher. Er suchte nach einer Uhr, fand keine und nahm mir meinen Füllfederhalter ab. Dann gingen wir hinaus, er bot mir eine Zigarette an, die ich, um ihn nicht zu beleidigen, auch rauchte. Dann nahm er mir meinen Stahlhelm ab, sagte: «Nix gut», und setzte mir die Mütze eines toten Flak-Soldaten auf, der neben uns lag. Auf der Lichtung hatte sich ein ganzer Trupp gefangener deut-

⁷ MG = Maschinen-Gewehr

scher Soldaten angesammelt. Wir mussten antreten und dann ging der Marsch in die Gefangenschaft ab. Es war der 4. Februar 1945, Inges Geburtstag.

Mit feuchten Augen sah ich meine ungewisse, nichts Gutes verheißende Zukunft. So anständig uns die russischen Frontsoldaten behandelt hatten, so schikanös nahmen uns die Polen in Empfang, die die Deutschen hassten wie auch die Russen, die ihnen gemeinsam ihr Land weggenommen hatten. Wir wurden zunächst in den Keller eines Einfamilienhauses gesperrt. Hier standen auf Borden viele Gläser mit eingemachter Marmelade. Da wir Hunger hatten und nicht wussten, ob und wann wir etwas zu essen bekommen würden, öffneten wir die Gläser. Dann wurden wir von uns verfluchenden Polen nach Neubentschen, der ehemaligen Grenzstation zwischen Deutschland und Polen, getrieben. Dort kamen wir in ein von Polen geleitetes Gefangenenlager.

Wir wurden zum Arbeiten mit einer russischen Pionierabteilung eingesetzt, die eine neue Brücke bauten und die Eisenbahngleise in die größere russische Spurweite umnagelten. Wir mußten die schweren Eichenschwellen tragen, was ich gerade noch schaffte. Aber es begegneten einem auch immer wieder gute Menschen. Als sich in der Mittagspause ein russischer Pionier mit seinem vollen Kochgeschirr voll Kascha neben mich setzte und sah, dass ich nichts zum Essen hatte, überließ er mir das halbvolle Kochgeschirr und gab mir seinen Löffel. Ich konnte ihm nur mit einem russischen «Spaziba» danken. Als wir da zusammen hockten, zog in großer Höhe ein deutsches Flugzeug seine Kreise, ein Aufklärer, der nur die Hilflosigkeit der deutschen Luftwaffe demonstrierte.

Als wir einmal einen Güterzug ausladen mussten mit Paketen an deutsche Soldaten, die ihr Ziel nicht mehr erreicht hatten, durften jeder eines mitnehmen. Als ich meines auspackte, kam ein selbstgebackener Kuchen zum Vorschein, der herrlich schmeckte. Ich musste daran denken, mit welcher Liebe dieser Kuchen von einer sich sorgenden Frau oder Mutter auf den Weg gebracht wurde. Wenn er nun den geliebten Menschen nicht erreicht hatte, so hatte er wenigstens einen hungrigen Gefangenen satt gemacht.

Nach acht Wochen wurde das polnische Lager aufgelöst, und wir wurden von bewaffneten polnischen Zivilisten nach Posen in Marsch gesetzt. Wir mussten die 100 Kilometer ohne jede Verpflegung zu Fuß in vier Tagen laufen. Nachts wurden wir in Scheunen untergebracht. Am Abend kamen polnische Bauern, um zu fragen, ob wir etwas einzutauschen hätten gegen Essen. Da wurden goldene Ringe für ein Schinkenbrot weggegeben. Ich hatte nichts zum Tauschen und musste hungern. An einem Tag wurde ein alter Mann, der von der Bevölkerung der Kollaboration mit den Deutschen angeklagt wurde, auf eine Wiese geführt und von den Polen erschossen. Wenn einer von uns aus Entkräftung liegegeblieben wäre, hätte ihn sicher dasselbe Schicksal getroffen.

Als wir das von den Russen geleitete Durchgangslager in Posen erreichten, gab es am ersten Tag, weil wir nicht angemeldet waren, auch keine Verpflegung. Wir saßen halbverhungert herum und warteten, bis wir die erste Wassersuppe bekamen und in ein richtiges Quartier eingewiesen wurden. Es war eine Baracke mit doppelstöckigen Holzbetten, die völlig verwandt waren. Ein Feldweibel wurde zum Kompanieführer ernannt. Wir befanden uns in einem Durchgangslager, in dem 40'000 deutsche Gefangene täglich nach Russland durchgeschleust wurden. Morgens nach dem Appell, der oft lange dauerte, weil die Russen sich immer wieder verzählten beim Zählen der Gefangenen, ging es zum Arbeitseinsatz in die Stadt Posen. So erinnere ich mich, dass wir in einer chemischen Fabrik Maschinen abbauen und zusammen mit großen Glasbehältern voller chemischer Säuren, die in Körben eingebettet waren, in Güterwagen verladen mussten für den Abtransport nach Russland. Die Russen raubten alle Fabriken aus und verluden alles, was nicht niet- und nagelfest war bis zu den Eisenbahngleisen, sodass die meisten Strecken nur eingleisig befahren werden konnten. Wir haben die Glasballons so verladen, dass möglichst viele beim Anfahren zerspringen sollten.

Aus diesem Posener Durchgangslager wurden die deutschen Gefangenen nach Russland ins Stammlager zum Arbeitseinsatz gebracht, wo nach Aussage russischer Offiziere die Verpflegung angeblich besser sein sollte. In Posen gab es nur dünne Suppen und klitschiges Maisbrot. Für die Abtransporte nach Russland wurden die Gefangenen nach einer ärztlichen Untersuchung ausgewählt. Ich stand also eines Tages auch in der Reihe nackter angetretener deutscher Landser, die von russischen Ärztinnen auf ihre Arbeitskraft geprüft wurden durch Kneifen in die Muskulatur an allen möglichen Stellen. Die meisten mussten dann rechts heraustreten mit dem Befund «Rabotti». Da ich halbverhungert war mit schlaffen Muskeln und Hungerödemen an den Beinen, hieß es bei mir «Nix rabotti», und ich musste links austreten. Auf diese Weise blieb ich im Posener Lager hängen. Da ich vom Kompanieführer als Kompanieschreiber ausgewählt worden war, brauchte ich morgens nicht zum Appell antreten, weil ein Bewacher in der Baracke bleiben musste. So wurde ich auch nicht mehr zur Arbeit eingeteilt und erhielt die doppelte Verpflegung, was allerdings bei der Durchlaufsuppe die Ernährung kaum verbesserte.

Im April brach eines Tages ein Jubelfest mit Feuerwerk bei den Russen aus, und sie schrien: «Hitler ist tot!» Hitler hatte zusammen mit Goebbels und dessen Familie im Führerbunker in Berlin Selbstmord begangen. Das war der Anfang vom Ende des Krieges. Der Durchstrom deutscher Gefangener hörte allmählich auf. Im Mai kapitulierte Deutschland und der fast fünf Jahre währende Krieg hatte sein Ende gefunden.

Wir im Posener Lager blieben, wo wir waren, und hungerten weiter. Den Tiefpunkt meines seelischen Zustandes erreichte ich eines Sonntagmorgens, als ich hinter dem Stacheldrahtzaun stand und sah, wie die Polen mit Frauen

und Kinderwagen spazieren gingen und den Sonntag genossen. Die Straßenbahn fuhr wieder da draußen, und ich dachte an Inge und die Ungewissheit, ob sie noch am Leben war und unsere Wohnung von den Bomben verschont geblieben war. Wann würde ich jemals wieder nach Hause kommen können? Ich hatte seit einem halben Jahr nichts mehr von Inge gehört. Meine Lage erschien mir in diesem Augenblick hoffnungslos.

Neben dem andauernden Hunger plagten uns die Wanzen, die Baracke war voll von diesem Ungeziefer. Des Nachts ließen sich diese Plagegeister von der Decke auf uns fallen, um unser Blut zu saugen. Ich schlief ganz verummmt mit Kopfschützer und Handschuhen, nur die Augen waren frei. Am Tage schleppten wir die Bänke und Stühle ins Freie und brannten mit einer Kerze die Ritzen der Möbel aus. Zu Hunderten fiel das brennende stinkende Ungeziefer zu Boden. Aber am Abend war es wieder dieselbe Plage. Ich musste feststellen, dass Wanzen noch schlimmer sind als Läuse.

Im August sagte uns ein russischer Offizier, dass alle, die sich noch im Lager befinden, das große Los gezogen hätten, wir würden alle nach Hause entlassen. Und tatsächlich wurden die ersten Trupps zusammengestellt für den Abtransport. Ich gab einem der Glücklichen, der auch Hamburger war, einen Brief für Inge mit, den er in Hamburg auch abgeschickt hat; nur hatte er die Briefumschläge verwechselt, und Inge bekam erst auf Umwegen die Nachricht, das ich entlassen würde. Viel früher wurden von den Russen Briefe von uns eingesammelt, die, wie sie versprochen, über der Front von Flugzeugen abgeworfen werden sollten. So erhielt Inge eine Postkarte von einem schlesischen Bauern mit der Frage, ob sie die Adressatin Inge von Holt sei von einem Brief, den er auf seinem Feld gefunden hätte, den sie dann aber nie erhalten hat. So blieb ihr nur die vage Vermutung, dass ich noch lebe. Die Russen müssen ihr Versprechen wohl eingehalten haben.

Eines Morgens war es dann so weit. Beim Appell wurde mein Name aufgerufen. Der Unteroffizier rief zwar: «von Gold», weil die Russen kein «H» sprechen können, aber ich wusste, dass ich gemeint war. Es ging zum Güterbahnhof. Dort standen offene Rungenwagen, aber keine Lokomotive. Es wurden Wetten abgeschlossen, ob die Lok nach Osten oder nach Westen angekoppelt würde. Wir trauten unserem Glück noch nicht. Nach langem Warten kam sie dann, und es ging tatsächlich Richtung Westen nach Frankfurt/Oder. Für diese Strecke brauchten wir zwei Tage, weil wir immer wieder auf einem Abstellgleis auf die Durchfahrt wichtigerer Züge warten mussten. So kamen wir endlich nach Frankfurt/Oder in meine alte Kaserne, bekam von den Russen einen Entlassungsschein und konnte als freier Mensch gehen. Mein erster Weg war, die Familie Post aufzusuchen. Als Frau Post mir die Tür öffnete und mich erkannte, fiel sie mir in die Arme vor Freude. Ich blieb eine Nacht in ihrem Haus, wo ich mich erstmal in ihrem Bad säuberte, wenn es auch nur kaltes Wasser gab. Wie ich von ihnen erfuhr, hatte ein Mühlenbauer und Amateur-Geigenbauer mit

Namen Fischer meine kostbare Bratsche nach Berlin mitgenommen, um dort eine Kopie von ihr anzufertigen und sie dann, wenn irgend möglich, nach Hamburg zu bringen. Mehr wüssten die beiden auch nicht. Meine Noten waren noch da. Am nächsten Morgen verabschiedete ich mich von den lieben Menschen und ging zum Bahnhof, um einen Zug nach Berlin zu ergattern. Entlassene Soldaten hatten freie Fahrt. In einem leeren Rungenwagen fand ich zusammen mit anderen Landsern Platz. Zu dritt taten wir uns zusammen, um unseren Heimweg nach Hamburg anzutreten. Wir wussten noch nicht, dass Deutschland von den Alliierten in vier Besatzungszonen aufgeteilt worden war, und dass man nicht so einfach von Zone zu Zone reisen konnte. Zumal die Russen ließen niemand aus ihrer Zone raus. Die Fahrt nach Berlin dauerte lange, weil viele Strecken eingleisig waren. Bei einem längeren Halt konnten wir von einer Rote-Kreuz-Küche ein Kochgeschirr voll von einer guten Erbsensuppe mit viel Fleisch bekommen, ein Essen, das wir lange entbehrt hatten. Da wir sehr ausgehungert waren, holten wir uns ein zweites Kochgeschirr voll bis zum Rand von dieser wunderbaren Suppe. Gegen Abend kamen wir in Berlin an. Da ab 21 Uhr Ausgehverbot herrschte und es zu spät war, sich um eine Weiterfahrt zu bemühen, mussten wir drei versuchen, irgendwo unterzukommen. Eine Frau sah uns, wie wir unschlüssig auf der Straße standen, und fragte uns, ob wir in ihrer Wohnung übernachten wollten. Wir waren ihr sehr dankbar dafür und folgten ihr in ihre Wohnung, wo sie uns die beiden Ehebetten anbot. Sie meinte: «Vielleicht hilft auch jemand meinem Mann.»

Sie hatte noch keine Nachricht von ihm. So schiefen wir zu dritt auf den unbezogenen Matratzen. In Notzeiten sind die Menschen viel leichter bereit, anderen zu helfen. Am nächsten Morgen ging es ohne Frühstück zum Bahnhof. Wir wollten einen Zug nach Mecklenburg nehmen, um bei Herrenburg über die grüne Grenze nach Lübeck zu gelangen und damit in die britische Besatzungszone. Wir fuhren bis Ludwigslust, wo wir in einer Volksküche wieder eine Gemüsesuppe fassen konnten. Dann ging es mit einer Kleinbahn nach Schwerin. Hier begann unser Fußmarsch bis zur Grenze. Es war schönes Wetter, ein sonniger Septembertag, die reifen Äpfel fielen von den Bäumen. Die frischen Vitamine belebten uns, und die Bewegung tat uns gut. In einem kleinen Dorf nahe der Grenze fragten wir einen Bauern, ob wir in seiner Scheune übernachten dürften. Er ließ uns im Stroh schlafen. Wir erkundeten den Verlauf der Zonengrenze. Von einer Anhöhe sah man einen Feldweg, und 200 Meter weiter floss ein kleiner Bach. Auf der anderen Seite fing die britische Besatzungszone an. Wir wollten versuchen, in der nächsten Nacht gegen zwei Uhr, wenn die russischen Posten abgelöst wurden, ungesehen den Grenzweg und den Bach zu überqueren. Als es dunkel wurde, legten wir uns in einen Heuschober, es wurde empfindlich kalt und die Zeit verging viel zu langsam. Es war eine mondlose Nacht, aber sternklar. Gegen zwei Uhr verließen wir unseren Heuschober, schlichen übers Feld und überquerten den Feldweg. Dann

begann ein buschiges Gelände. Wir hofften, die kurze Strecke bis zum Bach schaffen zu können, als unter meinem Fuß ein Zweig knackte. Das musste ein Posten gehört haben. Kurz darauf warf sich ein junger Russe vor uns auf den Boden, seine MP im Anschlag, und rief: «Stoi! Rucki wersch!» Wir hoben die Hände und sagten beruhigend: «Nix Pistol». Er stand ängstlich auf, kam vorsichtig näher und sah, dass wir nicht bewaffnet waren. Dann nahm er uns mit zur Ortskommandantur, wo wir in einen Schuppen eingesperrt wurden. Als es hell war, wurden wir zum Kommandanten gebracht, der uns auf Russisch anbrüllte. Da er nicht deutsch sprach, übersetzte ein Dolmetscher, wir sollten zurück in die russische Besatzungszone gehen und uns Arbeit suchen. Auf meinen Einwand, wir seien laut Entlassungsschein nach Hamburg entlassen worden, wo wir Frau und Kinder hätten, ging er nicht ein. Er rief immer wieder: «Rabotti!» Auf unseren länglichen Entlassungsschein schrieb er auf Russisch, dass wir beim illegalen Grenzübergang erwischt wurden. Dann konnten wir gehen.

Im nächsten Dorf ließen wir uns eine Schere geben und schnitten den rechten Rand unseres Entlassungsscheins mit seinem Zusatz ab, sodass unser Papier wieder einwandfrei aussah. Einer der Kumpels hatte Verwandte in Stendal, die uns helfen sollten. So fuhren wir über Ludwigslust nach Wittenberge. Hier ging kein normaler Zug über die Elbe. Ein rundlicher Lokführer nahm uns auf seiner Rangier-Lok mit über die große Elbbrücke auf die andere Seite. Von dort gelang es uns, einen Zug nach Stendal zu bekommen. Wir konnten bei den Verwandten unseres Kumpels übernachten, mussten aber bei einer eventuellen Hausdurchsuchung bereit sein, über eine Leiter, die am Fenster anlehnte, in den Garten zu flüchten. Aber die Nacht verlief ruhig.

Am nächsten Morgen ließen wir uns vom Bürgermeister Verpflegungskarten geben. Darauf bekam man auch eine Ration Zigaretten, die ich zwar nicht für mich brauchte, mir aber noch gute Dienste leisten sollten. Dann gingen wir zum Bahnhof in der Hoffnung, von hier aus unserem Ziel näher zu kommen, in eine der Westzonen zu kommen. Nachdem wir eine Weile auf dem Bahnsteig gestanden hatten, auf dem sich auch russisches Militär aufhielt, sahen wir einen Güterzug einfahren, an dessen Lok zwei gekreuzte amerikanische Flaggen auf der Stirnseite befestigt waren und der beladen war mit deutschen Soldaten. Der Zug kam aus Berlin und war, wie ich später erfuhr, ein Transport deutscher aus der Kriegsgefangenschaft entlassener Heimkehrer in die amerikanische Zone mit dem Zielbahnhof Marburg. Wir hätten uns in Berlin bei den Engländern melden sollen, dann wären wir auch in die britische Zone transportiert worden. Leider wussten wir das nicht, als wir in Berlin waren. Nun standen wir auf dem Bahnsteig vor diesem Zug und konnten nicht einsteigen, weil er einerseits von amerikanischen Soldaten bewacht wurde, und andererseits hätte uns das russische Militär auch nicht einsteigen lassen. Wir liefen die Treppe hinab und auf der anderen Seite die Treppe hinauf auf den Nachbar-

bahnsteig, wo uns nur ein Gleis von diesem Zug trennte. Aber dort stand auch ein Amerikaner als Zugbewacher. Wir erzählten ihm, dass die bösen Russen uns nicht nach Hause fahrenließen zu unseren Familien. Er sah uns mitleidig an, drehte sich um und sah weg. Wir hasteten über das dazwischen liegende Gleis und erklimmen die Wagenwand eines offenen Güterwagens und wurden von schimpfenden Insassen empfangen, die sich in der Enge bedrängt fühlten und uns als lästige Eindringlinge ansahen. Ich verteilte sofort meine Zigaretten, um sie zu beruhigen, was mir nach einer Weile auch gelang.

Der Zug rollte langsam aus dem Bahnhof und das langsame Tempo behielt er auch bei. Die Strecke war durch den Abbau des zweiten Gleises ein-
gleisig, so brauchten wir lange bis Marienborn. Hier wurde der Transport von den Russen kontrolliert, es war die letzte Station der russischen Besatzungszone. Es gab vorn ein langes Palaver zwischen den amerikanischen und russischen Offizieren, aber zu meiner Erleichterung wurden die Insassen nicht gezählt. Endlich setzte der Zug sich wieder in Bewegung und fuhr jetzt wesentlich schneller auf zweigleisiger Strecke über Helmstedt nach Hannover. Hier gedachte ich auszusteigen. Aber der Zug hielt nicht und durchfuhr den Bahnhof in hoher Geschwindigkeit. Hinter Hannover kam mir dann eine glückliche Fügung zur Hilfe. Am Sonnenstand sah ich, dass wir uns nicht mehr nach Süden bewegten, sondern der Zug fuhr nach Westen. Durch einen Irrtum des Streckenpersonals, die den Zug für einen englischen Transport gehalten hatten und ihn nach Wunstorf in der Lüneburger Heide leiteten, wo sich ein britisches Entlassungslager befand, landete ich in Wunstorf. Hier angekommen, sprang ich aus dem Zug. Auf dem Bahnsteig stand ein englischer Offizier, dem ich sofort erklärte, dass ich nach Hamburg entlassen sei und nicht nach Marburg wollte. Inzwischen hielt mich der amerikanische Wachtposten am Ärmel fest, ich sollte wieder einsteigen. Da sich der Zug jetzt in umgekehrter Richtung in Bewegung setzte, riss ich mich los, und dem Amerikaner blieb nicht anderes übrig, als schnell auf den abfahrenden Zug aufzuspringen.

So stand ich nun allein mit dem Engländer auf dem Bahnsteig, der mich mitnahm in das englische Lager Wunstorf. Hier wurde man noch einmal entlaust und mit dem nächsten Transport noch am Abend nach Eutin geschickt, dem zivilen Entlassungslager der britischen Zone. Am späten Abend erreichten wir Hamburg und hielten eine ganze Weile auf dem Güterbahnhof Langenfelde. Nur wenige Kilometer trennten mich von unserer Wohnung in der Eimsbüttelerstraße, und die Versuchung war groß, einfach auszusteigen. Doch ohne die Entlassungspapiere hätte es sicher Schwierigkeiten bei der Eingliederung ins zivile Leben gegeben. So bezwang ich meine Sehnsucht, nach Haus zu kommen und Inge wiederzusehen.

Nach langer Pause setzte der Zug sich wieder in Bewegung, durchquerte noch einmal die Stadt, um die Strecke nach Lübeck zu erreichen. Gegen morgen kamen wir in Eutin an. Nach einer kalten Nacht schien wieder die wär-

mende Sonne, und wir konnten auf einer Wiese liegen und uns ausruhen. Inzwischen wurden unsere Papiere ausgestellt und ein Angestellter der Entlassungsbehörde fragte uns, ob er für uns ein Telegramm aufgeben sollte. Ich schrieb ihm den Text mit der Anschrift auf einen Zettel. Das Telegramm hat Inge dann auch am Nachmittag erreicht. Es wurde ihr von unserer ausgebombten Mitbewohnerin telefonisch durchgegeben, als sie bei Frau Dammann Gesangsstunde hatte.

Am Nachmittag erhielten wir unsere Papiere und schnell ging es dann zum Bahnhof. Meine Ankunft hatte ich auf dein Telegramm vorsichtshalber auf den nächsten Tag datiert, weil ich nicht wusste, wann ich die Papiere erhalten würde. Ich saß im Personenzug zwischen ärmlich gekleideten, abgemagerten Menschen, die stumpf vor sich hin blickten, und die Fahrt wollte kein Ende nehmen. Es war der 12. September 1945. Endlich lief der Zug in den halb zerstörten Hauptbahnhof ein. In der nächsten freien Telefonzelle suchte ich nach einem Groschen, warf ihn in den Schlitz und wählte zaghaft und mit klopfenden Herzen unsere Nummer. Es ertönte das Freizeichen. Dann meldete sich Inges Stimme und ein Stein fiel mir vom Herzen. Sie hatte mich erst am nächsten Tag erwartet. Sie wollte mich am Holstenbahnhof acht Minuten von unserer Wohnung entfernt, abholen. Ich bestieg voller Ungeduld die S-Bahn und fuhr die drei Stationen. Inge stand schon am Fuße der Treppe und erwartete mich. Wir fielen uns in die Arme. Inge sagte mir gleich, dass der Herr Fischer meine Bratsche nach Hamburg gebracht hatte und unsere Wohnung nicht durch Bomben zerstört wurde.

Ich hatte das große Glück, alles, was mir lieb und teuer war, gesund und heil wieder vorzufinden. Zu Hause angekommen hatte Fräulein Sommerkorn, die Inge als Ausgebombte aufgenommen hatte, schon mein Bett geräumt und sich auf ihr Zimmer zurückgezogen. Sie hatte der Einfachheit halber während meiner Abwesenheit bei Inge in unserem Schlafzimmer geschlafen.

Zuerst flogen meine sämtlichen Klamotten auf den Balkon hinaus und es ging in die Badewanne. Lange Zeit musste ich ein heisses Bad entbehren. Es war herrlich, in einen frisch gewaschenen Pyjama zu steigen und im eigenen Bett zu liegen. Noch bis tief in die Nacht erzählten wir uns unsere Erlebnisse des letzten halben Jahres und waren beglückt, uns wieder zu haben. Der Krieg war vorbei und der nationalsozialistische Spuk war verschwunden. Kein Fliegeralarm sollte uns mehr aus dem Schlaf holen, ein neues Leben sollte beginnen.

Lebenserinnerungen II

Zweiter Teil

Ein neues Leben sollte beginnen, ein Leben ohne Krieg und Schrecken, ohne Hunger und Kälte und ohne Trennung. Doch war der Weg zu einem normalen Leben im Frieden noch weit. Schwere Jahre der Nachkriegszeit standen uns noch bevor. Hamburg wurde zwar durch die Einsicht des Gauleiters Kaufmann entgegen den Befehlen der Nazis den Engländern kampflos übergeben. So wurde der Hamburger Bevölkerung in der letzten Phase des Krieges Kampfhandlungen und weiteres Blutvergießen erspart. Die Elbbrücken wurden nicht gesprengt und die Hafenanlagen blieben für die Versorgung erhalten. Eine Delegation beherzter Hamburger überschritt mit weißer Fahne die Hauptkampflinie und wurde mit verbundenen Augen von englischen Soldaten ins Hauptquartier der Briten gefahren, wo ihnen die Augenbinde abgenommen wurde. Bei den Kapitulationsverhandlungen wurde Kaffee serviert, und an dem Aufdruck an der Unterseite der Tassen sahen die Hamburger, wo sie sich befanden: In einem bekannten Lokal in der Heide. Die Engländer waren sehr vorsichtig in der Frage der Legitimation der Delegation, die aber die englischen Militärs von dem ehrlichen Willen der kampflosen Übergabe der Stadt Hamburg überzeugen konnte. So fuhren die englischen Panzer am 3. Mai 1945 über die Elbe bis zum Rathausmarkt, wo dem britischen Kommandeur im Rathaus die Stadt vom Bürgermeister übergeben wurde. Damit war der Krieg auch für die Hamburger beendet. Es gab zuerst ab neun Uhr abends eine Ausgangssperre, die Lebensmittelzuteilungen wurden knapper und Heizmaterial gab es nicht. Doch als ich am 12. September zurückkam, brauchte man noch nicht heizen. Das Ertragen von Kälte und Hunger kam später.

Für mich war es noch kaum zu begreifen, dass ich wieder zu Hause war und wir all unser Hab und Gut behalten hatten. Nun stellte sich die Frage, was ich beruflich machen sollte.

Die Nordmarkschule in Kiel war zerstört, Werner Schmalmack saß als alter Parteigenosse in Neuengamme, einem alten Konzentrationslager, wo die Engländer alle alten Parteimitglieder eingesperrt hatten, und meine Neigung, wieder ins Kieler Orchester einzutreten, war gleich null. Der Generalmusikdirektor Paul Belker hatte zwar schon vor meiner Rückkehr an Inge geschrieben und mir eine Solobratscherstellung angeboten, doch wollte ich es zuerst in Hamburg versuchen. So suchte ich in einer Probenpause für ein philharmonisches Konzert in der Musikhalle den Orchestervorstand Lange auf, der mich gleich Eugen Jochum vorstellte, der mich vom Probespiel 1937 kannte, und der

sich freute, mir eine der mehreren freien Tuttistellen anbieten zu können. Allerdings müsse ich pro forma noch ein Probespiel ableisten, dann stünde meiner Einstellung nichts mehr im Wege.

So erhielt ich nach einigen Tagen eine Einladung zum Probespiel für Ende September in der Staatsoper. Ich begann mich darauf vorzubereiten und arbeitete am D-Dur-Konzert von Stamitz. Werner Rother kam und begleitete mich am Klavier. Er sagte nach unserer Probe, er könne es noch gar nicht fassen, dass ich neben ihm stehe und die Bratsche spiele. Ich hatte nur 14 Tage Zeit, mich auf das Probespiel vorzubereiten. Es kam mir jetzt zugute, dass nur ein gutes halbes Jahr vergangen war seit meiner musikalischen Betätigung als Soldat in Frankfurt/Oder. Es blieb nur die Frage, ob meine Nerven mir keinen Strich durch die Rechnung machen würden nach der Hungerei in der Gefangenschaft.

Am Nachmittag des 28. September um 15 Uhr fand ich mich in der Staatsoper zum Probespiel ein. Es fand auf der Bühne vor dem eisernen Vorhang statt, der das Bühnenhaus vor dem Feuer gerettet hatte, das den Zuschauerraum völlig zerstört hatte. Begleitet von einem Korrepetitor spielte ich das Stamitz-Konzert mit der Kadenz von Paul Klengel. Es lief gut und ich fühlte mich sicher. Nach der Kadenz brach man ab und sagte, es genüge völlig.

Dann wurden mir von Kurt Heinemann, einem guten alten Bekannten von mir, der jetzt die zweite Solostelle innehatte und mit dem ich früher schon als Studierender Kammermusik gemacht hatte, einige Orchesterstellen vorgelegt: Der Don Juan von Richard Strauss und einige Solostellen aus Wagners Tristan und Isolde. Ich kannte diese Stellen sehr gut und spielte sie auf schönen Ton bedacht zur Zufriedenheit der Zuhörer. Mit der Zusage der Einstellung wurde ich entlassen.

Wenig später wurde mir der Vertrag zugeschickt mit einem Monatsgehalt von 680 Reichs-Mark und dem Dienstbeginn am Montag, den 16. Oktober 1945. Die Probe fand im großen Saal der Musikhalle statt für das zweite philharmonische Konzert unter Eugen Jochum. Auf dem Programm stand das Requiem von Verdi. Ich wurde von den Bratschen-Kollegen sehr herzlich begrüßt. Es waren außer Fritz Lang und Kurt Heinemann hauptsächlich ältere Kollegen, die jüngeren waren entweder im Krieg gefallen oder noch in der Gefangenschaft. So kam Viktor Kuntze erst zwei Jahre später aus der Gefangenschaft aus Italien zurück. Das hätte mir ebenfalls passieren können. Nun saß ich erstmal am letzten Bratschenpult mit dem alten Herrn Narbe zusammen. Es war für mich wie ein schöner Traum, bei diesem herrlichen Meisterwerk des alten Verdi mitspielen zu dürfen, zusammen mit den guten Gesangssolisten und dem Chor der Singakademie, ein Werk, das so sehr in die Zeit passte zum Gedenken an die vielen Toten des Zweiten Weltkrieges. Eugen Jochum gestaltete diese Musik sehr sensibel und ausdrucksstark. Für mich war dies Requiem noch neu, ich hatte vorher noch keine Gelegenheit gehabt, es kennenzulernen.

Es war ein unwahrscheinliches Erlebnis nach allen schrecklichen Jahren des Krieges.

Die Musikhalle war von den Engländern für den Militärsender BFN⁸ besetzt worden. Die Räume waren gut geheizt, während wir zu Hause frieren mussten. Das war für Inge besonders hart, während ich wenigstens während der Probenzeit nicht unter der Kälte zu leiden hatte. Die Philharmonischen Konzerte wurden am Sonntagnachmittag um 15 Uhr für die englische Besatzung und ihre Angehörigen als Generalprobe für die Montagskonzerte gegeben. So erlebte ich einmal zu meiner Überraschung, dass die Engländer beim Halleluja in Händels Messias geschlossen aufstanden, um es, wie es in England Sitte ist, stehend anzuhören. Die Operaufführungen fanden im Schauspielhaus statt wie z.B. «Der Rosenkavallier», «Tristan und Isolde» und «Othello». Aber auch hier waren wir auf die Genehmigung der Besatzungsmacht angewiesen. Später fanden die Operaufführungen noch jahrelang im Saal des Gewerkschaftshauses statt, bis die Staatsoper 1954 nach dem Neubau des Zuschauerraumes wieder eröffnet wurde.

Für die kleineren Opernbesetzungen wurde in dem ausgebrannten Zuschauerraum ein Notbehelf geschaffen, indem man in einem Betonbau einen Raum mit 500 Plätzen schuf. Das Bühnenhaus bestand ja noch mit seiner Maschinerie der hydraulisch versenkbaren drei Bühnen übereinander. Die erste Premiere in diesem Bau war Mozarts «Figaros Hochzeit» unter Eugen Jochum, die ich noch wegen seiner hohen Qualität gut in der Erinnerung habe. Jochum war der auch in späteren Zeiten einzige Dirigent, der die Rezitative selbst am Cembalo begleitete und so die Übergänge nahtlos und homogen gestalten konnte.

In einem Philharmonischen Konzert am Sonntag für die Engländer war ein Cellist vor Hunger ohnmächtig zusammengebrochen. Danach entschloss sich die Militärregierung, den Mitgliedern des Philharmonischen Staatsorchesters jeden Tag ein markenfreies Mittagessen im Lokal «Patzenhofer» gegenüber der Oper zu servieren. Das war natürlich eine große Hilfe für uns. Leider galt das nicht für die Angehörigen. Die Lebensmittelrationen waren noch weiter gekürzt worden, und Menschen, die keine Beziehungen zur Landbevölkerung oder zum Schwarzmarkt hatten, mussten hungern. Auf dem schwarzen Markt kostete eine Tafel Cadbury-Schokolade 40.- und eine Zigarette 6.- Reichsmark. In wenigen Ausnahmefällen konnte ich Inge zum Essen im Patzenhofer mitnehmen, wenn ein Kollege verreist war und er mir seine Essensmarke abgetreten hatte. Etwas gemildert wurde allerdings unsere schmale Verpflegung durch unsere Einwohnerin Käthe Sommerkorn, die in einer Fabrik für Berufsbekleidung arbeitete und so manches Bekleidungsstück mitbrachte zum Eintauschen gegen Lebensmittel.

⁸ British Forces Network

Die schlechte Ernährungslage hielt an bis Juni 1948, als die Währungsreform in Kraft trat und die Bewirtschaftung aufgehoben wurde. Doch davon später. Bis dahin wurde weiter gehungert und gefroren. Mitten im kalten Winter konnte man nur ins Bett gehen und sich gut zudecken. Wir hatten eine Etagenheizung, die vom Küchenherd beheizt wurde und für die ganze Dreizimmer-Wohnung verhältnismäßig viel Brennmaterial brauchte. An einem Wintertag fuhr langsam ein Pferdefuhrwerk, beladen mit vielen Holzstämmen, an unserem Wohnzimmerfenster vorbei und Inge sagte zu mir: «Oh, wenn sie das Holz doch bei uns abladen würden!» Und siehe da, der Wagen hielt vor unserer Tür, und zwei Männer klingelten bei uns und sagten: «Wir kommen von Herrn Benz, wir sollen bei Ihnen Holz abladen». Es stellte sich heraus, dass der Verlobte der Schulfreundin von Inge, Käthe Hartje, als Angestellter der Post ein Deputat von Holz aus den Wäldern dieser Behörde erhalten hatte, das selbst geschlagen werden musste und von dem er uns etwas abgab. Ich wollte gerade in die Oper zur Abendvorstellung gehen und hatte schon meinen Frack angezogen, als ich den beiden Fuhrleuten den Weg zum Keller zeigte. Das veranlasste die Kollegen von Rudi Benz später zu der Bemerkung: «Du hast ja komische Bekannte, der Mann hat uns im Frack empfangen». Wir mussten die Stämme zwar noch bei großer Kälte zu einer Sägerei fahren und passgerecht zuschneiden lassen, aber was tat man nicht alles, um es ein paar Tage in seiner Wohnung warm zu haben. Wir haben dem Rudi Benz diese Wohltat nie vergessen.

Im Frühjahr 1946 stellte sich heraus, dass Inge schwanger war und wir ein Kind erwarteten. Damit begann für Inge eine schwere Zeit. Neben dem gelegentlichen Unwohlsein wie Übelkeit kam das schmale Angebot an Lebensmitteln, auf die eine Schwangere gerade Appetit hat, und die man nicht kaufen konnte. So bin ich einmal zu den Eltern der schon erwähnten Schulfreundin von Inge, Käthe Hartje, die ein Lebensmittelgeschäft führten, gegangen und habe sie gebeten, mir ein paar Äpfel zu geben, auf die Inge einen Heißhunger hatte. Ich bekam sie auch. Frisches Obst war sonst kaum zu erhalten.

Inge hatte durch Herrn Harmann, für den sie im Büro gearbeitet hatte, Holz für ein Kinderbett bekommen können, das Inges Vater dann zusammenwerkelt; es hatte Seitenwände aus Rundstäben und wurde weiß gestrichen. Am 21. September war es dann so weit, unser Sohn kam in einer Klinik in Blankenese zur Welt. In der Nacht zuvor hatte Inge schon das Fruchtwasser verloren, sodass wir am nächsten Morgen mit der S-Bahn nach Blankenese fuhren und den ganzen Weg nach Falkenstein zur Klinik zu Fuß gingen. Dort wollte man Inge gar nicht aufnehmen, obwohl sie angemeldet war. Ihr früherer Arzt, der sie auch wegen einer Gebärmutter senkung operiert hatte, sollte sie angemeldet haben, war aber dort inzwischen in Ungnade gefallen wegen Drogensucht. Inge machte der Aufnahmeabteilung klar, dass sie die Klinik nicht wieder verlassen würde, und wurde schließlich aufgenommen. Sie hatte dort eine sehr gute Hebamme und Hannes wurde am Abend ohne Komplikationen

geboren. Ich erfuhr von seiner Geburt, als ich abends aus der Oper nach Hause kam und von Inges Eltern in unserer Wohnung in der Eimsbüttelerstraße mit der freudigen Nachricht empfangen wurde. Am Sonntag bin ich dann morgens früh nach Blankenese gefahren, um Inge zu besuchen und unseren Sohn zum ersten Mal zu sehen. Er wurde mir durch die Glaswand gezeigt und war auf den ersten Blick ein von Holt. Er hatte große Ähnlichkeit mit meinem Vater, die noch durch das faltige Gesicht des Neugeborenen besonders betont wurde. Inge ging es gut, sie war dort, trotz des ungastlichen Empfangs, gut versorgt.

Ich hatte an jenem Sonntag eine Konzertverpflichtung als Solist in den Altonaer Hauskonzerten. Engelhard Barthe hatte mich zusammen mit einer Altistin und einem Pianisten engagiert für die Bratschen-Lieder von Johannes Brahms («Gestillte Sehnsucht» und «Geistliches Wiegenlied») sowie für die Bratschen-Solo-Sonate g-moll von Max Reger und eine Bearbeitung für Bratsche und Klavier von Hindemith. Als Barthe hörte, dass ich gerade Vater geworden war, fragte er mich, ob ich auch nicht zu aufgeregt sei, dies schwere Programm zu bewältigen. Ich beruhigte ihn, und es wurde ein schönes Konzert. Die schwere Reger-Sonate habe ich später nie wieder öffentlich gespielt, aber damals half mir mein jugendlicher Elan. Mein Vater und die Familie meines Bruders haben das Konzert auch gehört und mir zu beiden Ereignissen gratuliert.

Dann kam der Tag, an dem Inge mit unserem Kind aus der Klinik entlassen wurde. Als das Taxi vorfuhr, halfen wir, die Sommerkorn und ich, Inge beim Aussteigen. Die Sommerkorn trug das Baby ins Haus und ich half Inge, die noch Mühe beim Gehen hatte, die paar Treppen hinauf in unsere Wohnung. Das Kinderbett stand bereit und die Familie war vereint. Hannes war ein ruhiges Kind und hat auch später auf unsern Schlaf meistens Rücksicht genommen. Er schlief bei uns im Schlafzimmer, und wenn er morgens aufwachte, zog er sich an der Seitenwand seines Bettchens hoch und guckte, ob wir schon wach waren. Wenn unsere Augen noch geschlossen waren, ließ er sich wieder fallen. Wenn wir aber die Augen öffneten, streckte er seine Ärmchen aus, und wir holten ihn in unser Bett und die Freude war groß.

Als dann der Winter kam und wir nichts zum Heizen hatten, stand ich mit dem Elektrostrahler vor dem Bett, wenn Inge ihn an der Brust hatte und stillte. Ein ganzes Jahr ist der kleine Hannes noch so ernährt worden. Mit dem Strom mussten wir auch sparen, um mit dem Kontingent auszukommen. Bezugs-scheine für Kinderkleidung gab es zwar, aber man musste Glück haben, sie auch einlösen zu können.

In diese Zeit fiel auch eine Veränderung meiner beruflichen Lage. Mein früherer Lehrer, August Langbein, trat von seiner Solo-Stelle zurück, weil er nervlich dieser Position nicht mehr gewachsen war. So bewarb ich mich um die freiwerdende dritte Solo-Bratscher-Stelle und spielte zusammen mit dem älteren Kollegen Eichler um diese Position in einem angesetzten Probespiel. Wir

spielten beide die g-moll-Solosonate von Reger sowie das Freischütz-Solo der Ännchen-Arie und ich erhielt die Stelle. Jochum gratulierte mir und ich saß statt am letzten nun am ersten Bratschen-Pult. Es bedeutete gleichzeitig eine Verbesserung meines Gehalts. Die Stellenzulage betrug damals zwar nur 200.-RM, stieg später aber auf 600.-DM und wurde pensionsfähig. So hatte ich nun endlich nach einem Jahr im Tutti wieder eine künstlerische Verantwortung als Stimmführer der Bratschengruppe. Noch in die Reichsmark-Zeit fielen meine Reisen mit dem Fehse-Quartett. Der Solo-Cellist Schürgers fragte mich, ob ich Lust hätte, einige Konzerte mit Fehse, der in Wiesbaden wohnte, mitzumachen. Es war eine Zeit, in der die Konzert-Säle ausverkauft waren, weil die Menschen aus Mangel an Nahrung und sonstigem Konsum in die geistigen und künstlerischen Genüsse flüchteten⁹. Der Dienst in Hamburg war durch die Ausbombung der Oper nicht besonders anstrengend, sodass man sich durch Tausch im Dienst für eine Woche freimachen konnte. So sagte ich zu, einige Reisen mit dem Fehse-Quartett mitzumachen. Als alter Kammermusikfreund war dies sehr verlockend für mich. Die erste Reise nach Wiesbaden kam einem Abenteuer gleich. Die Abfahrt des Nachtzuges verzögerte sich um zwei Stunden, weil es einen Lok-Schaden gab, der nicht so schnell beseitigt werden konnte und eine Reserve-Lok nicht zur Verfügung stand. Außerdem war der Zug übervoll, sodass ich stehen musste. An der Grenze zwischen der englischen und amerikanischen Besatzungszone mussten alle Reisenden aussteigen, sich mit Gepäck auf dem Bahnsteig aufstellen zur Kontrolle durch amerikanische Soldaten, die nicht eben freundlich waren. Bei der Weiterfahrt erhielt ich dann nach Stunden des Stehens einen Sitzplatz und kam gegen Abend nach 18-stündiger Reise in Wiesbaden an, wo Richard Fehse und Theo Schürgers schon auf mich warteten. Wir probten gleich für ein Konzert am nächsten Abend in Wiesbaden mit einem Streichtrio-Programm, unter anderem die Beethoven-Serenade op. 8. Das Wiesbadener Orchester suchte gerade einen Solo-Bratscher, und so nahm ich an einem Probespiel teil, worauf man mir die Stelle anbot unter dienstlichen Bedingungen, die ich, wenn ich mit dem Fehse-Quartett Kammermusik-tourneen planen wollte, nicht annehmen konnte. Mit Mühe und Not zahlte man mir die Reisespesen aus.

Die nächste Konzertreise mit dem 2. Geiger Müller-Gündner (Geiger im Orchester Darmstadt) ging von Darmstadt aus die Bergstraße entlang bis Heidelberg und Mannheim, die sehr erfolgreich verlief. Danach folgte im Sommer zur Ferienzeit eine Tournee mit sämtlichen Beethoven-Quartetten an sechs Abenden in Wetzlar und Marburg. Die Proben fanden im Hause Leitz in Wetzlar statt, wo wir von Frau Dr. Kühn-Leitz eingeladen waren, in ihrem Hause bei voller Verpflegung zu wohnen und zu arbeiten. Die Firma Leitz hatte gute Beziehungen nach Amerika und Mangel an Nahrungsmitteln gab es nicht.

⁹ Aus heutiger Sicht scheint es, dass die Menschen eher VOR den geistigen und künstlerischen Genüssen IN den Konsum flüchten ...

Inzwischen hatte ich mich entschlossen, meine Stellung im Hainburger Orchester zu kündigen, um nur noch Kammermusik mit dem Fehse-Quartett zu machen – ein Entschluss, der heute kaum noch verständlich ist. Eine Lehrerstelle in Heidelberg sollte den Grundstock bilden, doch wurde nichts daraus, sodass ich meine Kündigung widerrief. Es stand auch die Währungsreform bevor, die eine Stabilisierung der Verhältnisse in Deutschland versprach.

In Wetzlar erhielt ich dann den Brief des kaufmännischen Direktors der Staatsoper und des Philharmonischen Staatsorchesters Ruch, dass es der Wunsch Eugen Jochums und des Orchesters sei, mich zum 7. August 1948 wieder einzustellen. Theo Schürgers, der ebenfalls gekündigt hatte, wurde nicht wieder eingestellt. Er hatte kein so gutes Verhältnis zu seiner Cello-Gruppe und ist danach nach Düsseldorf gegangen.

Damit endete meine Mitgliedschaft im Fehse-Quartett, und so blieb mir meine Anstellung als Hamburger Staatsangestellter mit Pensionsberechtigung erhalten. Der Traum von der Quartett-Karriere war damit ausgeträumt.

Die Währungsreform 1948

Die Deutschen haben ihre neue Währung nicht selbstgemacht. Zwar gab es nach dem Krieg über 200 deutsche Pläne, um der kaputten Wirtschaft wieder auf die Beine zu helfen. Doch den Plan für die D-Mark entwarfen Experten im Finanzministerium der USA 1946. Erst zwei Jahre später wurden deutsche Fachleute eingeweiht und, damit sie nichts ausplauderten, auf dem Flughafen Rothwesten in Hessen 49 Tage lang kaserniert.

Ihr Einfluss auf die Deutsche Mark blieb trotzdem gering. Es gehört zu den Paradoxien der Geschichte, dass den Deutschen die Unabhängigkeit der Notenbank, auf die sie sich heute so viel zugutehalten, von den Alliierten aufgezwungen wurde. Ihnen selbst schien Geld zu wichtig, um es Notenbanken überlassen zu können. Sie planten ein mächtiges ‹Währungsamt›, dessen Präsident an Kabinettsitzungen teilnehmen und dessen Verwaltungsvorsitzender später der Kanzler sein sollte. Die Alliierten legten sich quer, vielleicht, weil sie der deutschen Politik misstrauten.

Als man am 20. Juni 1948 die erste Rate des Kopfgeldes ausgab – jeder Deutsche erhielt zunächst 40.- und einen Monat später noch einmal 20.- D-Mark, da zeigten sich rasch die politischen Folgen. Zwar boykottierte Moskau schon seit Monaten den alliierten Kontrollrat und die Entfremdung zwischen den Alliierten des Zweiten Weltkrieges wuchs. Doch die Währungsreform vertiefte die Kluft. Die deutschen Experten versuchten zu verhindern, dass die neue Mark auch Berlin spaltete. Doch Moskau lehnte ab. Man wollte sich Ost-Berlin nicht durch anderes Geld entfremden lassen. Die Russen verlangten im Gegenteil, dass die Ost-Mark auch in den westlichen Sektoren gelte.

Dies verhinderte die andere Seite. Die Blockade begann und der Kalte Krieg wurde kälter. Man kann nicht sagen, dass die Deutschen sofort begriffen, was die neue Mark ihnen bringen würde. Man befürchtete eine neue Inflation. Hjalmar Schacht, der ehemalige Präsident der Reichsbank, prophezeite, diese Währung werde binnen sechs Wochen zusammenbrechen. In den Augen Schachts war diese Währung auf Sand gebaut. Was ist schon eine Währung nur aus Papier, die man nicht - wie damals den Dollar - in Gold umtauschen kann? Die Erfolgsgeschichte der D-Mark zeigt freilich, dass es auf «Golddeckung» nicht ankommt. Entscheidend ist, ob die Notenbank das Geld knapp hält.

Die Deutschen hatten, bevor die D-Mark kam, in einem Menschenleben zwei unvorstellbare Inflationen erlebt. In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg kostete schließlich ein Brot eine halbe Billion Mark. In einer ähnlichen Katastrophe endete der Zweite Weltkrieg. Hitler hatte ihn mit Hilfe der Notenpresse finanziert, und die Alliierten, vor allem die Russen, hatten danach hemmungslos weiter Noten gedruckt. Da übernahm die Zigarette die Rolle des Geldes. Für Zigaretten gab es alles. Was fehlte, waren Zigaretten. Der «News Chronicle» schrieb nach der Währungsreform: «In dieser Woche ist die stabilste Währung in Europa zerstört worden, die Währung der Zigarette». Woran man erkennt, worauf es bei gutem Geld ankommt: Es muss knapp sein.

Die D-Mark hat manches erlebt, was man heute, da sie dem Euro geopfert wird, verdrängt. Gemessen an der Kaufkraft von 1950 ist sie derzeit noch 25 Pfennig wert. Und deshalb kann Inflationsangst allein das Verhältnis der Deutschen zur Mark nicht erklären. Die Wahrheit reicht tiefer. Das Geld machte in unserem Fall das Land. Zum 30. Geburtstag der DM schrieb in Frankreich «Le Monde»: «Selbst wenn viele Bürger der Bundesrepublik es beklagen mögen, dass die Reputation der Bundesrepublik Deutschland weniger auf seinen Schriftstellern und Künstlern als auf die Stärke und Solidität ihrer Währung beruht, so ist es doch eine unbestreitbare Tatsache, dass diese Währung den Eckpfeiler der Europäischen Gemeinschaft darstellt».

Der Krieg hatte ein besiegttes Volk hinterlassen. Wie man in diese Katastrophe hineingeraten war, beschäftigte die Menschen mehr, als die Nachgeborenen glauben. Und wenn man die Vergangenheit verdrängte, zwangen die Sieger zur Auseinandersetzung. Es dauerte lange, bis das Gefühl schwand, Außenseiter der Völkergemeinschaft zu sein. Weltpolitische Umwälzungen halfen den Deutschen. Die Westalliierten brauchten die Deutschen gegen den Osten, und so bekamen die Besiegten ihre Chance. Das «Wirtschaftswunder» und die D-Mark gaben verlorenes Selbstbewusstsein zurück. Man übertraf bald die Sieger. Schon Mitte der 50er drängten die Briten und Franzosen Bonn, die Mark aufzuwerten, sie erschien unerträglich stark. Bonn sei wirtschaftlich ein Riese, aber politisch ein Zwerg, klagten die Partner. Die Frage, ob dieses Land im Zentrum Europas auch über die Nato hinaus militärische Verantwortung

übernehmen müsse, stellte sich erst 50 Jahre nach dem Krieg, als der Ostblock zerfallen war. Bis dahin zählte nur die Wirtschaft.

Die Geschichte der D-Mark ist zugleich die Geschichte Ludwig Erhards einsamer Entscheidung für die Marktwirtschaft. Ohne die Reform des Wirtschaftssystems, die in Wahrheit eine Revolution war, wäre aus der D-Mark kaum mehr geworden als aus Lira und Ostmark. Erhard war überzeugt, das neue Geld allein nichts nutze. Nur wenn man dem Markt überlasse, die Produktion zu steuern, werde das neue Geld Wert bekommen. So hob er am 20. Juni 1948 gegen Widerstände vieler deutscher Politiker, aber auch gegen die alliierten Militärgouverneure, die Zwangsbewirtschaftung für viele Güter auf. Zuvor hatte es – vom Schwarzmarkt einmal abgesehen – fast nichts für Geld allein gegeben. Alles war zugeteilt, auf Lebensmittelmarken oder Bezugsscheinen.

Die Gegner warnten, und als der amerikanische Militärgouverneur Clay Erhard rüffelte, weil er, ohne die Besatzungsmächte zu fragen, die Marktwirtschaft eingeführt hatte, fügte er hinzu: «Meine Berater sagen mir, Sie hätten einen schrecklichen Fehler gemacht». Erhard antwortete: «Meine sagen mir das gleiche».

Als die Menschen an jenem 20. Juni 1948 in langen Schlangen anstanden, um ihr «Kopfgeld» abzuholen, war der Erfolg keineswegs sicher. Zwar füllten sich von einem Tag zum andern die leeren Schaufenster, jetzt, wo es sich lohnte, war mehr da, als man dachte. Aber der Kaufrausch hielt nicht an. Mit 60 Mark sind keine Sprünge zu machen. Jetzt fehlte das Geld, wie vorher die Zigaretten. Auch die Ungerechtigkeit des Anfangs bedrückte die Menschen. Zwar war jeder mit dem gleichen Kopfgeld gestartet, und die Konten wurden für alle auf 6,5 % zusammengestrichen. Doch die, die Ware gehortet hatten, legten einen Blitzstart hin. Das lag nicht am neuen Geld, sondern an der alten Zwangswirtschaft.

Bald erreichte der Wiederaufbau ein Tempo wie in keinem der anderen Nachbarländer. Der Koreakrieg eröffnete der Wirtschaft neue Märkte, und das deutsche Wirtschaftswunder war nicht mehr zu übersehen. Es faszinierte die Welt. Bei der Bundestagswahl 1957 gewann die Union die absolute Mehrheit. Die Bundesbank häufte gewaltige Goldreserven an. Es sind die einzigen Jahre in der Geschichte der Bundesrepublik, in denen ein Finanzminister Schäffer weit mehr Steuern einnahm, als er ausgeben kann. Bis 1956 hatte er 7,8 Milliarden Mark beiseitegelegt, über vier Prozent des Bruttosozialprodukts. Man nannte den Hort den «Juliusturm». So hieß das Gewölbe in der Spandauer Zitadelle, in dem 1871 die Beute aus dem Deutsch-Französischen Krieg lagerte. Geld war da, scheinbar ohne Ende. Man beschloss soziale Leistungen wie die dynamische Rente, die heute die Leistungsfähigkeit des Sozialstaates zu überfordern scheinen. Erhard hatte gewarnt, doch Adenauer setzte sich durch. Doch die sozial- und umweltpolitischen Reformen überforderten sogar die starke

Mark, die Inflation stieg. Willy Brand, der Strategie der Ostpolitik, scheiterte an der Ökonomie, als die Ölpreise explodierten und die Gewerkschaften, voran die ÖTV, 15 % mehr Lohn forderten.

In jenen Jahren war vor allem die Bundesbank gefordert. Überblickt man die vergangenen fünfzig Jahre, dann gehört ihr Einfluss genauso zur Erfolgsgeschichte der Mark wie Erhards Soziale Marktwirtschaft. Sie wäre Papier geblieben, hätte die Notenbank nicht der Stabilität immer wieder den Vorrang vor anderen Zielen gegeben. Dabei gibt es Situationen, in denen sich die Notenbank der Politik beugen muss. So stellte sich die Bundesbank der deutsch-deutschen Währungsunion nicht entgegen, obwohl sie die fehlende Wettbewerbsfähigkeit der DDR-Betriebe damals klar sah. Aber wie kann man die Einheit verweigern? Und was für die deutsche Einheit galt, gilt zum Teil auch für den Euro. Er ist wie die Mark – nicht nur Geld, sondern auch Politik. Schon 1950 hatte der französische Finanzfachmann Jacques Rueff prophezeit: «Europa wird durch das Geld entstehen, oder es wird gamicht entstehen». Ohne den Druck der gemeinsamen Währung fehlt jeder Anreiz, die eigene Politik auf Europa auszurichten. Auf Europa ausrichten heißt nicht, dass man überall die gleiche Politik machen oder die Lebensbedingungen rasch harmonisieren müsste. Das wäre dem Euro gefährlich. Gleiche Lebensbedingungen setzen auch die gleiche Leistungsfähigkeit voraus, und die gibt es in Europa nicht.

Für den Euro ist entscheidend, was für die Mark so wichtig war: Er wird nur stark, wenn Länder, Unternehmen und Tarifparteien die eigene Leistungsfähigkeit nicht aus dem Auge verlieren und wenn die Zentralbank, die so unabhängig ist wie die Bundesbank, den Euro knapp hält. Dann wird in Europa einer der stärksten Wirtschaftsräume der Welt entstehen mit einer Währung, die sogar dem Dollar Paroli bieten kann. Wer an den Herausforderungen verzweifelt, die der Euro stellt, sollte sich der D-Mark erinnern. Sie war am Anfang auch nur eine Chance.

Nun sind wir in der Geschichte der D-Mark bis in die Gegenwart vorgestoßen, um zu verstehen, wie sich Deutschland in der Nachkriegszeit entwickelt hat und wie das Wirtschaftswunder zu erklären ist. Mit der Währungsreform 1948 änderte sich unser Leben schlagartig. Es gab fast alles zu kaufen, nur das Geld war knapp und der Nachholbedarf groß. Aber der Wert des Geldes war gestiegen und stabil, und man konnte anfangen, in bescheidenem Maße zu sparen, um später einmal größere Pläne zu verwirklichen. So fassten wir den Entschluss, Mitglied einer Bausparkasse zu werden, um einmal ein eigenes Haus bauen zu können und loszukommen von der dauernden Zahlung des verlorenen Mietzinses, anstatt mit einem Wohneigentum ein Kapital anzusparen.

Der Hausbau

Die erste Anregung kam durch eine Werbezeitschrift einer Dortmunder Bausparkasse ins Haus mit schönen Bildern von Einfamilien-Häusern, und wir schlossen mit dieser Kasse einen Bausparvertrag ab mit der bescheidenen monatlichen Ansparsumme von 100.- DM. Ein langer Weg lag vor uns bis zum erträumten Ziel. Inzwischen begann ich Grundrisse zu zeichnen und mich mit Büchern über Architektur und Bauplanung zu beschäftigen. Es war eine schöne Zeit des Planens. Immer wieder neue Ideen veränderten die alten Pläne und das Bausparkonto wuchs viel zu langsam.

Eines Tages lernten wir auf der Ausstellung «Planten und Bloomen» in einem Pavillon der Öffentlichen Bausparkasse Hamburg einen Herrn Grötzebach kennen, der dort als Werber der Kasse tätig war und der nach einem Gespräch zu uns sagte: «Das müssen Sie eleganter und lukrativer machen; ich besuche Sie mal, dann können wir alles in Ruhe besprechen».

Er kam dann zu uns und zeigte uns den richtigen Weg des Ansparens und der künftigen Finanzierung eines Eigenheims. Er war damals noch technischer Zeichner bei «Strom und Hafenanbau» und freier Mitarbeiter der Öffentlichen Bausparkasse. Später kündigte er seine Staatsstelle und machte sich selbständig als Finanzberater. Es war ein Glücksfall für uns, ihn kennengelernt zu haben. Wir haben durch ihn viel Zeit gespart. Wir kündigten unser Guthaben bei der Dortmunder und wurden Mitglied der Öffentlichen Bausparkasse in Hamburg. Paul Grötzebach hat uns nach dem Abschluss des Vertrages immer weiter betreut und alte Verträge verkauft, mit deren Erlös neue Verträge mit großen steuerlichen Vorteilen, die damals noch möglich waren, weiter angespart wurden. Mit dem 12. Vertrag und einer Vertragssumme von 15. 000.- DM haben wir dann 1956 unser Haus gebaut. Das Haus hat zu dieser Zeit insgesamt 45'000.- DM gekostet. Die erste Hypothek wurde sehr günstig von der Angestellten-Versicherung Berlin über 12'000.- DM bereitgestellt zu 5 Prozent Zinsen und 0.5 Prozent Tilgung, die später nie gestiegen sind. Die Wohnungsbaukasse stellte sehr billiges Geld von 10'000.- DM zur Verfügung. Den Rest von 8'000.- DM liehen wir uns kurzfristig in Form von Gehaltsvorschuss und einem langfristigen Darlehen von Inges Eltern.

Die größere Hürde war beim Bau aber die Beschaffung eines Grundstücks. Durch Tante Frieda, der Frau des Bruders von Inges Vater, erfuhren wir, dass gegenüber ihres Hauses in der Ringstraße in Meiendorf Grundstücke verkauft werden sollten, die einem Schlachter Gammelin gehörten. Ich rief also den Herrn Gammelin an und erfuhr, dass mit den Hypotheken-Mitinhabern in Amerika noch ein Prozess anhängig sei, weil diese nicht mit der Abwertung durch das Londoner Schuldenabkommen einverstanden seien und

so der Verkauf noch blockiert sei. Ich konnte den Herrn Gammelin aber doch überreden, mich in seiner Wohnung in Eppendorf zu empfangen, wo wir in aller Ruhe die Grundstückspläne einsehen konnten. Es handelte sich um drei Grundstücke zum Quadratmeterpreis von 6 DM, wovon das eine zu groß und damit zu teuer für uns war. Ich suchte mir das Mittlere mit heute 1038 m² aus. Der Schlachtermeister wurde dann sehr freundlich und versprach mir, mich anzurufen, wenn der Prozess beendet sei.

Es dauerte gar nicht lange, als er mich anrief und mir mitteilte, dass die Amerikaner ihre Klage zurückgezogen hatten und so dem Verkauf nichts mehr im Wege stand. Da zu dem Grundstück noch ein Teil eines zu schmalen anderen Grundstückes zugeschlagen worden war, gab Gammelin uns unseren Baugrund für 5.50.- DM per Quadratmeter ab. Ein Glücksfall für uns. Wir konnten unser Grundstück sogar bezahlen, da Tante Friedas Schwester, Tante Minchen, uns 5'000.- DM als Darlehen anbot, das wir in einigen Jahren langsam zurückgezahlt haben. 1955, also ein Jahr vor Baubeginn, waren wir im Besitz unseres Baulandes.

Die Bauzeit 1956 ging von April bis zum 20. Juli bei schönem trockenem Wetter und lief trotz der engen Finanzierung reibungslos ab. Unser Volksdorfer Architekt, Johannes Carl von Geiso, hatte meine nun endgültigen Baupläne zum großen Teil übernommen und einige schöne Details hinzugefügt. So waren wir am Ziel unserer Wünsche angekommen. Das war aber nur möglich, weil wir in schöner Einigkeit eine Durststrecke zurückzulegen bereit waren. In den ersten zwei Jahren mussten wir uns alle Sonderwünsche wie Reisen oder Ausgaben für entbehrliche Dinge verkneifen. Alles war auf Haus und Garten ausgerichtet. Zu Hilfe kam uns dabei allerdings die finanzielle Aufbesserung der deutschen Kulturorchester und damit ein höheres Gehalt. Aber geschenkt worden ist uns unser Wohneigentum wahrlich nicht. Niemand konnte damals ahnen, dass der Wert der Grundstücke einmal eine solche Steigerung erfahren würde, die weit über die allgemeine Teuerungsrate hinaus ging. Fünfzehn Jahre hatten wir in der Eimsbüttelerstraße gewohnt, als wir die Wohnung dort endgültig verließen und am 20. Juli 1956 mit dem Möbelwagen bei herrlichem Sommerwetter nach Meiendorf fuhren. Hannes, 9 Jahre alt, sass im Anhänger auf einem Sofa neben dem Klavier. Es war einer der schönsten Tage unseres Lebens, in unser eigenes Haus einzuziehen.

Bei der Grundsteinlegung habe ich eine Stahlkassette in die Kellerwand einmauern lassen, die Tageszeitungen, Münzen von 1956 sowie die von mir geschriebene Partiturseite von Beethovens a-moll-Quartett op. 132 enthielt mit dem: «Heilige Dankgesang eines Genesenden an die Gottheit», wobei ich die Bratschenstimme in roter Tinte geschrieben habe. Wer die Kassette wohl einmal finden wird?

Beim Richtfest sollte wie üblich der Zimmerermeister den Richtspruch vorlesen, und ich fragte ihn vorher, welches Getränk er dazu wünsche. Er sagte,

er brauche wegen seines schwachen Magens Sekt, scharfe Sachen würde er nicht vertragen. Er bekam ihn. Später hat er dann auch fleißig mit den anderen Schnaps und Bier getrunken. Unter den Maurerleuten war auch einer, den sie Fiete nannten und der eine riesige, weit vorstehende Nase hatte. Als ich die gesamte Mannschaft fotografieren wollte, rief einer seiner Kollegen: «Fiete, bitte im Profil, sonst geht nachher das Album nicht zu!»

Mein Vater hatte zwar immer etwas ungläubig die Baupläne gesehen, nun musste er sich davon überzeugen, dass unser Traum Wahrheit geworden war. Als er das erste Mal zu Besuch kam, sagte er staunend: «So groß habe ich mir das garnicht vorgestellt». Mit seinen drei Zimmern, Küche und Bad und 80 m² Wohnfläche war es ja nicht groß. Aber an die 80 Quadratmeter waren wir gebunden wegen des Zuschusses der Wohnungsbaukasse. Und damals war man viel bescheidener als heute, was Wohnfläche anbetraf. Wenig später wurde mit Hilfe von Opa Horst im Dach ein Zimmer für Hannes ausgebaut, wo er auch neben dem Bett einen Schreibtisch unter dem Veluxfenster bekam.

Es gab natürlich im Garten viel zu tun und Inges Vater hat dabei viel geholfen. So wuchs in vielen Jahren ein parkähnlicher Garten heran, der uns heute trotz Arbeit immer wieder erfreut.

Mein Weg in die Stadt war weiter geworden, aber ich genoss beim Aussteigen aus der U-Bahn am Meiendorfer Weg aus der Stadt kommend immer wieder die schöne reine Waldluft. Ein Auto konnten wir uns damals noch nicht leisten, nur die Garage hatten wir schon mitgebaut. So mussten wir also den Weg zur Bahn zu Fuß zurücklegen. Im ersten Winter war abends der Nachhauseweg bei eisigem Ostwind die Ringstraße hoch sehr mühsam, und ich war froh, wenn ich die Eingangslampe unseres Hauses sehen konnte. Dennoch waren die ersten Jahre eine große Steigerung der Lebensqualität: Auf eigenem Grund und Boden und in den eigenen vier Wänden leben zu können, war ein Hochgenuss. Wenn ich mir heute vorstelle, dass ich in einem Mietshaus, Wand an Wand mit fremden Menschen, leben müsste wie in der beengten Wohnung meiner Kinderzeit in der Goßlerstraße oder später in der Eimsbüttelerstraße in Altona, weiß ich nicht, wie ich das heute ertragen könnte.

Hinzu kam das gesündere Leben in reiner Luft und die Ruhe der Umgebung. 1956 war Meiendorf noch lange nicht so besiedelt wie heute. Es gab noch Kornfelder in unmittelbare Nähe unseres Hauses und Gartenland mit Behelfswohnungen aus dem Zweiten Weltkrieg. Erst allmählich wurden die großen Grundstücke von 3000 im geteilt und für viel Geld verkauft. Ein Haus nach dem anderen wurde gebaut und immer mehr Menschen kamen nach Meiendorf. Heute ist aus der ehemaligen Schwerkriegsbeschädigten-Siedlung nach dem Ersten Weltkrieg ein gepflegter Villenvorort geworden mit schönen Häusern, aber auch einer dichteren Besiedlung.

So hatte sich unser Leben 1956 von Grund auf verändert. Hannes wurde im vierten Schuljahr in die Grundschule Meiendorf umgeschult, von der er im nächsten Jahr auf das Gymnasium Walddörfer-Schule überwechselte und mit seinem Fahrrad einen schönen Schulweg durch den Wald hatte. Es gab 1956 und in den folgenden Jahren noch einen Milchmann, der die auf dem Eingangspfeiler abgestellte Milchkanne mit Frischmilch füllte, eine Dienstleistung, die heute undenkbar ist, erstens, weil sich zu diesem schlecht bezahlten Job niemand mehr bereit findet, und zweitens, weil die Frischmilch von den Meiereien gleich haltbar verpackt an die Großmärkte weiter geleitet wird. Damals konnten wir noch im übernächsten Haus in einem Kolonialwaren- und Schlachterladen einkaufen; diese Läden sind alle durch die großen Warenketten vernichtet worden. Heute müssen wir in Volksdorf unseren täglichen Bedarf an Lebensmitteln decken. Ohne Auto wäre das für uns kaum möglich.

Zwanzig Jahre später wurde unser Haus dann durch einen Anbau und einer neuen, größeren Garage erweitert, es waren derselbe Architekt, von Geiso, und fast dieselben Handwerker, die ihn erstellten. Doch davon später. Dazwischen liegt noch viel des Erzählens wert, das mein Leben ausmacht und auf das ich gern zurückblicke.

Tagebuchbriefe Inge von Holt

An einen Unerreichbaren

Am 31. März 1945

Mein Liebster! Es wurde mir heute zur Gewissheit, dass Du Dich in russischer Gefangenschaft befindest. Ich bekam heute von einem Willi Lehmann aus Friedland / N.L. einen Brief, in dem er mir mitteilte, dass er unmittelbar an seinem Hof einen Brief von Dir gefunden hätte und ihn mir sofort zuschicken wolle, sobald ich ihm bestätige, dass ich Deine Frau bin. Der Brief dorthin ist unterwegs. Und ich will morgen noch einen schicken, falls der erste verloren gehen sollte. Bis je jetzt habe ich immer noch Briefe an Dich an die aufgegebene Feldpostnummer geschrieben, da ich bisher keinen zurückerhielt. Ich möchte wissen, wohin die geraten sind. Jetzt brauche ich Dir keine Briefe mehr zu schreiben, Du Armer! Doch will ich zuweilen mit meinen Gedanken besonders innig bei Dir sein und sie hier festhalten. Du magst dann später einmal, wenn Du wieder da bist, darin lesen. Es wird vielleicht lange dauern, doch will ich nie die Hoffnung auf Deine Wiederkehr aufgeben. Hätte ich nur erst Deinen Brief in Händen, mein Hans! Wahrscheinlich hat ihn Herr L. geöffnet, weil er von einem in russischer Gefangenschaft befindlichen H.V.H. spricht.

Vielleicht kannst Du mir darin etwas mitteilen, wie es Dir ergeht. Ach Gott, die Sorgen um Dich sind riesengroß. Die Aussichten, dass Du es einigermaßen erträglich hast, sind nur gering. Meine größte Sorge ist die, dass Du evtl. auch noch verwundet bist oder sonst Schaden genommen hast. In meinen Briefen, die wohl kaum zurückkommen werden, schrieb ich Dir über meine oft wechselnden Gefühle für Dich. Noch in meinem gestrigen brachte ich zum Ausdruck, dass ich mich nun wieder innig mit Dir verbunden fühle und jene Leere, die mich nach dem Ausrücken in den ersten Tagen befallen hatte, gewichen ist. Seit einiger Zeit war in mir der Gedanke, dass Du in Gefangenschaft sein könntest, immer wieder aufgetaucht und hatte sich regelrecht festgesetzt. Nun wurden mir diese Gedanken heute bestätigt.

Wiewohl ich mich schon mit dieser Vorstellung vertraut gemacht hatte, warf mich die Gewissheit darüber doch fast um. Es war mir fast unheimlich und doch beglückend zugleich, dass ich das Richtige empfunden hatte. Das zeigt mir, dass wir wie immer ein Herz und eine Seele sind, und dass es doch wohl eine große Verbundenheit über Raum und Zeit gibt. Trotz aller Traurigkeit bin ich innerlich doch auch ein wenig froh, mein Liebster! Es grenzt ans Wunderbare, dass mir diese Nachricht zuteilwerden konnte, da doch aus Russland

keinerlei Aussagen über Gefangene gemacht werden. Es wird schwer sein in der kommenden Zeit für uns beide, mein Hans, da keiner vom anderen etwas erfahren kann. Du kennst zwar die Verhältnisse, unter denen ich lebe, doch wirst Du auch von unseren Angriffen hören und Dir zuweilen Sorgen machen und wohl auch daran denken, wie ich den Kummer, den ich um deinetwillen haben muss, ertrage. Doch sei ruhig, Du Guter, ich weiß, dass Du viel mehr erdulden musst, und in diesem Bewusstsein wird mir mein Teil gering erscheinen.

All meine innige Liebe will ich zu Dir senden. Sie soll Dir die schweren Tage tragbar machen, soll Dich umgeben, wärmen und stärken.

Gute Nacht, mein Liebster, ich bin Dein!

Am 4. April 1945

Noch am Abend, da ich meine ersten Aufzeichnungen beendet hatte, rief ich am Lehmweg an. Ich gestehe, dass ich eigentlich nicht die Absicht hatte, dies zu tun, da man sich überhaupt nicht um mich bekümmert, ja während der ganzen Zeit sich nicht einmal erkundigt hat, ob ich Post von Dir habe. Das hat mir bitter weh getan, und ich fühlte daher keine Veranlassung, mich zu melden. Ich habe mich jedoch überwunden aus Liebe zu Dir.

Es war mir, als wären Deine Augen auf mich gerichtet – in großer Traurigkeit – und bäten mich um diesen Dienst. So habe ich mit Käthe gesprochen – Hermann hatte gerade Luftschutzdienst und sie gebeten, Hermann am 1. Osters- tag morgens zu mir kommen zu lassen. Ich war sehr erstaunt, wie wenig ihn diese Tatsachen zu berühren schienen. Er ist der Meinung, dass es zur Zeit die glücklichste Lösung sei. Scheinbar denkt er nicht daran, was Du schon durchgemacht hast. Wie Dein Vater nun diese Nachricht aufnahm, weiß ich nicht; glaube jedoch, dass er wohl einen Schrecken bekommen hat. Doch wir müssen ja alle froh sein, dass uns überhaupt eine Nachricht zuteilwurde.

Abends.

Den ersten Absatz schrieb ich heute Morgen im Wartezimmer beim Arzt. Seit einiger Zeit habe ich nämlich wieder Beschwerden im Leib und befürchtete, dass dort wieder etwas in Unordnung geraten sei. Glücklicherweise ist dies nicht der Fall, sondern meine Beschwerden sind auf Überanstrengung zurückzuführen. Ich soll Sitzbäder nehmen, viel ruhen und möglichst wenig heben. Das ist wohl nicht immer durchzuführen, doch schon die Gewissheit, dass es sich um nichts Ernstliches handelt, macht mir Mut. Denn gerade im Augenblick wäre es furchtbar, wenn ich bettlägerig würde.

Die Fortschritte der Alliierten sind nur zu deutlich und wir müssen in allernächster Zeit damit rechnen, dass auch Hamburg besetzt wird. Man spricht hier davon, dass Himmler hier gewesen sei und Gauleiter Kaufmann sehr dagegen gesprochen habe, dass Hamburg zur Festung erklärt wird. Möglich, dass es wahr ist; doch wer käme gegen Himmler an? Nach der Lage der Dinge will es mir scheinen, den Tatsachen Rechnung zu tragen und die Unmöglichkeit der Weiterführung des Krieges einzusehen, allein man fragt mich nicht, im Gegenteil, ich muss mich hüten, dies laut zu sagen.

So werden stündlich immer weitere Kreise unglücklich gemacht. Es bleibt nun abzuwarten, wie weit der Widerstand um und in Hamburg gehen wird. Heute früh um 5 Uhr sind die ersten Volkssturmsoldaten vor die Stadt gerückt. Vati ist natürlich auch dabei. Wahrscheinlich liegt er vor Lockstedt. Am Nachmittag und morgen folgen weitere Einheiten. Auf das Alter nimmt man keine Rücksicht mehr. Bei Frau Dammann war eben ein 67-jähriger Schüler¹⁰, der einen Stellungsbefehl für morgen hat. So steht alles kopf. Meine größte Sorge ist, dass ich im Falle einer Besetzung Deinen Brief von Herrn Lehmann aus Friedland nicht bekommen werde. Der Gedanke, dass ich darauf verzichten soll, ist mir sehr schmerzlich. Doch ich muss dankbar sein, dass ich wenigstens die Tatsache, dass Du in Gefangenschaft bist, als feststehend ansehen kann.

So hat jeder Tag ein neues Gesicht und Hoffnungen, die ich gestern noch hegte, sind heute zunichtegemacht. Wir wissen nicht, welche Tatsachen morgen für uns maßgebend sind. Nur eins ist unveränderlich: Unsere Liebe, mein Hans! Es ist dies der Punkt, um den unser beider Leben kreist, der unabhängig ist von allen Äußerlichkeiten und der uns beiden den Mut gibt zum Weiterleben, weil wir auf eine Wiedervereinigung bauen.

Am 5. April 1945

Soeben habe ich mein erstes mir vom Arzt verordnetes Sitzbad genommen und will die daran anschließende Ruhe nutzen, um mit meinen Gedanken ganz bei Dir zu sein. Kathinka ist nach oben gegangen, sodass ich die nötige Ruhe dazu habe. Hermann rief mich noch vorhin an. Als ich mich nach Papa erkundigte, sagte mir Hermann, dass er sehr niedergeschlagen sei von der Nachricht, dass Du in russischer Gefangenschaft bist. Es tut mir leid um ihn. Er meint Dich nicht wiederzusehen; denn die Aussichten auf Deine Rückkehr sind zur Zeit ja sehr gering. Darin hat er völlig recht. Sein Herz ist wohl auch schon zu alt, um so wie ich hoffen zu können. Zumindest meint er, würden einige Jahre darüber hingehen und inzwischen hat vielleicht seine Stunde geschlagen. Man kann an sich natürlich wenig dazu sagen, aber seine Mutlosigkeit hat wohl auch zum Teil seine Ursache darin, dass er sich ziemlich

¹⁰ Gesangsschüler

verlassen fühlt. Mit Hermann versteht er sich ja auch nicht besonders. Seit Eure Mutter tot ist, fehlt ihm viel. Wie gut, dass sie der Sorgen um Dich enthoben ist, mein Hans. Für mich freilich wärs manchmal ein Trost, wenn sie noch lebte. Doch was hilft alles Warum? Ich will versuchen, Papa einen Brief zu schreiben, vielleicht gibt ihm der etwas Mut.

Am 8. April 1945

Seit dem 5., da ich Dir zuletzt schrieb, ist es hier bedeutend unruhiger geworden, das Vorrücken der Alliierten zieht auch schon bei uns seine Kreise. Man muss damit rechnen, dass in absehbarer Zeit auch hier der Feind einzieht. Wer hätte das je für möglich gehalten? Es ist kaum fassbar, dass wir so zusammen getrieben werden, während wir in den ersten Jahren halb Europa beherrschten. Man kann es sich nur so erklären, dass wir durch unsere derzeitige Kriegführung die Nationen überraschten. Mir will scheinen, als ob die anderen Völker - ausgenommen vielleicht Russland - nicht so gerüstet waren, wie man uns erzählt hat; dass dieses Manko aber im Laufe der Zeit hinreichend ausgeglichen wurde. Nunmehr erfahren wir die Wirkung dieses Wohlgerüstetseins nur allzudeutlich. Für uns ist es nur ein Rechenexempel, wie lange wir noch durchhalten, da wir von allen Rohstoffquellen abgeschnitten sind. Die gestrigen Bombardements galten kleinen Orten östlich und westlich Hamburgs und im Schleswig-Holsteinischen. Das beweist wieder einmal, dass man nirgends sicher ist, Hier haben wir wenigstens noch unseren Bunker, wohin wir flüchten können. Meine Überlegungen, ob ich hierbleibe, wenns noch brenzlicher wird, sind vielfach hin- und hergegangen. Ob ich' s richtig mache, wird mir doch niemand sagen können. So meine ich, es sei das Beste hierzubleiben, solange man mich nicht zwingt fortzugehen.

Ich kann nicht sagen, wie weit man noch für die Unterbringung der Hamburger sorgen kann. Davon wird es vielleicht abhängen, wie groß der Druck ist, den man in dieser Richtung ausüben wird. Man spricht hier davon, dass Berlin jetzt geräumt wird, nachdem es vor einiger Zeit noch verboten war, die Stadt zu verlassen.

Man kann ja jetzt nie genau sagen, ich werde mich so oder so verhalten, es sprechen da so viele Umstände mit, die im Voraus nicht zu berechnen sind. Ich gehe jedenfalls von der Überlegung aus, dass, wenn das Haus hier stehenbleiben sollte, die Gefahr der Plünderung bedeutend größer ist, wenn niemand in der Wohnung ist, als wenn man jemand vorfindet. Und dass es heute keineswegs unbedeutend ist, soviel von seiner Habe zu bewahren, wie möglich ist, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Verpflegungsmäßig wird es vielleicht ein Fiasko werden, doch wird sich das früher oder später auf alle Gebiete ausdehnen. Wir versuchen uns so gut wie möglich, einzudecken, auch von Seiten

der Gauleitung wird das Prinzip stärkstens gefördert. Man legt der Bevölkerung nahe, möglichst alles im Voraus einzukaufen, und ruft schon jetzt Butter und Brot, auch Zucker und dergleichen für die 75. Periode auf, die erst in drei Wochen beginnt. Es sind heute am Sonntag die Geschäfte geöffnet und es bedarf eines besonderen Fuhrparks, um diese Aktion durchzuführen. Man erwähnte, dass es angestrebt würde, die jetzt für die 75. Periode aufgerufenen Lebensmittel nach Möglichkeit noch einmal zur Verteilung kommen zu lassen; legt uns jedoch nahe, einstweilen hauszuhalten. Wer wüsste auch zu sagen, was bis in drei Wochen noch alles geschieht? Vom Lehmweg habe ich inzwischen nichts Neues gehört.

Ich arbeite jetzt an einem neuen Schubert-Lied nach einem sehr schönen Text von Schiller.

*Ach, aus dieses Tales Gründen, die der kalte Nebel drückt,
könnt ich doch den Ausgang finden, ach wie fühlt ich mich
beglückt.*

*Dort erblick ich schöne Hügel! Ewig jung und ewig grün!
Hätt ich Schwingen, hätt ich Flügel, nach den Hügeln zög ich hin.
Harmonien hör ich klingen, Töne süßer Himmelsruh,
und die leichten Winde bringen mir der Dülte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen, winkend zwischen dunkelm Laub,
und die Blumen, die dort blühen werden keines Winters Raub.
Ach, wie schön muss sich's ergehen dort im ewgen Sonnenschein,
und die Luft auf jenen Höhen, o wie labend muss sie sein.
Doch mir wehrt des Stromes Toben, der ergrimmt dazwischen
braust,
seine Wellen sind gehoben, dass die Seele mir ergraut,
Einen Nachen seh ich schwanken, aber, ach; der Fähmann fehlt,
frisch hinein und ohne Wanken! Seine Segel sind beseelt,
Du musst glauben, du musst wagen; denn die Götter leih'n kein
Pfand.
Nur ein Wunder kann Dich tragen in das schöne Wunderland.*

Das Lied ist im Text wie in der Musik so herrlich, dass ich wünschte, es mit Dir arbeiten zu können. Ich meine immer, dass Du und ich in besonderer Beziehung dazu stehen:

*Du musst glauben, Du musst wagen; denn die Götter leih'n kein
Pfand.*

Am 10. April 1945

Heute habe ich frei. Frau Haarmann fährt mit Heinz zu ihrem Bruder nach Ahrensböök, weil nicht abzusehen ist, welche Situationen sich für uns in der kommenden Zeit ergeben werden. Herr Haarmann begleitet seine Frau bis Lübeck und darum bin ich heute dispensiert.

Hier kommt die Nähe der Front immer deutlicher zum Ausdruck. Mir scheint, als ob man schon einiges Militär hier zusammenzieht. Alle Wagen, die durch die Stadt fahren, sind getarnt. Dass wir Kriegsgebiet durch die Luftangriffe sind, ist ja eine alte Tatsache, doch wer hätte es für möglich gehalten, dass uns auch eines Tages die Operationen zu Land bedrohen?

Am Sonntagabend haben wir wieder einen grausigen Angriff gehabt. Obgleich die nächsten Einschläge mindestens einen Kilometer oder mehr von uns entfernt lagen, haben wir in großer Angst im Bunker gesessen. Es hat ziemlich geschaukelt bei uns. Über die Schäden bin ich im Einzelnen wenig orientiert; doch es hat fürchterlich gebrannt. Neben unserem neuen Raum in der Kirche befindet sich ein Röhrenbunker, der auch getroffen wurde. Dort ist eine Anzahl Toter zu beklagen. Es häufen sich jetzt die Fälle, dass diese Art Bunker zerstört werden, und Du kannst Dir denken, dass die Anzahl derjenigen, die dort Schutz suchen, immer geringer wird. Infolgedessen ist der Zustrom zu den Hochbunkern immer größer.

Doch nun will ich Dir noch etwas Angenehmes erzählen, mein Hans. Gestern war ich wieder bei Frau Tretow, der es jetzt wieder besser geht. Vom Üben ist nichts Wesentliches zu berichten. Doch wirst Du Dich freuen, zu hören, dass nun Dein Bild hier ist. Außerdem habe ich noch eines gekauft – auch in Öl – das Dir gewiss viel Freude machen wird. Inzwischen hängt alles und ich wollte, Du kämst jetzt, um es anzuschauen. Wir sind in dieser Beziehung jetzt so ausgerüstet, dass es neuer Wände bedarf, um mehr aufzuhängen. Ich habe, selbst im Hinblick auf die traurige Zeit, Freude an den Bildern und fühle immer auch gleichzeitig Dein frohes Erstaunen darüber. Mir ist zuweilen, als ob Du bei mir wärst, und ich bin, so weh mir die Sorge um Dich tut, zuversichtlich. Ich wünsche für Dich, dass Du ein gleiches Gefühl der Verbundenheit mit mir empfindest und dass Du davon getragen wirst in dieser schweren Zeit, mein Hans.

Am 12. April 1945

Ich muss mich immer wieder fragen, woher ich den Mut nehme, auf eine bessere Zukunft mit Dir zu hoffen, mein Hans. Es ist jetzt alles so dunkel und verworren, dass man verzweifeln möchte. Eben habe ich noch wieder einmal

unser letztes Foto, das wir seinerzeit während Deines letzten Urlaubs machten, betrachtet. Wie böse war auch damals schon der Krieg für uns und wie viel schlimmer ist er heute. Und wenn in unserem Leben nicht etwas sehr Unwahrscheinliches geschieht, so kommen wir niemals wieder zueinander. Doch trotz der entmutigenden Tatsachen lebt meine Hoffnung und mein Glauben ist stark. Wenn ich nur wüsste, in welcher Verfassung Du Dich befindest. So gern gäbe ich Dir Trost. Vielleicht spürst Du über all die Entfernung hinweg meine Liebe und meine sehrenden Gedanken, Du Guter!

Am 16. April 1945

Der Frühling ist gekommen. Heute ist wieder einer der schönsten Tage, an denen einem das Grauen des Krieges so unwahrscheinlich vorkommt und man es nicht für möglich hielte, wenn einem nicht auf Schritt und Tritt die Trümmer vor Augen stünden. Die Linde vor unserem Fenster hat schon richtige kleine Blätter und auch die Baumblüte hat eingesetzt. Ich darf gar nicht daran denken, wie schön es wäre, wenn wir keinen Krieg hätten und Du bei mir sein könntest, mein Hans. So verstreicht ein Tag nach dem anderen – mit Warten und Sehnen. Heute kam ein Brief von Erwin Grah. Da darfst Dich glücklich schätzen, ihn in Frankfurt/Oder kennengelernt zu haben. Er ist Dir und nun auch mir ein treuer Freund und versucht stets in seinen Briefen mich in meinen Hoffnungen zu unterstützen. Gleichzeitig offenbarte er mir heute, dass er seine Ingeborg zu seiner Lebensgefährtin erwählt habe.

Mit Alarm sind wir recht gesegnet infolge der Frontnähe. Soeben ertönt wieder die Sirene, sodass ich abbrechen muss, mein Liebster.

Am 21. April 1945

Heute an Deinem Geburtstag habe ich mit besonderer Innigkeit und besonderem Weh an Dich gedacht. Ach Gott, dass Du auch ausgerechnet in russischer Gefangenschaft sein musst! Es ist eine schwere Prüfung, die Dir und auch mir damit auferlegt wurde. Dagegen erscheint mir alles Vergangene gering. Meine Sorge um Dich ist groß, Du Guter! Oft schon habe ich daran gedacht, ob man Dir wohl Deinen Ring gelassen hat. Dies ist der traurigste Geburtstag Deines Lebens, mein Hans. Wenn ich Dir wenigstens einen Gruß hätte senden können. Im Stillen habe ich Dir viele geschickt, aber gar zu gern hätte ich Dir auch einen deutlich sichtbaren zugesandt. Ich weiß nicht einmal, ob Dir Dein Geburtstag überhaupt zum Bewusstsein gekommen ist, da mir unbekannt ist, unter welchen Umständen Du zu leben gezwungen bist.

Von Mutti bekam ich gestern Abend einen kleinen Primelstrauß für Dich. Ich habe ihn Dir in die blaue Vase an der Wand gesteckt und einige kurze

Blüten mit ein paar Stiefmütterchen haben noch die kleine graue Tischvase gefüllt. Diese steht unter Deinem Bild auf dem Klavier. Mit der Hoffnung, dass Du all meiner sehnenenden Wünsche auch über die Entfernung innegeworden bist, sage Ich Dir Gute Nacht, mein Liebster!

Am 24. April 1945

Obschon ich jetzt viel Zeit habe, komme ich selten dazu, meine Gedanken an Dich hier festzuhalten. Zum großen Teil liegt es daran, dass Kath. Sommerkorn auch mehrere Tage in der Woche im Hause ist und Du kannst Dir denken, dass ich dann nie ungestört bin. Außerdem will ich diese Aufzeichnungen solange es geht geheim halten, da sie ja nur Dich und mich angehen. Ein Außenstehender dürfte kaum Verständnis dafür aufbringen.

Für's Erste habe ich Urlaub, denn es ist im Geschäft so gut, wie nichts zu tun. Hier nimmt das Leben z. Zt. noch seinen üblichen Gang. Der Artillerie-Beschuss ist freilich zuweilen schon zu hören, aber in den letzten Tagen hat er nachgelassen. Am Freitagnachmittag war der Beschuss heftiger und im Drahtfunk wurde bekannt gegeben, dass am Sonntagmorgen die Elbchaussee zwischen Elbschloßbrauerei und dem Lokal Jakob, sowie Finkenwärder unter Feuer genommen worden sei. Das ist aber vorläufig noch nicht so beängstigend. Wenn das aber richtig einsetzt, wird es auch hier recht ungemütlich werden. In Berlin mag es böß hergehen.

Am 25. April 1945

Gestern wurde ich durch einen Fliegeralarm am Weiterschreiben gehindert. Es werden augenblicklich fast alle Angriffe auf Schleswig-Holstein geflogen. Diese Provinz und Mecklenburg sind ja noch die Einzigen, außer Südbayern, die noch unbesetzt sind.

Auch der Bayerische Wald wird mehr und mehr besetzt. Die Alliierten stehen kurz vor Regensburg, sind also auch nicht mehr weit von Straubing, und damit auch von Windberg entfernt. Diese Tatsachen sind mir immer wieder unbegreiflich. Am meisten muss ich augenblicklich an Berlin denken. Ich frage mich, ob es zu verantworten ist, dass man die gesamte Zivilbevölkerung einschließlich der Frauen und Kinder in diesen Kampf einbezogen hat. Man hat doch lange genug vorher von dem Stoß auf Berlin gesprochen, wusste also, dass es eines Tages zwangsläufig so kommen würde. Es kann ja schließlich nicht von einer kriegführenden Macht erwartet werden, dass sie zugunsten der feindlichen Zivilbevölkerung auf die Einnahme der Hauptstadt verzichtet. Dass jetzt in Berlin die Hölle los ist, darüber besteht kein Zweifel. Ich fürchte, dass

von den Überlebenden eine große Zahl nervenkrank werden wird, wenn nicht gar irre. Auch Frankfurt/Oder liegt jetzt in Feindesland.

Wo unser guter Erwin Grah wohl weilt? Seine Ingeborg war ja bei Magdeburg. Ich hoffe, dass sie alles gut überstanden hat. Magdeburg ist ja schon einige Zeit besetzt. Auch um Post's bin ich in Sorgen. Frau Post war zuletzt in Fürstenwalde, was nun auch in russischen Händen ist. Inzwischen dürfte auch Velten, das zwischen Oranienburg und Berlin liegt, besetzt sein. Dort hielten sich Gisela und Herr Post auf. Wer weiß, wo sie sich nun befinden. Es ist wirklich nicht übertrieben, wenn man behauptet, dass alles drunter und drüber geht. Hier ist es immer noch unheimlich ruhig. Das liegt wahrscheinlich daran, dass die Alliierten ihre Kräfte sammeln, bevor sie richtig auf Hamburg losgehen. Südlich von Harburg sind schon einige Orte besetzt, die zwar auch zum Groß-Hamburger Gebiet gehören, deren Einnahme jedoch keine Schwierigkeiten verursachen konnte. Man hat in den bedrohten Gebieten Marine-Infanterie eingesetzt und auch eine Anzahl Panzer abgeschossen. Wenn jedoch ein konzentrierter Angriff einsetzt, wird der Widerstand bald gebrochen sein. Gegen eine derartige Übermacht nützt auch der heldenhafteste Mut und der verbissenste Widerstand nichts. Denn wenn Munition und Waffen ausgehen, bleibt nur Tod oder Gefangenschaft.

Da unsere Bahnanlagen so nachhaltig zerstört sind und die Autostraßen ständig von Tieffliegern angegriffen werden sowie jeglicher Betriebsstoff äußerst knapp wird, muss es früher oder später zur Kapitulation kommen. Wenn Herr Hitler sich nun in Berlin befindet, wie uns die Zeitungen und der Rundfunk berichten, ist es kaum anders denkbar, als dass er dort seinen Tod findet. Ich glaube niemals, dass man Berlin halten kann, dazu sind die Soldaten wie auch die Zivilbevölkerung viel zu müde. Hinzu kommt noch der Mangel an Kriegsmaterial. Es tut mir weh bis ins innerste Herz, wenn ich daran denke, dass Berlin russisch wird. Doch diesen bestialischen Kampf immer weiter zu führen und die gesamte Zivilbevölkerung einzubeziehen, die ja gerade genug unter dem Bombenterror gelitten hat, erscheint mir noch grausamer. Ich weiß nicht, ob ich als Frau die richtige Einstellung zu diesen Dingen habe und ob ich anders denken würde, wenn mir selbst die Russen auf den Pelz rückten. Jedenfalls steht eines fest, dass von den Gräueltaten der Russen, die man uns in Zeitung und Rundfunk erzählt, ein guter Teil Propaganda ist. Ich müsste wahn-sinnig werden, wenn ich das alles glaubte, da ich Dich in russischer Gefangenschaft weiß. Zwar bin ich mir völlig klar darüber, dass es ein Unterschied ist zwischen englischer oder amerikanischer und russischer Gefangenschaft, doch kann und will ich nicht glauben, dass man dort alles bestialisch zu Tode martert oder sonst ständig quält. Ich hoffe weiter auf Deine Wiederkehr, mein Hans. Und wenn auch heute alles dagegen spricht, ich hoffe trotzdem und will geduldig warten.

Am 26. April 1945

So reiht sich ein Frühlingstag an den anderen. Es steht jetzt alles in schönster Blüte. Die Natur geht weiter, ungeachtet aller Grausamkeiten der Menschen. Trotz des lachenden Frühlings vermag jedoch niemand von Herzen froh zu sein. Mir ist es gerade an schönen Tagen umso bitterer, Dich in der ungewissen Ferne zu wissen. Jenes Schumann-Lied: «Mein Herz ist betrübt» ist nun völlig auf mich abgestimmt.

*«Ihr Mächte, die ihr der Liebe hold,
o, lächelt freundlich auf Jemand.
Beschirmt ihn, wo Gefahren drohen,
gebt sicher Geleite dem Jemand.»*

Wie sehr sind dies auch meine Gedanken. Mein innigster Wunsch ist, dass Du es spüren mögest und Kraft und Trost daraus schöpfst. Sicherlich bist auch Du einigermaßen über die Verhältnisse in Deutschland unterrichtet und wirst Dir nun gar noch Sorgen um mich machen. Solange die militärischen Operationen noch vorbereitet werden, darfst Du ganz ruhig sein. Doch ist es ja auch möglich, dass die schwerste Zeit für Hamburg erst kommt. Das hängt ganz davon ab, wie sich die militärischen Ereignisse, vor allem in Berlin, weiter entwickeln. Ich glaube, dass da noch einiges Einfluss haben wird.

Am 27. April 1945

Meine Hoffnung Deinen Brief, den Herr Lehmann gefunden hat, doch noch zu erhalten, muss ich nun endgültig begraben; denn es kommt so gut wie gar keine Post mehr an, schon gar nicht aus dem Osten. Diese Tatsache ist sehr schmerzlich für mich, mein Hans, aber ich muss mich damit abfinden.

Frau und Herr Tretow sind in der vergangene Woche aufs Land übergesiedelt. Durch die Wehrmacht bekamen sie eine schöne Baracke hinter Bönningstedt. Abgesehen davon, dass sie dort vor Kämpfen, die sich vielleicht um Hamburg abspielen werden, sicher sind, haben sie gleichzeitig einen schönen Sommeraufenthalt.

Ich bin nun nach reiflicher Überlegung zu dem Entschluss gekommen, die Ceruti-Bratsche dorthin zu bringen. Dort weiß ich sie sicher und in guten Händen; und da man nicht weiß, was im Falle einer Besetzung aus dem Bunker wird, vor allem, ob man die Möglichkeit hat, das Instrument zur rechten Zeit herauszuholen, will es mir im Augenblick als beste Lösung erscheinen. Dieser neue Aufenthaltsort des Ehepaars Tretow liegt außerhalb des dritten Verteidi-

gungsgürtels, sodass kaum anzunehmen ist, dass sich dort heftige Kämpfe abspielen werden. Nun fahre ich also am Montag dorthin, vorausgesetzt, dass nichts dazwischen kommt. Seit einigen Wochen schon müssen wir mit der Einnahme Hamburgs rechnen. Anfangs sah es so aus, als ob alles schnell gehen würde. Mir kommt es nun fast so vor, als ob die Alliierten gewisse Ereignisse abwarteten. Sicherlich wird der Kampf um Berlin von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung des Krieges sein.

Es gibt mir zu denken, warum gerade Göring den Aufgaben nicht mehr gewachsen ist. Es ist durchaus möglich, dass ihm sein Herzleiden zu schaffen macht; doch habe ich den Eindruck, als ob man ihn los sein wollte, und zwar schon seit längerer Zeit. Nun, auch der neue Befehlshaber wird wenig an den bestehenden Tatsachen ändern können.

All meine Gedanken sind in Liebe auf Dich gerichtet, Gute Nacht,
Du Lieber!

Am 2. Mai 1945

Es hat sich in diesen Tagen viel Bedeutungsvolles ereignet. Immer deutlicher wird es, dass dies die letzten Tage des Krieges sind. Obgleich die allgemein vertretene Ansicht, dass der Tod des Führers auch dem Kriege ein Ende bereiten würde, nicht wahr wurde, so ist doch wenigstens unsere Hoffnung, dass Hamburg offene Stadt wird, in Erfüllung gegangen. Durch die Rundfunkansprache des Gauleiters Karl Kaufmann haben wir nunmehr Gewissheit darüber. Ich gestehe ehrlich, dass mir diese Haltung durchaus imponiert. Seine Ermahnungen zur würdevollen Haltung der Besetzung gegenüber werden dadurch weit eher beherzigt, als wenn er zu irgendwelchen drakonischen Maßnahmen geschritten wäre. Es ist uns allen, trotz der an sich trostlosen Lage, als ob wir von einem Alb befreit wären. Nun, schwer genug haben uns ja auch die Angriffe getroffen.

Am 3. Mai 1945

Nachdem heute Morgen bekannt gegeben wurde, dass die britischen Truppen gegen Mittag in das Stadtgebiet einziehen würden, wurde ab 13 Uhr Ausgehverbot angeordnet. Es ist inzwischen 9 Uhr abends, doch bisher ist noch nichts zu merken. Draußen herrscht eine wundervolle Ruhe. Ab und zu können es sich natürlich einige unruhige Geister nicht verkneifen, doch mal auf die Straße zu gehen.

Merkwürdig ist es doch; sonst gibt jeder vor, unendlich beschäftigt zu sein – auch in der Freizeit – und heute mopst sich alles zu Tode. Ich kann gar nicht

begreifen, dass die Leute alle so wenig mit sich anzufangen wissen. Seit etwa einer guten halben Stunde ist auch der Hamburger Sender ruhig. Nun ist es erst ganz schlimm. Die Ruhe bringt die Leute um, während sie mir wohl tut. Zwar besteht kein Zweifel, dass es angenehm ist, von Zeit zu Zeit mit Nachrichten versorgt zu werden. Doch denke ich, daß man sich schon einschalten wird, sofern man uns etwas zu sagen hat. Im Großen und Ganzen wird die ganze Angelegenheit scheinbar äußerst großzügig gehandhabt. Die Strom- und Wasserversorgung soll nach Möglichkeit aufrecht erhalten bleiben. Auch sonst wird wohl alles erst einmal seinen alten Gang weitergehen. Gestern Morgen war ich im Geschäft und habe die Bücher zum Ersten in Ordnung gebracht. Ich habe jetzt weiterhin Urlaub, und zwar auf eigene Kosten. Wie lange das dauern wird, hängt natürlich davon ab, wie sich alles entwickeln wird. Den heutigen Nachmittag habe ich damit zugebracht, die Koffer wieder nach oben zu holen. Die Instrumente – außer der Ceruti, – die ja noch bei Tretows ist – stehen wieder im Bord. Mir kommt jetzt alles ganz anders vor, so neu.

Oft kommt mir der Gedanke, was Du wohl sagen wirst, wenn Du Deine Ceruti hier wiederfindest. Sicher nimmst Du doch an, dass sie den Wirrnissen dieses Krieges zum Opfer gefallen ist. Der gute Fischer erwies uns damit einen unschätzbaren Dienst. Wer weiß, ob er noch am Leben ist, oder wie er die furchtbarsten Tage in Berlin überstanden hat? Dadurch, dass Hamburg zur offenen Stadt erklärt wurde, werden Dir gewiss auch viele Sorgen erspart, mein Hans. Wenn Du überhaupt Nachrichten hören kannst, so wirst Du auch dies erfahren und kannst ruhig sein. Wir sind alle sehr froh, dass die Kellerarie und das Bunkerlaufen ein Ende hat. Zwar ist das Einräumen, Sortieren der Kleider und Wäsche etc. viel Arbeit, doch mache ich sie nur gar zu gern.

Wenn meine Gedanken nun noch Dich heranziehen könnten, so wäre ich trotz allem erlittenen Leides augenblicklich glücklich. Ich glaube, dass der Krieg in wenigen Tagen ganz zu Ende sein wird. Wie groß dann die Aussichten auf Deine Rückkehr sein werden, wird dann wohl auch kaum zu erfahren sein. Doch mir gebricht es nicht an Mut und Zähigkeit, darauf zu warten. Gute Nacht, Du mein Liebster!

Am 4. Mai 1945

Heute Nachmittag kam vom Hamburger Sender die erste Durchsage der englischen Militärverwaltung. Danach dürfen wir morgen von 9 bis 18 Uhr in der Stadt frei herum gehen. Bis jetzt ist glücklicherweise nichts von Zwischenfällen bekannt geworden. Meine größte Sorge ist, dass sich vielleicht einige von unseren Leuten aus Dummheit zu unüberlegten Handlungen hinreißen lassen werden, was nur der Allgemeinheit schaden könnte. Vorläufig ist es natürlich noch nicht möglich, sich ein Urteil über die Besatzungstruppe zu bilden. Doch

nach allem, was man hört und nach den Aufrufen und Erlassen der Militärregierung, wird auf Disziplin großer Wert gelegt. Ich sehe den kommenden Tagen mit Ruhe entgegen,

Zwar wird die Lebensmittellage sich erheblich verschärfen, doch wäre das auch ohne diese militärische Entwicklung der Fall. Kartoffeln waren schon vorher nicht mehr da. Wir können natürlich nicht von den Alliierten erwarten, daß sie dafür sorgen, dass wir vom Hunger verschont bleiben werden.

Das Tagesgespräch bildet die Bekanntgabe, der in den KZ-Lagern verübten Gräueltaten. Bisher war es höchstens einmal von einem verbotenen Sender zu hören und man meinte, einiges vielleicht reichlich krass dargestellt zu sehen. Jetzt jedoch tun auch hier die Leute den Mund, auf die dort gewesen sind. Mir will es unbegreiflich erscheinen, dass Menschen solche Grausamkeiten verüben können. In erster Linie sind selbstverständlich die Juden drangsaliert worden. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn man auf Rache und Vergeltung sinnt. Man beschäftigt sich auf alliierter Seite damit, Listen von den Personen anzufertigen, die in diese Angelegenheit verwickelt sind. Es würde mich jedoch nicht wundern, wenn trotzdem einige Unschuldige mit erfasst werden. Wenn man doch den Krieg und diese groben Verfehlungen gegen die Menschheit ausrotten könnte. Es gibt dann immer noch genug Übles auf der Welt, um die Menschen nicht übermütig werden zu lassen.

So langsam wird auch in der Wohnung alles wieder etwas freundlicher. Mit der Zeit werden wir vielleicht auch mal wieder Fensterscheiben bekommen. Auch die Gardinen werde ich nach und nach alle wieder anbringen. Ich kann es noch gar nicht ganz begreifen, dass nun wirklich keine Bomben mehr fallen werden.

Gewiß wird das zukünftige Leben nicht mit Freuden angefüllt sein und viel Ungewisses liegt vor uns. Doch dürfen wir nun an einen Wiederaufbau denken, ohne fürchten zu müssen, dass morgen alles wieder zerstört ist.

Ich bin immer wieder froh, mein Hans, dass es Dir trotz der wiederholten Aufforderungen gelang, kein Offizier zu werden. Es ist gut, dass wir beide dies als wenig erstrebenswert, insbesondere im Hinblick auf Deinen Beruf, ansehen. Man spricht hier davon, dass von dem militärischen Rang die Dauer der Gefangenschaft abhängt. Wenngleich ich auf derartiges Gerede wenig Wert lege und dem keine besondere Bedeutung beimesse, so halte ich die Chance unter diesen Umständen immerhin für größer, als wenn Du mehr als Obergefreiter wärst. So sehr ich es schätze, dass Du in Deinem Fach ein großer Köhner bist, so sympathisch ist es mir, dass Du als Soldat unbedeutend geblieben bist.

Am 7. Mai 1945

Es ist sehr schwer, sich mit den bitteren Tatsachen der letzten Ereignisse abzufinden. Unsere Freiheit wird auf lange Zeit dahin sein, das geht aus den Rundfunksendungen deutlich genug hervor. Wenn man die Entwicklung des Krieges betrachtet, kann man kaum glauben, dass der ganze Generalstab solange den Zauber mitgemacht hat. Dort sind doch Herren gewesen, die die Lage übersehen konnten. Uns hat man ja, ausgenommen in der allerletzten Zeit, ständig Sand in die Augen gestreut. Wie sehr das auch beim Militär der Fall war, konnte ich deutlich an dir merken. Die «Erziehung» in dieser Richtung wird ja nun endgültig aufhören; denn mit der Partei wird gründlich aufgeräumt.

Wenn das auch an sich zu begrüßen ist, so sind doch die Umstände, die dazu führten und die Auflösung begleiten, so niederschmetternd, dass man kaum viel Gefühle daran verschwenden mag. Man kann sich von der kommenden Zeit nur sehr unklare Vorstellungen machen, doch dürfen wir uns wohl kaum viel davon erhoffen. Das ist nun der tausendjährige Bestand des dritten Reiches: Zwölf Jahre! Immer wieder hat man uns eingeredet, dass der Krieg notwendig sei, und hat von vielen wichtigen Gründen gesprochen. In der vorigen Woche hieß es plötzlich, dass der Sinn des Krieges verloren sei. Nachdem unzählige Menschen ihr Leben, wohl der größte Prozentsatz aller Deutschen alles Hab und Gut geopfert haben, nachdem Deutschland in eine Wüste verwandelt wurde, ging nun der Sinn verloren. Nie wieder sollte es einen November 1918 geben. Dies ist doch gewiss hundertmal schlimmer als damals. Ich muss jetzt oft an Patricks Ansichten denken. Er hat schon damals alles im richtigen Licht gesehen. Zuletzt war er in Berlin, und ich möchte wissen, ob er zu den Überlebenden zählt, oder wie es ihm geht. Nun wird es wohl nur noch kurze Zeit dauern, bis der Krieg endgültig beendet ist. Es ist ja möglich, dass, wenn das Eisenbahnnetz allmählich wieder hergestellt wird, Dein Brief doch noch ankommt.

Am 9. Mai 1945

Nun ist es so weit, das Ende des Krieges ist da. Es ist ein schmachvolles Ende für uns alle. Welche Willkür regiert doch die Welt. Da werden einem Volke Handlungen aufgezwungen, die ein großer Teil weder wünscht noch billigt, geschweige denn gutheißt. Man verfügt skrupellos über Menschenleben und richtet ein ganzes Volk zugrunde, täuscht es bis zum Schluss und überlässt es in der Schmach sich selbst. Das ist ein wahrhaft ruhmvolles Ende der regierenden Persönlichkeiten der letzten Jahre. Haben wir schon den ganzen Krieg über uns ergehen lassen müssen, was wirklich kein geringes Opfer war, so

dürfen wir nun auch noch die Wiedergutmachung auf uns nehmen. Das Unrecht schreit zum Himmel. Zerfließen sind alle Träume, die wir uns von den ersten Jahren unserer Ehe machten. Außer den so kärglich bemessenen Stunden unseres Beisammenseins war wenig Gutes neben dem Kummer. Und draußen ist schönster Frühling. Der Flieder blüht und duftet. Es ist Abend jetzt und die Vögel singen ihr Nachtlied. Meine Gedanken weilen voll Sehnsucht bei Dir und suchen Dich in der Weite. Ich sehe Dich vor mir und mein Herz tut mir weh beim Anblick Deiner traurigen Augen. Ach, könnt ich Dich trösten und wäre es nur mit einem Wort, Du Lieber. Ich wünsche Dir einen schönen Traum, der Dir all meine Gedanken zuträgt. Gute Nacht, mein Hans! –

Am 14. Mai 1945

Wieder verging eine Reihe von Tagen. Es waren schöne Tage, was das Wetter angeht, zum Teil so heiß wie im Hochsommer, sodass wir gestern schon baden konnten. Am Donnerstagabend habe ich mich mal nach Werner Rother umgesehen und traf ihn auch an. Er war ziemlich krank gewesen, Lungenentzündung etc. und war vorzeitig aus dem Krankenhaus entlassen worden, da im Zuge der Kriegseignisse die Krankenhäuser weitgehend geräumt wurden. Glücklicherweise ging es eben wieder leidlich und er versprach mir seinen Besuch auf Freitag. Seelisch ist er nicht in der besten Verfassung, was durchaus begreiflich ist, denn er ist völlig isoliert von seiner Familie und hat auch dadurch, dass er noch Garderobe in Leipzig und eine gute Bratsche auf Rügen hatte, allerhand eingebüßt. Er weiß nun von keinem seiner Geschwister um die Lebensumstände. Um Arthur in Berlin macht er sich die meisten Sorgen, da man vorher einmal in einer Radiosendung bekannt gab, dass man auch die führenden Künstler wie Furtwängler, Rother und andere mehr, die man namentlich aufführte, zur Verantwortung ziehen wollte. Wieso man auch Furtwängler, der sich doch offensichtlich aus der ganzen Parteiaktion heraus hielt und Rother, der mit Goebbels gebrochen hatte, in die Affäre einbezieht, ist mir nicht ganz klar. Aber wer durchschaute auch je einen politischen Apparat?

Wir haben, nachdem wir uns gegenseitig alles Wissenswerte berichtet hatten, zusammen musiziert. Viele Lieder haben wir gesungen und ich für mein Teil kann wohl sagen, dass es mir Spaß gemacht hat. Wenn das öfter möglich wäre, lernte ich noch besser, als wenn ich nur bei Frau Dammann und Frau Tretow arbeitete. Er meinte, es sei an der Zeit, dass ich jetzt mal einen Hausmusikabend gäbe. Ich sprach auch mit Frau Dammann darüber. Sie meinte, es sei noch etwas verfrüht, ich sollte noch ein klein wenig «souveräner» werden, aber dieser Punkt sei im Auge zu behalten. Von mir aus betrachtet ist dies schon ein schöner Erfolg, da ich doch gar kein besonderes Ziel vor Augen hatte, als ich mit dem Unterricht anfang. Und ich bin überzeugt, ich wäre schon dreimal soweit, wenn ich das Glück gehabt hätte, Dich hier zu haben. Es ist in

allen Dingen so schmerzlich, so bitter für mich, dass es mich manchmal zu erdrücken droht. Alles um uns her ist ungewiss. Für uns ist nur unsere gegenseitige Liebe und Sehnsucht Richtschnur. Trotz allen Elends bedeutet das für uns ein großes Glück und ist uns immer wieder Kraftquell. Über all unseren Sorgen und Nöten steht leuchtend dieser Stern. Dies ist das einzig Sichere, Beständige für uns. – Sonst war meine größte Angst, außer der Sorge um Dich, dass all die uns lieb gewordenen Dinge, in erster Linie natürlich Deine Instrumente, aus dem Krieg gerettet würden. Nun, da der Bombenterror vorbei ist, muss ich mir Gedanken machen, wie ich es, auf mich allein gestellt, erhalte. Denn ob ich aus Kiel noch jemals Geld erhalten werde, scheint mir äußerst fraglich, wenngleich ich noch Beträge von Februar ab zu bekommen habe.

Unser Lebensstandard wird noch erheblich sinken. Es ist jetzt unsere Aufgabe, mit aller Zähigkeit, das, was uns blieb, zu erhalten, soweit es in unseren Kräften steht. Dass wir nicht auf Rosen gebettet sein werden, ist klar. Man muss sehen, wie man am besten durch diese Misere hindurch kommt.

Am 17. Mai- 1945

Ich habe gar kein rechtes Empfinden dafür, dass der Krieg nun vorbei ist. Das kommt gewiss in erster Linie daher, dass sich für mich keinerlei Änderung ergibt und ich auch kaum hoffen darf, dass Du in absehbarer Zeit zurückkehrst, mein Hans.

Es treffen hier täglich einzelne Soldaten, die versprengt waren oder sich sonstwie verdünnisieren konnten, ein. Wie glücklich müssen diese und ihre Angehörigen trotz unserer miserablen Lage sein. Ich habe mir schon so manches Mal ausgedacht, wie es wohl sein könnte, wenn Du einmal zurückkommst. Immer andere, immer neue Gedanken tauchen dabei auf und oft meine ich dann, die Zeit bis dahin nicht erwarten zu können. Ich habe dann Mühe, mein Herz zur Ruhe zu bringen. Ach wie oft werde ich noch davon träumen müssen, ehe es Wirklichkeit wird.

Die Verdunkelung wurde inzwischen aufgehoben. Dies und das Ende der Bombenangriffe hat hier eine wahre Epidemie des Gründlichreinmachens hervorgerufen. Überall werden wieder Gardinen angebracht und nach Möglichkeit auch Scheiben eingesetzt. Aber Scheiben sind vorläufig nur durch Beziehungen zu haben, und da habe ich natürlich keine Aussicht, welche zu bekommen.

Das Schauspielhaus ist von alliierten Truppen beschlagnahmt. Vor einigen Tagen wurden alle Musiker, Varieté-künstler etc. der alliierten Nationen aufgerufen, sich dort zu melden, falls sie gewillt seien, dort mitzuwirken. Was wohl aus den deutschen Künstlern wird? Von der Philharmonie und Kräften der Oper

weiß ich, dass gearbeitet wird. Doch für wen und unter welchen Bedingungen ist mir unbekannt. –

Am 19. Mai 1945

Die Ruhe des heutigen Abends soll uns noch eine stille Stunde bringen. O, wüsstest Du, Welch mannigfachen Erschütterungen mein Herz ausgesetzt ist, mein Hans. Es wird vielerlei über Russland erzählt, was von russischen Sendern herrühren soll. Ich habe ihn leider noch nicht gefunden, um selbst einmal zu hören. So z. B. soll durchgegeben worden sein, dass die Gefangenen entlassen werden sollen. Ich hörte dies von verschiedenen Seiten, und Du kannst Dir sicher denken, in welchem Zustand froher Hoffnung mich diese Nachricht versetzt hat. Wenngleich dies aus mehreren Gründen mit Vorsicht aufzunehmen ist, so gibt es mir doch Auftrieb. In den Nachrichten unserer Militärregierung wurden wir darauf vorbereitet, dass die Gefangenen nach Holland, Belgien etc. kämen, um dort Aufräumungsarbeiten zu leisten. Ach, wie bitter ist dies alles.

Wohin wohl mein Bruder verschlagen wurde? Dieser unglückliche Krieg wird noch viele Jahre seine Kreise ziehen. Dahin sind alle unsere Träume Deiner künstlerischen Laufbahn. Wir müssen froh sein, wenn es überhaupt möglich ist, dass Du bei Deiner Rückkehr in Deinem Beruf bleiben kannst. Vorläufig ist ja noch vieles beim Alten, und die Folgen in ihrem Ausmaß sind keineswegs zu erkennen. Allmählich wird jedoch manchem ein Licht aufgehen, der meinte, den alliierten Truppen zujubeln zu müssen. Auch gab es Frauen, die sich darauf freuten und sich, sobald es möglich war, den Herren an den Hals geworfen haben. Es ist kein Wunder, wenn man uns bei solchem Verhalten keine Achtung zollt. Ich habe das Empfinden, als hätten viele Menschen überhaupt keinen Stolz und kein Ehrgefühl. Bei aller Toleranz und Großzügigkeit sollte es niemand vergessen, dass unsere Soldaten genau so ehrlich gekämpft haben, wie die aller anderen Völker. Für uns besteht kein Grund zur Unterwürfigkeit unseren Siegern gegenüber. Das Volk als solches, wenn es auch einer falschen Führung vertraute, die es immer wieder verstand, uns irrezuführen und uns mit eiserner Hand zusammen hielt, wir Deutsche haben keine Schuld auf uns geladen. Wenn man doch dazu übergehen wollte, die Streitigkeiten der führenden Persönlichkeiten im eigenen Kreise auszutragen, anstatt die Völker sich verbluten zu lassen. Da ersinnt man alles Mögliche, um den Grund eines Krieges zu motivieren, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen. Doch zu was taugen mir solche Gedanken? Mir wird es doch nicht gelingen, die Kriege zu verbannen. Lieber will ich all meine Gedanken jetzt beim Schlafengehen auf Dich richten, Du mein Liebster! Wie sehnt sich mein Herz, wie meine Seele nach Dir, Du Einziger!

Am 28, Mai 1945

Schon wieder sind neun Tage veronnen, ohne dass ich dazu gekommen wäre, eine Stunde ungestört bei Dir zu sein mit meinen Gedanken. Vor einer Woche kam Kathinkas Gustl abends mit dem Rad angefahren. Von Greifswald fuhr er per Schiff nach Flensburg und von dort per Rad hierher. Natürlich ist das mit einigen Schwierigkeiten verbunden gewesen, aber er hat's geschafft. Wenn er sich nun genügend erholt hat, fährt er weiter nach F. zu seiner Mutter. Evtl. kann er dann auch schon Züge benutzen. Du kannst Dir wohl denken, dass dieser Umstand viel Unruhe für mich mit sich brachte und bringt; jedenfalls sind die Stunden, wo ich mal allein bin, gezählt.

Im Übrigen gleitet das Leben für mich wieder langsam in die alten Bahnen. Im Geschäft ist zwar noch nichts zu tun, aber ich muss anwesend sein. In unseren Fabrikations- und Lagerräumen in der Kirche wird jetzt ein Kontor abgeteilt und eingerichtet. Es werden zwei Räume, ejner für Herrn Haarmann und einer für mich. Der Umzug wird allerdings erst vor sich gehen können, sobald dort Telefonanschluss ist; das kann jedoch noch einige Zeit dauern. Mir ist dieser Plan sehr recht, weil ich dann ungestörter bin, so hoffe i.cn jedenfalls. Inzwischen ist ein Verwandter von Herrn Haarmann, der schon längere Zeit in Hamburg im Lazarett war, mit im Betrieb tätig. Er ist Kieler und kam vorige Woche von einem kurzen Besuch von dort zurück. Die Fahrt hat er natürlich mit dem Rad gemacht.

Wie er erzählte, hat Kiel noch in den letzten Tagen des Krieges arg gelitten. Auch Herr Voß, so heißt er, bestätigte mir, dass in Russland tatsächlich Entlassungen von Kriegsgefangenen ausgesprochen werden, Ach Gott, von jeder Nachricht dieser Art werde ich völlig närrisch. All diese Erzählungen nähren meine Hoffnung auf Deine baldige Wiederkehr, mein Hans. Es ist eine selige Hoffnung, aber sie zehrt ungeheuer an mir. Oft flieht mich der Schlaf, eine Erscheinung, die mir bisher, trotz allen Kummers, unbekannt war. Und mein Magen verträgt auch zuweilen die Aufregungen nicht und revoltiert.

Wenn ich nur wüsste, wo Du bist und ob Du Dich, wie ich so sehr hoffe, schon auf der Wanderung hierher befindest. Es gibt so viel Hindernisse zu überwinden und tausend Möglichkeiten vermögen Deine glückliche Heimkehr zu vereiteln, dass meine Aufregung und Sorgen wohl berechtigt sind, wenn sie Dir nur hülfen, mein Hans. –

Am 5. Juni 1945

Inzwischen ist es bei mir noch Lebhafter geworden. Herr Häberle hat hier einen Kameraden aus Greifswald getroffen und mitgebracht, da er hier sonst

niemanden kennt. An sich wären beide wohl schon fort, aber die Schwierigkeit über die Elbe zu kommen ist groß. Nun ist man zu dem Entschluss gekommen, sich einen Passierschein zu besorgen, was hoffentlich bald gelingen wird. Der Herr Zimmermann ist ein sympathischer Mensch, etwa in Vatis Alter und durchaus bescheiden. Er schläft im Musikzimmer auf dem Fußboden, und das geht ganz gut. Wenn das Ganze an sich auch eine Belastung für mich ist, so hat es auch wiederum etwas Gutes. Z.B. sind die Herren am Sonnabend in die ländlichen Bezirke gefahren und haben 50 Pfund Kartoffeln und 15 Eier mitgebracht. So können wir wenigstens wieder mittags Kartoffeln essen. Da alles andere auch äußerst knapp ist, ist das sehr wichtig.

Für unsere Vorderzimmer habe ich inzwischen auch Scheiben bekommen und will, sobald Vati sie eingesetzt hat auch daran gehen, meine Fenster in Ordnung zu bringen. Ich hoffe, auch für die hinteren Gemächer bei Gelegenheit das Glas zu bekommen, denn gerade in der Küche entbehrt man das Licht doch sehr. Im vorderen Wohnzimmer haben wir jetzt mit Kathinkas freundlicher Hilfe auch einen Wandbehang aus Manchester. Gestern waren Tretows hier und Herr Tretow war so freundlich, ihn anzumachen. Sicher wird es Dir auch gut gefallen, mein Hans.

Heute bin ich wieder besonders erregt. Meine Gedanken eilen hin und her und finden keinen Ruhepunkt und mein Herz schlägt für zwei, für Dich und mich. Manchmal habe ich Hoffnung, dass Du bald kommst, und dann wieder fürchte ich, zu viel zu hoffen. Ich versuche mir nüchtern zu überlegen, wie weit es möglich ist und gerät mein Herz mit der Vernunft in Streit. Diese völlige Ungewissheit über Dein Schicksal quält mich maßlos.

Inzwischen sickert hier auch so langsam durch, dass das, was man vom russischen Rundfunk aus Berlin hört, absolut ein Täuschungsmanöver ist. Aus keinem Gebiet kommen so verschiedenartige Nachrichten, wie aus dem russisch besetzten. Teilweise sind sie so widerspruchsvoll, dass ich nicht mehr weiß, was ich noch denken soll. Wenn ich Deinen Brief noch erhalten hätte, wüsste ich zwar auch nicht, wie es Dir jetzt ergeht, doch wüsste ich wenigstens, ob Du verwundet oder unverwundet in Gefangenschaft gerietest. Außerdem muss ich Sorge haben, dass der Krieg in Europa noch nicht endgültig zu Ende ist. Es ist fraglich, ob die westlichen Alliierten mit Rußland zu einer Einigung kommen. Stalin stellt zu hohe Ansprüche, die vonseiten der westlichen Alliierten wohl kaum gebilligt werden. Solange es galt, Deutschland zu überwältigen, war man sich einig und hat manches Zugeständnis gemacht, was sonst nicht geschehen wäre. Nun aber sieht die Situation wesentlich anders aus, und ich bin gespannt auf die Konferenz der Oberhäupter. Wenn es zwischen den Parteien zu einer Auseinandersetzung kommen sollte, was ich durchaus für möglich halte, droht Dir eine neue Gefahr. Unter Umständen könnte es zwar auch ein Vorteil sein, doch ist das Negative wahrscheinlicher, leider.

Am 17. Juni 1945

Mit Erstaunen stelle ich fest, dass fast drei Wochen vergangen sind, seit ich meine letzten Eintragungen machte. Inzwischen habe ich die Vorderzimmer völlig fertig, und jedes Mal, wenn ich mich darin umsehe, beschleicht mich die Wehmut, weil Du fehlst. Ach, wie sehr würde es Dir jetzt zu Hause behagen, nachdem alles wieder hell – ohne Pappfenster – und sauber ist. Für die hinteren Fenster bekam ich vor einigen Tagen die Scheiben und da wird es auch in der Küche und dem Schlafzimmer wieder mehr Licht geben. Das Ganze verursacht zwar nicht unerhebliche Arbeit, die ich, wenngleich ich an sich wenig davon erbaut bin, doch gern mache, weil ich im Stillen hoffe, dass Du vielleicht auch bald Deine Freude wieder daran haben wirst, mein Hans.

Meine Wünsche und Hoffnungen mögen trügerisch sein, doch einmal werde ich Dich sicher wieder in meinen Armen halten können und all meine Liebe auf Dich ausströmen lassen dürfen. Wie sehr hofft mein Herz, dass dies bald sein möge. Sooft ich von der Rückkehr eines Soldaten aus dem Osten höre, bin ich froh und traurig zugleich. Froh, weil dadurch meine Hoffnung, dass Du auch auf dem Wege hierher bist, neue Nahrung findet und traurig, weil Du es noch nicht bist. Wie viel bange Tage und Nächte mir wohl noch beschieden sind? Es sind heute noch drei Monate bis zu unserem siebten Hochzeitstag. Ob ich bis dahin wohl mehr weiß als heute? Wie oft wundere ich mich, dass ich diesen Zustand der Ungewissheit ertrage. Wenn ich daran denke, wie krank ich im Frühjahr 1942 von der Sorge um Dich war, so glaube ich, dass wenn ich die musikalische Arbeit nicht hätte, jetzt langsam eingehen würde. Ich gestehe zwar, dass ich oft bis zu Äußersten gespannt bin und dann kaum weiß wohin mit meiner inneren Erregung. Zum Glück aber schöpfe ich aus den Stunden, die ich der Musik widme, meist soviel Kraft, dass ich mit einiger Beherrschung auch darüber hinwegkomme. Doch darf ich klagen, da ich gar nicht weiß, wie viel mehr Anlass Du vielleicht dazu hast?

Gestern war ich bei Onkel Hans und habe zu meinem Schrecken bemerkt, dass sein Leben arg begrenzt ist. Er ist viel kränker, als ich annahm. O, es muss furchtbar sein für Tante Ada, ihn so langsam dahin sterben zu sehen; denn ich nehme an, dass auch sie sich darüber im Klaren ist.

Heute Nach mlttag war Werner Rother wieder hier, und ich kann wohl sagen, dass er mich böS traktiert hat. Aber ich glaube, es hat uns beiden Spaß gemacht. Wir haben an Händel-Kantaten und an Carmen gearbeitet. Das ist wirklich präzises Arbeiten, wie ich es von Dir gewohnt bin, mein Hans. Für mich ist diese männliche Hand umso notwendiger, als ich sonst nur mit Frauen musiziere. Morgen soll bei Frau Dammann ein Solo-Chor unter Piccards Leitung gebildet werden, zu dem ich auch herangezogen wurde.

Am 18. Juni 1945

Inzwischen ist mein Haus auch wieder leer. Gustl und Herr Zimmermann sind am Donnerstag vor einer Woche, bewaffnet mit einem ordnungsmäßigen Passierschein mit einem Lastwagen gen Süden gefahren. Bis Nordhausen sollte dieser Wagen fahren und von dort aus sollte, wenn sich keine andere Möglichkeit bietet, die Fahrt per Rad weitergehen. Vielleicht sind sie ja nun schon glücklich im Hause.

Mit meinen Finanzen muss ich jetzt äußerst vorsichtig wirtschaften, denn laut Verfügung fällt die Fortzahlung der Gehälter weg. Von meinem kleinen Gehalt kann ich natürlich unmöglich auf die Dauer existieren. Besonders wurmt mich, dass ich durch die Bummeligkeit der Kieler noch Zahlungen von März her zu beanspruchen habe, außer der Summe, die noch vom September vorigen Jahres aussteht. Alles zusammen ergibt das mehr als 1.000.- Mark, und das ist für mich jetzt eine Summe, die als Zuschuss für beinahe ein Jahr ausreichen würde. Ich habe heute an Fr1. Eggers geschrieben und sie gebeten, mir in dieser Angelegenheit behilflich zu sein. Zwar habe ich kaum Hoffnung, dass ich das Geld bekomme, doch muss ich es auf jeden Fall versuchen. Hoffentlich bekommt Fr1. Eggers überhaupt meine Karte; denn in Kiel ist während der letzten Tage des Krieges noch viel kaputt gegangen. Wieweit ich unter diesen Umständen meine Gesangsstudien aufrecht erhalten kann, ist ungewiss. Zunächst will ich bei Frau Tretow von zwei Übungsstunden die Woche auf eine zurückgehen. Das fällt mir natürlich schwer, aber ich muss gleich anfangen, die Konsequenzen zu ziehen, um so die Reserven nicht unnötig anzugreifen. Bis jetzt ist ja das Spargeld noch sicher. –

Am 5. Juli 1945

Wie richtig es war, dass ich Onkel Hans besuchte, sehe ich jetzt. Vorgestern Abend rief Hermann an, um mir zu sagen, dass Onkel Hans gestorben sei. Er war in den letzten Tagen noch in einer Klinik in Volksdorf gewesen und hat anscheinend einen sanften Tod gehabt, nachdem er nachts geschlafen hatte und gegen morgen in eine Ohnmacht fiel, aus der er nicht mehr erwachte. Tante Ada tut mir leid, da sie nun ziemlich allein dasteht. In ihrem Alter dürfte es nicht ganz leicht sein, sich damit abzufinden.

Der kleine Willy ist nun in seines Vaters Geschäft. Er hat Glück gehabt, hier zu sein, als es so weit war. In der Familie Willi Möller haben somit alle den Krieg überstanden und bis auf Winfried sind alle in der Heimat. Aus Rönneburg bekam ich auch in diesen Tagen eine Karte. Rolf schreibt mir, also ist auch der glücklich zurück. Fritz ist in einem Gefangenenlager in Stade und Ritas Otto

konnte auch schon Nachricht aus der Gefangenschaft geben. Nur von Dir und meinen Brüdern hören wir nichts. Das zu ertragen ist schwer, doch bleibt uns die Hoffnung auf ein Wiedersehen. Sie ist um soviel banger, als wir noch im Dunkeln tasten, doch nicht schwach.

Die Chorproben unter Herrn Piccard sind sehr anregend. Er ist ein feiner, durchgeistigter Musiker. Ich weiß nicht, ob Du ihn kennst, doch habe ich den Eindruck, als ob er die gleiche Einstellung zur Musik hat wie Du und meine darum, dass eine Bekanntschaft für beide Teile ersprießlich sein würde – wenn Du hier wärest, mein Hans. Als Erstes haben wir das Ständchen von Schubert einstudiert. Ich glaube, dass wir es zu ganz beachtlichen Leistungen bringen werden, wenn die Vereinigung an sich genügend gefestigt ist. Es bietet sich dann auch hin und wieder die Möglichkeit, eine Solo-Partie zu übernehmen, die natürlich jeweils einem anderen übertragen werden wird.

Als Nächstes haben wir Brahms-Lieder in Angriff genommen. Inzwischen hat auch der Plan eines Hauskonzertes Gestalt angenommen. Und zwar habe ich es für mich sozusagen als Vorprobe angesetzt. Am kommenden Sonnabend – am 7. Juli – will ich, von Frau Tretow begleitet, den lieben Verwandten eine Kostprobe meines Könnens bieten. Die Ohren sind nicht ganz so kritisch, als wenn ich vor einem von Frau Dammann geladenen Publikum singe. Ich bin gespannt über die hinterher fallenden Äußerungen.

Die Besuche des Ehepaars Tretow haben in unserer Raumgestaltung einige Veränderungen gezeitigt. Das Erste war seinerzeit die Umgruppierung der Bilder. Beim letzten Besuch äußerte Herr Tretow einige Gedanken, die mich bewogen, den Schreibrank auf die andere Seite zu stellen. Es zeigte sich, dass Herr Tretow richtig gesehen hat. Ich habe dadurch eine Sitzecke arrangieren können, die dem Zimmer etwas Einladendes gibt. Kathinka hat es Schummerecke tituliert und dabei bemerkt, dass uns jemand zum «Schummern» fehle. Damit hat sie leider nicht unrecht. Die hinteren Räume sind nun auch wieder licht. In der Küche ist das Fenster wieder vollständig mit Gardinen versehen. Im Schlafzimmer hat Vati am letzten Dienstag zwei Scheiben eingesetzt. Wenn der Kitt etwas abgetrocknet ist, wird auch das Fenster wieder seine richtige Dekoration bekommen.

Da ich nun 14 Tage vergebens auf Antwort von Fr1. Eggers wartete, habe ich mich entschlossen, direkt an die Kieler Behörde zu schreiben. Die Briefe – einmal Deutsch und einmal in Englisch – sind gestern morgen abgegangen. Was wohl dabei herauskommt?

Unsere Philharmoniker spielen wieder, sogar für uns. Am Sonntag war das erste Konzert und vorgestern hörten wir sie im Radio mit der Alceste-Overtüre und einer Cäsar-Frank-Sinfonie.

Gestern habe ich den 2., 3. und letzten Satz des d-mo11-Quartetts von Schubert gehört. Da ich erst später dazu kam, weiß ich nicht, wer gespielt hat.

Es hat mich recht an frühere Zeiten erinnert. Ich musste daran denken, wie ihr es seinerzeit in Ratzeburg spieltet. Wie sehr müssen wir doch von diesen Erinnerungen zehren in dieser für uns leeren Zeit. Ich bin so froh, dass ich jede Gelegenheit zu Dir zu kommen, genutzt habe und wir dadurch im Dezember die drei herrlichen Tage und die Jahreswende zusammen verleben konnten. Diese Stunden sind noch frisch in unserem Gedächtnis. –

Sooft ich darüber nachdenke, empfinde ich das Wunderbare, daß uns durch die Bekanntschaft Fischers zuteilwurde. Im Nachsinnen darüber wird es mir immer wieder deutlich, wie unwahrscheinlich für unsere Begriffe das Ganze sich darauf aufbauende Geschehen war. Diese an sich doch flüchtige Bekanntschaft hat für uns eine Bedeutung angenommen, die ich kaum je für möglich gehalten hätte. Die Erkenntnis der Einmaligkeit Deines Instrumentes mag Fischer den Anstoß zu seiner Handlungsweise gegeben haben. Wie er mir selbst gestand, hat er wie unter einem Zwang gehandelt, als er seinerzeit nach Frankfurt/Oder fuhr. Hinzu kommt der tiefe Eindruck, den ich auf ihn machte, und ich glaube, dass dieser Punkt nicht ganz unwesentlich war. Wenn Du seine Briefe liest, wird Dir das klarwerden. Glücklicherweise ist Herr Fischer einer von den sauberen Menschen, dessen Neigung, selbst wenn sie weit geht, den Wert einer Frau nicht herabsetzen, sondern im Gegenteil steigert. Meine Gefühle für ihn setzen sich aus Mitleid und Interesse für ihn als Menschen wie als Künstler – denn als solchen darf man ihn wohl ansprechen – zusammen; sind jedoch bei aller Wärme nüchtern. Als Mann bedeutet er mir nichts. Ich wundere mich immer über andere Menschen, die die Person ihrer Liebe wechseln können wie Kleidung. Von meinem Standpunkt aus entbehren sie des sittlichen Wertes. Bei Männern mag es allenfalls noch angehen, doch bei meinen Geschlechtsgenossinnen geht mir das Verständnis dafür ab, selbst bei aller Vorliebe, die ich für einen gelegentlichen Flirt hege.

Da unsere Rationen seit der letzten Periode wieder etwas gekürzt wurden, sind Kathinka und ich dazu übergegangen, etwa alle 14 Tage zu den Bauern aufs Land zu gehen. Diese Verbindung hatte ja seinerzeit Gustl angebahnt, als wir keine Kartoffeln hatten. Und da wir nicht mit leeren Händen kommen, ist es möglich, unsere Ernährung ein klein wenig aufzubessern. Diese neue Gewohnheit tut uns beiden gut, schon deshalb, weil wir dann fast den ganzen Tag an der frischen Luft sind, was wir in der Woche so ziemlich entbehren,

Das Kochen ist, nachdem die Stromsperrtage wieder eingeführt sind, sehr umständlich. Vor allem fehlt es den meisten Leuten an Heizmaterial. Gestern habe ich erstmal für Mutti etwas Abfallholz von Herrn Haarmann geschnurrt. So hat man um die elementarsten Dinge heute Sorgen. Das alles wäre nur halb so schlimm, wenn nicht die viel größeren Sorgen um Dich und die Brüder wären. Und wie viel Gedanken wirst auch Du Dir um uns hier machen? Denn sowenig ich von Dir weiß, so wenig weißt Du von mir. Wenn nur meine Gedanken zuweilen zu Dir finden, mein Hans. Mir war schon manchmal so,

als ob Du mich riefest. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag – ich ging spät ins Bett, da ich am Tage das Musikzimmer umgebaut hatte – konnte ich noch keine Ruhe finden. In der nächtlichen Stille waren alle meine Gedanken auf Dich gerichtet und plötzlich war mir, als wenn auch Du mit Deinem Denken bei mir warst, mein Hans. Mir wurde heiß und kalt dabei. Allmählich klang dieser Zustand ab und dann kam auch der Schlaf zu mir. Es mag dies Einbildung sein oder die Auswirkungen meiner angespannten Gemütsverfassung – ich gebe mir keine Mühe, das zu enträtseln, ich nehme es als das, als was ich es empfand. Und so verzweifel ich oft bin, immer wieder – fühle ich unsere tiefinnerste Verbundenheit, Du Guter. Und mein Glauben an Deine Wiederkehr ist unerschütterlich. –

Am 9. Juli 1945

Auf Onkel Hans' Beerdigung am Freitag fand sich die ganze Familie zusammen. Da ich die meisten längere Zeit nicht gesehen hatte, wurde es mir umso deutlicher, wie sehr doch der Krieg und vor allem die damit verbundene Ernährungslage an jedem Einzelnen gezehrt hat und noch zehrt. Besonders bei Onkel Hein und Onkel Willi fiel es mir auf. Dein Vater ist auch in der letzten Zeit mächtig eingefallen und langsam merkt man ihm sein Alter an. Die Zeremonie war in sich geschlossen und ließ kaum einen Wunsch offen. Es sprach ein befreundeter Pastor, der seit 1943 regen Verkehr mit Onkel Hans und Tante Ada gepflogen hatte. Ich lernte ihn schon bei meinem Besuch dort kennen. Seine Ansprache entbehrte daher nicht der Wärme, wie es sonst bei fremden Pastoren zu sein pflegt. Tante Adas Haltung war wie immer bewundernswert. Sie war gefasst nach außen, doch merkte man ihr den tiefen Schmerz, den sie verborgen trägt, an. Sie wird nun in diesem Jahr 80 und man kann wohl sagen, dass ihr Leben erfüllt ist. Gewiß wird sie den Wunsch haben, Onkel Hans bald nachzufolgen. Im Anschluss an die Beerdigung waren die Familien Willi Möller und Hermann, Käthe, Papa und ich noch bei den Tanten oben. Der kleine Willy fuhr mit seiner Frau Tante Ada und den Pastor in seinem Wagen nach Haus. Dabei lernte ich dann auch Sieglinde kennen.

Am Sonnabend hatte ich meinen freien Tag. Um 8 Uhr hatte ich schon bei Frau Dammann Unterricht und habe noch einiges durchgesungen aus meinem Programm, um die nötige Sicherheit zu erlangen, wo sie noch fehlte. Meine Arbeit hatte ich so eingeteilt, dass ich mich mittags eine Stunde schlafenlegen konnte. Um 3 Uhr kam plötzlich noch der Stimmer, was mir insofern lieb war, als ein f etwas klirrte. Da Dein Instrument im Übrigen gut instand ist, dauert es ja nie so lange.

Kurz nach 1/2 4 Uhr kamen Tretows. Sowie der Stimmer fertig war, haben wir die Hände1-Kantate noch einmal durchgesungen für mich zum Einsingen

und weil es nicht ganz einfach ist mit dem Auswendigsingen, da sich vieles sehr ähnelt. Um 4 Uhr haben wir mit Mutti und Vati und Kathinka, die inzwischen gekommen waren, Kaffee getrunken. Ich hatte Mutti die Zutaten gegeben, dass sie uns eine kleine Torte backen konnte. Nach einem gemütlichen Stündchen haben dann Herr Tretow und Vati für den Umbau gesorgt und wir, Frau Tretow und ich, haben uns umgezogen. Ich trug mein Organdikleid, das freilich auch mehr hing, als saß, aber es ging noch soeben. Für eine konzertgerechte Aufmachung des Gesichtes hat das Ehepaar Tretow mit vereinten Kräften gesorgt. Das Publikum bestand aus Mutti und Vati, Tante Frieda und Onkel Willi, Tante Minchen, Tante Martha, Onkel Gustl, Puddl und Peterle, Käthi, Helga Gundlach, Kathinka und Will Tretow. Wir konnten pünktlich anfangen, denn ich hatte wohlweislich um 1/2 6 Uhr gebeten. Den Händel habe ich Deutsch gesungen – meinen Gästen zuliebe. Und das war richtig; denn wie ich nachher von allen Seiten hörte, war man sehr angetan von meiner deutlichen Aussprache, die es ermöglichte, den Text eines jeden Liedes genau zu verfolgen. Es wäre also befremdlich gewesen, wenn ich den italienischen Urtext gewählt hätte. Der Händel ist an sich wenig schwer zu singen, doch sind, wie ich schon sagte, beim Auswendigsingen gewisse Klippen zu umschiffen, um im richtigen Fahrwasser zu bleiben. Es ging alles glatt bis auf einen Fehler in der letzten Wiederholung, den Frau Tretow jedoch durch ihre Begleitung geschickt ausglich, sodass niemand etwas merkte.

Die Mignon-Lieder sind mir nach meinem Empfinden und für mein Können vortrefflich gelungen. Beim Wanderer an den Mond war ich etwas unsicher im Text, was ja überhaupt meine schwache Seite ist. Frau Tretow hat aber gut souffliert, sodass auch dieses Manko ausgeglichen wurde. Alles Weitere war sozusagen ohne Zwischenfälle. Auch Frau Tretows Lieder haben sehr viel Anklang gefunden, da sie einfach in der Konstruktion sind und leicht ins Ohr gehen. Zum Schluss gab es sogar Blumen. Vati hatte Rosen mitgebracht und die Meiendorfer hatten außer Rosen und Hortensien auch noch andere nützliche Erzeugnisse aus ihren Gärten mitgebracht. Tante Frieda hatte eine schöne Mahlzeit Erbsen und Wurzeln und Tante Minchen Himbbeeren, Johannes- u. Stachelbeeren mitgebracht. Tretows erwarteten abends noch Gäste und mussten sich bald verabschieden. Wir anderen saßen noch ein Weilchen zusammen. Ich merkte, dass alle ehrlichen Gefallen an diesem kleinen Konzert gefunden hatten, und darf das wohl als kleinen Erfolg für mich buchen.

Herr Tretow rief mich gestern an und zollte mir seine Anerkennung. Er erwähnte auch, dass ich entzückend ausgesehen hätte. Ich habe dies mit einem heimlichen Seufzer zur Kenntnis genommen und lebhaft Dein Fernsein empfunden, das auch auf Erfreuliches seine dunklen Schatten wirft. Kaum brauche ich erwähnen, dass ich Dich bei der ganzen Veranstaltung sehr vermisst habe.

Gestern waren wir wieder in Hasloh. Nach vierzehntägigem schlechten Wetter hat sich endlich einmal die Sonne durchgesetzt. Wir mussten froh sein

darüber, wenn wir auch die Johannisbeeren, die wir eigentlich haben wollten, noch nicht bekamen, weil sie nicht ganz reif waren. Nun, wir haben dafür neue Kartoffeln und etwa 1 1/4 l Milch und Kleinigkeiten wie Zwiebeln etc. bekommen, nicht zu vergessen das gute Mittagessen. Am nächsten Sonntag müssen wir dann noch einmal gehen. Uns macht das nicht soviel aus, wenn das Wetter nur einigermaßen ist. Ich habe gestern wieder etwas Farbe bekommen, nachdem ich bei all dem schlechten Wetter ganz blass geworden war.

Am 18. Juli 1945

Der Sommer schreitet voran. In der letzten Woche hatten wir sogar gutes Wetter. Wir haben diese Tage genutzt, um uns Früchte für Marmelade heranzuholen. Am Sonnabend waren wir in Hasloh und gestern bei Tante Frieda. Es war natürlich ziemlich anstrengend und hat viel Arbeit gebracht. Doch muss man sich die Mühe schon machen und noch froh sein, wenn man überhaupt etwas bekommt.

Am Dienstag voriger Woche war Hilde Möller bei mir. Sie ist im Grunde doch ein ziemlich einfältiges Geschöpf. Alles muss sie erzählen und kann nichts für sich behalten. So sprach sie auch davon, dass am Morgen Willi (Vater) und Werner verhaftet worden seien. Es handelte sich nachher angeblich um eine Verwechslung. Man suchte einen Standartenführer Möller. Das Ganze scheint ein Racheakt von einem Nachbarn zu sein, den Onkel Willi früher angezeigt hatte. Glücklicherweise sind beide gleich wieder frei gekommen. Ich erfuhr natürlich alles unter dem Siegel der Verschwiegenheit.

Am Freitagabend war ich bei Tretows zum Tee eingeladen. Dort lernte ich zwei nette junge Engländer kennen. Es war ein amüsanter Abend. Einer von den beiden fährt heute nach England auf Urlaub. Ich sprach davon, dass Tante Ada so lange nichts von ihren Verwandten gehört hat, und er bot mir an, einen Brief mitzunehmen. Daraufhin habe ich mich mit Tante Ada in Verbindung gesetzt und bin am Sonntag bei ihr gewesen, um den Brief abzuholen. Sie fühlt sich doch sehr einsam und ich glaube wohl, dass, wenn sie die Möglichkeit in England zu leben hätte, sie gern den Rest ihres Lebens dort verbringen würde. Immerhin wird sie 80 Jahre alt in diesem Jahr und sie sagt selbst, dass sie wohl kaum noch lange leben wird. Nun ist für sie die Frage akut geworden, wen sie zu sich nehmen soll. Denn ehe das Wohnungsamt ihr jemand hineinsetzt, möchte sie lieber Verwandte zu sich nehmen. Da ist sie nun bei Hermann und Käthe mit den Kindern geblieben. Hermann und Käthe sind sehr einverstanden damit und für die Zwillinge ist es auch nur gut. Käthe ist selbst zu dem Zugeständnis bereit, all ihre Möbel am Lehmweg zu lassen und nur Kleider und Wäsche mitzubringen. Hermann hat schon die entsprechenden Schritte beim

Wohnungsamt unternommen. Wenn nun das Wohnungsamt seine Zustimmung dazu erteilt, wird man dafür am Lehmweg ein wenn nicht zwei Zimmer beschlagnahmen, da dann nur drei Personen die Viereinhalb-Zimmerwohnung bewohnen. Wie Papa sich dazu stellen wird, steht noch aus.

Um Mutti muss ich mir Sorgen machen. Schon seit einiger Zeit geht es ihr wenig gut. Sie hat sehr abgenommen und ist hinfällig. Ihre Haut im Gesicht ist völlig bunt und fleckig. Kürzlich hatte sie nachts einen Herzanfall, dass sie meinte, ihn nicht zu überleben. Auch ihr Auge scheint entzündet zu sein, und das macht ihr natürlich viel Beschwerden. Die Arme macht sich zu viel Sorgen um Euch drei, besonders aber um Hans-Wilhelm. Dies und die schlechte Ernährungslage werden den Grund für ihren Zustand geben. Mein Gewicht ist auch erheblich gefallen. Ich habe jetzt soviel wie ich nach der ersten großen Operation hatte, 104 Pfund. Der Unterschied ist nur der, dass ich jetzt keine zusätzlichen Nährmittel, Butter und Milch bekomme und daher das Gewicht auch nicht steigen kann, im Gegenteil. – Wenn Du nur hier wärst, mein Hans, sollte mich das Alles nicht anfechten. Aber ich will nicht ungeduldig werden. Wer weiß, wie Du leben musst?

Am 25. Juli 1945

Wie oft muss ich mich selbst zur Geduld und Vernunft ermahnen, besonders in den letzten Tagen, da mein Herz Sonntag Nacht einen so argen Stoß empfing. Es trug sich Folgendes zu: Ich erwachte gegen 1/2 2 Uhr morgens vom Klingeln; das heißt, ich wurde davon aus dem Schlaf gerissen. In Blitzeschnelle überprüften meine Gedanken alle Möglichkeiten, und ich konnte nichts anderes denken, als dass Du da wärst. Indessen war ich aber schon an der Tür. Als dort niemand dahinter stand, wurde mir klar, dass ja jetzt die Haustür des Nachts wieder verschlossen ist. Ich griff nach meinem Bademantel und dem Schlüssel und stürzte zitternden Herzens hinaus. Meine Enttäuschung war maßlos, als ein mir fremder Soldat ins Haus trat. Vergeblich forschte ich in seinen Zügen, um etwas Bekanntes zu entdecken. Es stellte sich dann heraus, dass es ein Neffe von Fr1. Sommerkorn war, der aus der Kriegsgefangenschaft kam und einen zu weiten Weg hatte, um ihn zu Fuß zurückzulegen. Anfangs hatte er oben bei Sommerkorn's geklingelt, ist aber an «Tante Käti» verwiesen worden. Es hätte ihnen wohl zu viel Mühe gemacht. Nun, bei mir war ja die Chaise frei, sodass der arme Kerl den Rest der Nacht dort schlafen konnte, nachdem er sich ein klein wenig gestärkt hatte. Wie sehr mich dies erregt hat, vermag ich kaum zu schildern. Mit dem Schlaf war's vorbei und noch am Montag konnte ich nicht zur Ruhe kommen. Jetzt klingt dieser Zustand allmählich ab. Immer, wenn ich die Ereignisse überdenke, fällt es mir schwer, zu erkennen, dass ich mich getäuscht habe, dass Du es nicht warst. Meine Hoffnungen liegen wohl zu hoch und ich will versuchen, mich darauf einzustellen,

dass noch längere Zeit vergeht, ehe wir uns wiedersehen. Doch werde ich mich wohl immer wieder dabei ertappen, in einem Winkel meines Herzens eine heimliche, größere Hoffnung zu haben.

Werner Rother, er war am Freitag voriger Woche bei mir, fragt auch jedes Mal, ob Du noch nicht da bist. Er ist der Überzeugung, dass Du bald kommst, mein Hans. Zwar stärkt ein solches Wort stets meine Hoffnung, aber das Alles ist doch letzten Endes so ungewiss wie alle Zukunft.

Wir haben am Freitag die dritte Händel-Kantate in Angriff genommen, nachdem Werner festgestellt hatte, dass ich die zweite schon recht gut kann. Die Dritte ist noch wieder schöner als die Zweite. Und ich kann Dir nur versichern, dass ich das Zählen so langsam lerne. Werner sagt ein über das andere Mal, dass Du Dich gewiss sehr freuen wirst, wenn Du hörst, wie gut ich vorangekommen bin. Ich habe den Wunsch geäußert, eine dieser Kantaten mit Quartett- oder Triobegleitung zu singen, worauf Werner mir zur Antwort gab, dass er das wohl machen wolle, wenn Du erst hier wärst, ja wenn – Diese Arbeit könntest Du ja auch machen. Werner sagte mir, dass das kleine Haus im nächsten Winter im Haus der Jugend, das für diesen Zweck umgebaut wird, Vorstellungen gibt.

Im Piccardschen Chor singen wir jetzt einige schöne Brahms-Lieder. Herr Piccard beabsichtigt als Organist von St. Georg für die Gottesdienste wieder ein Doppelquartett zusammen zu stellen. Da es sich nur um eine so kleine Besetzung handelt und gelegentlich auch Solo-Partien zu übernehmen sind, habe ich mich dafür gemeldet und bin in der vorigen Woche bereits von ihm geprüft und angenommen worden. Ich denke, dass das im Laufe der Zeit, ich nehme an im August, zustande kommen wird. Es wird honoriert und ich habe dann schon etwa das Geld für meinen Unterricht extra verdient.

Vorgestern ist Hans-Wilhelm nun auch schon 19 Jahre alt geworden. Ich war abends noch in der Goebenstraße. Du kannst Dir denken, dass Mutti weh ums Herz war. Im Übrigen ging es ihr etwas besser. Ihr Hautexem verschwindet jetzt, nachdem sie bei einem Hautspezialisten in Behandlung war. Auch ihr Auge wird allmählich wieder etwas besser. Das ist mir eine große Beruhigung; so ist doch eine Sorge etwas geringer. Oft habe ich daran gedacht, wie Du wohl in diesem Jahr Dein Heufieber überstanden hast, Du Armer.

Vor zwei Jahren hatten wir heute den ersten großen Bombenangriff hinter uns. Um diese Zeit, es ist jetzt 1/2 11 Uhr, warst Du schon bei mir, mein Hans. Da waren wir schon auf dem Wege zu unseren Verwandten. Wäre nur damals der Krieg zu Ende gewesen, dann wäre allen Menschen viel erspart geblieben. Ich hörte gestern Abend eine Hörfolge über den 20. Juli 1944, die bis 1933 zurückreicht. Ich bin politisch zu wenig geschult, doch hatte ich den Eindruck, daß man sich bei dem Bericht auf reine Tatsachen beschränkte, abgesehen von einigen Kommentaren, die über mehrere unserer höheren Offiziere fielen. So

wie ich die Sache nun sehe, wäre das Gelingen des Anschlags insofern gut gewesen, als der Krieg vielleicht unter besseren Bedingungen und früher hätte beendet werden können. Auf der anderen Seite fragt es sich, ob diese Herren überhaupt in der Lage gewesen wären, den ganzen Regierungs- und Kriegsapparat zu halten. Aber was hilft alles «wenn», jetzt ist sowieso alles vorbei.

Am 20. August 1945

Diesmal sind mehrere Wochen vergangen, ohne das ich dieses Buch zur Hand nahm. Oft habe ich zwar in Gedanken einiges hinein geschrieben, aber das ist, ja nicht zu lesen.

Die Chorarbeit bei Herrn Piccard beginnt schon langsam einige Früchte zu tragen, und ich muss sagen, dass sie mir Spaß macht. Der Chorklang ist doch ungeheuer anregend. Auch die Arbeit mit dem Kirchenchor hat am letzten Donnerstag begonnen. In den Frauenstimmen sind je drei Damen vertreten, und im Tenor und Bass je zwei Herren. Ich traf dort eine frühere Chorsängerin (Alt) von Hammer, Fr. Voges, die Du sicher auch kennst. Wir haben diese Woche noch eine Probe, und am Sonntag soll im Gottesdienst die erste Motette gesungen werden. Leider geht es mir seit einiger Zeit wieder sehr wenig gut, sodass ich einen Arzt aufsuchen musste, der mich dann sogleich arbeitsunfähig schrieb. Herrn Haarmann passt das zwar gar nicht, doch kann ich daran nichts ändern. Zu allem Überfluss ist meine Blutuntersuchung so unbefriedigend ausgefallen, dass er mich zu einem Facharzt für innere Medizin überwies. Dort war ich heute Morgen und soll morgen noch zur Durchleuchtung kommen. Nach seinen Aussagen kann er noch nicht sagen, wie lange ich noch arbeitsunfähig bin. Es ist ja seine Untersuchung auch noch nicht abgeschlossen.

Vor 14 Tagen bekam ich durch eine Bekannte einen Brief von Margrith aus Heidelberg. Sie hat ihren Mann und das Kind bei sich und wohnt wieder bei ihren Schwiegereltern. Zwar braucht sie sich über ihren Mann und die wirtschaftliche Lage keine Sorgen zu machen, doch weiß sie dafür nichts von ihren Eltern und der Schwester aus Berlin. Das ist natürlich sehr beunruhigend.

Am gleichen Sonntag besuchte mich auch Ducki, mit der ich seinerzeit in Windberg war, mit ihrem Mann und ihrer kleinen Tochter. So findet sich alles wieder in Hamburg an.

Wenn Du nur auch erst hier wärst. Meine Hoffnung auf Dein baldiges Kommen habe ich jetzt begraben. Doch hoffe ich auf ruhigere Zeiten, da wird für Dich sicher auch einmal der Tag der Heimkehr kommen.

Hier in Hamburg kommen jeden Tag des Abends drei Heimkehrerzüge über die Sternbrücke. Wenn auch die Stimmung im Allgemeinen sehr mäßig ist, so gibt es doch noch Leute, die die Leistungen unserer Soldaten auch jetzt noch anerkennen. So ist z.B. an dieser Sternbrücke Abend für Abend eine dicht

gedrängte Menschenmenge versammelt und begrüßt die Heimkehrer mit lautem Zuruf und hellem Fackelschein. Für die Soldaten, denen dies Erlebnis zuteilwird, mag dies ein klein wenig dazu beitragen, die allgemeine Verbitterung zu mildern. Aber wie wenige sind das, verglichen mit der Riesenmasse der noch in Gefangenschaft befindlichen Soldaten.

Auf meinen Brief an die Kieler Behörde erhielt ich keine Antwort. Es blieb mir daher nichts anderes übrig, als persönlich dort vorstellig zu werden. Nach einigen vergeblichen Versuchen, eine Fahrkarte zu bekommen, gelang es mir schließlich doch, und so fuhr ich am 8. August um 10 Minuten vor 6 Uhr von Altona ab und war nach drei Stunden in Neumünster. Gegen Mittag fuhr dann ein Zug weiter nach Kiel. Es ging natürlich alles gemächlich, aber schließlich war ich doch so rechtzeitig in Kiel, dass ich, nachdem ich mir erst von Frl. Eggers, die gerade aus dem Krankenhaus entlassen war, einige Informationen geholt hatte, noch zum Rathaus zu Herrn Wulf gehen konnte. Wir haben dann erstmal die Konten abgestimmt, was bei dem Durcheinander der Überweisungen nicht ganz leicht war. Zu meinem Leidwesen musste ich erkennen, dass ich weniger Forderungen hatte, als ich annahm. Das ist nur daraus zu erklären, dass ich über die Höhe der Abzüge nicht genügend orientiert war. Nun, ich bekam immerhin noch die Gehälter für April und Mai, und nun ist diese leidige Angelegenheit endlich für mich erledigt. Angeblich konnte Herr Wulf noch nicht nach Hamburg überweisen. Er hat auf meinen Brief nicht geantwortet, weil er nicht wusste, was er schreiben sollte. Damit hat er sich ein gehöriges Armutszeugnis ausgestellt. Da ich das Geld am gleichen Tage nicht mehr in Empfang nehmen konnte, weil die Kasse schon geschlossen war, musste ich bis zum nächsten Morgen dortbleiben. Ich habe die Nacht in einem abgestellten Personenwagen 2. Klasse zugebracht. Das war ein großes Entgegenkommen der Bahnhofswache; es wurden sonst alle Leute in einen Bunker geschickt, in dem es weder Bänke noch Stühle gab, höchstens Flöhe etc. Am anderen Morgen machte ich mich rechtzeitig auf die Beine, und es gelang mir, nachdem ich das Geld abgeholt hatte, noch mit dem Morgenbus nach Rendsburg zu fahren, wo ich mich bei Frau Gehlke angemeldet hatte. Am Dienstag vorher war gerade Heinz aus der amerikanischen Gefangenschaft nach Haus gekommen. In Büdelsdorf sind natürlich viele Flüchtlinge einquartiert, bei Gehlkes auch, aber sonst ist dort alles so wie damals. Oma und Opa leben noch. Ich bin dort sehr freundlich aufgenommen worden. Wir hatten allerhand zu erzählen. Heinz war gerade an dem Tag bei Verwandten. Ich lernte ihn aber noch am anderen Morgen kennen. Mittags bin ich dann wieder abgefahren. Bis Neumünster kam ich mit der Bahn. Von dort kam ich mit einem Lastwagen bis Bad Bramstedt. Mit vielen anderen Weggenossen musste ich dann dort übernachten und kam so doch noch zu meinem Floh. Glücklicherweise fuhr die Kaltenkirchener schon morgens um 1/2 6 Uhr. Das war mir sehr lieb, denn auf diese Weise war ich wenigstens schon um 1/2 8 Uhr im Hause. Es war dies zwar etwas

unbequem, doch wenn ich hätte mit der Reichsbahn fahren wollen, hätte ich bis Sonnabend Mittag warten müssen und wäre erst abends zurück gewesen. So konnten wir die Bohnen, die ich von Frau Gehlke bekam, noch gleich einmachen und waren mittags mit allem fertig, sodass ich erst einmal schlafen konnte.

Inzwischen war mir zu Ohren gekommen, dass der Russe entlässt. Und zwar soll diese Auskunft auf dem Generalkonsulat erteilt worden sein. Ich konnte dem kaum Glauben schenken und habe mich daher selbst dort erkundigt. Zwar ist auch hier, wie an jedem Gerücht etwas Wahres, doch für Deinen Jahrgang ist es vorläufig aussichtslos. Das Generalkonsulat nahm ähnliche Suchmeldungen wie das Rote Kreuz auf. Natürlich habe ich auch für Dich dort noch einmal eingereicht. Doch vorläufig besteht keine Aussicht auf Antwort, da über alles, was im russischen Gebiet geschieht, Stillschweigen bewahrt wird. Es kommt eben jetzt darauf an, nichts unversucht zu lassen. So habe ich noch zwei weitere Wege eingeschlagen, die Dir vielleicht absurd erscheinen, doch Not macht erfinderisch. So habe ich mich an die BBC in London gewandt und um Auskunft gebeten, ob eine Änderung in dieser Richtung zu erwarten sei. Wahrscheinlich bleibt dieser Brief unbeachtet, doch habe ich damit eine weitere Möglichkeit auf Auskünfte. Mein zweiter Brief ist an Herrn Paul Belker gerichtet. Durch den Rundfunk hörte ich, dass er nach Berlin berufen wird und ich fand, dass es auch hier einen Faden anzuknüpfen galt. Ich habe ihm in meinem Brief zu seiner ehrenvollen Aufgabe beglückwünscht und gleichzeitig die Bitte ausgesprochen, sich für Dich, falls es möglich ist, zu verwenden, Herrn Franck habe ich auch erwähnt. Sicherlich wird es in Berlin an qualifizierten Musikern fehlen. Ich habe jedenfalls auch dies versucht. Und wenn ich mir vom Kaiser von China Hilfe verspräche, würde ich auch an diesen schreiben.

Am 6. September 1945

Nun bin ich wirklich völlig durcheinander! Gestern erreichte mich Dein Brief aus Posen und erweckte in mir tausend neue Hoffnungen. Da ich von Kameraden aus dem Lager höre, dass in Posen alles aufgelöst werden soll, bin ich so froh, wie seit langer, langer Zeit nicht mehr. Mein Hans, wenn Du nun wirklich eines Tages vor mir stehst – es wäre zu schön. Mit großem Grauen habe ich an unseren bevorstehenden Hochzeitstag gedacht, doch nun erscheint mir alles in einem anderen Licht.

Ach, und Du sorgst Dich um Deine Ceruti! Wenn Du doch wüsstest, dass ich sie längst hier habe. Welch eine Freude wird das für Dich sein.

Wie bin ich doch auf die Folter gespannt worden, ehe ich wirklich Deinen Brief in Händen hielt. Danke Dir, Herr Henck hat zwei Briefe vertauscht und den Deinen an Frau Wenkelmann nach Wandsbek geschickt, Ich

erhielt den für diese Familie bestimmten Brief. Als ich gestern Mittag den Brief von Herrn Henck vorfand, bin ich natürlich sofort dorthin gefahren und kam vor eine verschlossene Tür. Mein Warten wurde bald belohnt, Frau Henck kam, die dann mit mir in den Garten zu Herrn Henck ging. Dort erfuhr ich dann die Gewissheit über die andere Adresse und fuhr sofort auch dahin. Wieder war niemand im Hause und ich habe wohl drei Stunden oder noch länger gewartet. Schließlich, als ich mich schon zu Gehen aufgemacht hatte, um noch eine Bahn zu bekommen, wurden die Ersehnten gesichtet. Inzwischen waren auch sie bei Herrn Henck gewesen und kamen deshalb so spät. Nun löste sich zum Ende doch alles in wohlgefallen auf, und ich hielt endlich Deinen Brief in meinen Händen. Meine Freude vermag ich nicht auszudrücken, zumal der Brief mir wirklich nur Erfreuliches und Beruhigendes berichtet. Auch das, was ich von Herrn Henck und einem Herrn Scharbau, dessen Adresse ich von Herrn Henck bekam, erfahre, ist dazu angetan, mich über alles zu beruhigen und meine Hoffnung auf eine baldige Wiedervereinigung mit Dir zu nähren.

Gestern ist es infolge der langen Wartezeit sehr spät geworden. Ich schaffte es gerade noch,

den Umweg über die Göbenstraße zu machen, um meinen Eltern die freudige Nachricht zu bringen. Im Hause angekommen habe ich dann sofort noch mit Papa und Hermann telefoniert. Hermann wird wohl morgen bei mir vorbei kommen, Die Freude ist überall groß, wie Du Dir wohl denken kannst, mein Hans.

Ich hatte inzwischen auch von Herrn Belker einen sehr netten Brief bekommen, in dem er sich bedankt und mir mitteilt, dass er die Glückwünsche nicht akzeptieren könne, da ihm von einer Berufung nach Berlin nichts bekannt sei. Er teilte mir weiter mit, dass Du seines Wissens in einem Lager in Eutin seist, und er sich schon für Dich verwendet hätte. Im Übrigen sei er erstaunt zu hören, dass Du in russischer Gefangenschaft seist. Glücklicherweise habe ich seiner Nachricht gleich keinen Glauben geschenkt, da ich es für ausgeschlossen halten musste, dass Du Dich in Eutin befindest. Natürlich habe ich mich dorthin gewandt und um Auskunft gebeten. Antwort habe ich noch nicht, aber die ist jetzt auch völlig überflüssig. Ich habe Herrn Belker entsprechend geantwortet und ihm heute gleich noch einen ergänzenden Brief geschrieben. An die Tanten habe ich auch eine Karte geschrieben, Bei Werner Rother war ich heute Morgen, als ich geschäftlich auf der Bank war. Zwar habe ich ihn aus dem Bett geholt, aber ich habe ihn ja mit einer guten Botschaft erwartet. Werner war auch ganz aus der Tüte. Am Dienstag will er kommen und mit mir arbeiten. Meine Gedanken sind wie gelähmt, und ich kann immer nur an Dich denken, mein Hans. Außer einem Weg zur Bank und zwei Telefonaten habe ich geschäftlich nichts – gar nichts getan. Glücklicherweise kann ich es mir heute schon wieder leisten. Seit vorigem Montag bin ich wieder im Dienst.

Ich habe in der vorigen Woche schon alles nachgeholt, sogar meinen Abschluss und die Abstimmung habe ich fertig. Es ist also nicht so wild. Herr Haarmann ist heute in Schneisen, sodass ich weiter nicht gestört werde. Nun ist es schon gleich 2 Uhr, da will ich mich erstmal für den Heimweg rüsten. –

Am 8. September 1945

Ich will heute versuchen, meine vorgestern angefangenen Eintragungen zu Ende zu führen. Zwar purzeln meine Gedanken immer noch mächtig durcheinander, aber ich will versuchen, mich zu konzentrieren. Ich hoffe, dass mein Chef heute Morgen nicht mehr in Erscheinung tritt, um mich zu stören.

Ehe ich zurückgreife, will ich von gestern erzählen. Am Nachmittag machte mir Herr Scharbau seinen Besuch und stellte sofort, als er Dein Bild sah, fest, dass er dich kannte. Zwar hatte er es vorher auch schon vermutet, doch wollte er zur Sicherheit ein Bild von Dir sehen. Durch ihn habe ich noch einiges mehr erfahren, als ich aus Deinem Brief entnehmen konnte. Ach Gott, ich bin so dankbar, dass ich Dich gesund und auch in einigermaßen guter Verfassung weiß. Welche lastende Sorge ist von mir gewichen! Wenngleich jetzt alles in einem rosigen Licht erscheint, gibt es ja noch vieles zu überwinden, ehe unsere Wiedervereinigung möglich ist, das genug Anlass zu Bedenken gibt.

Doch die Freude über den an sich günstigen Stand der Dinge überstrahlt alles und gibt mir viel Kraft. Oft habe ich gesagt, ich will ja gern warten, wenn ich nur wüsste, dass Du unter erträglichen Umständen lebst. Und nun bin ich in der glücklichen Lage, dies behaupten zu können. Dazu regt sich in mir die Hoffnung auf Deine Wiederkehr mit Macht und wurde mir von Dir selbst wie auch von Herrn Henck und Herrn Scharbau noch bestätigt.

Nach diesen so bitterschweren Monaten ist mir das frohe Gefühl im Herzen so ungewohnt, dass ich kaum weiß, wie mir geschieht. Mir ist zumute wie einer Braut. Heute Morgen bin ich schon um 4 Uhr erwacht und konnte lange nicht wieder einschlafen, weil meine Gedanken schon wieder munter waren und so viele Dinge, die uns erwarten sowie auch Erinnerungen streiften. Wenn ich nur daran denke, dass wir dann wieder zusammen musizieren können, wird mir ganz schwindelig. Mein Ohr klingt und klingt und ich weiß nicht mehr, kommt das von innen oder ist es ein Geräusch, das zum Fenster hereindringt. Und Du fragst nach Deiner Ceruti. Könnte ich Dir doch sagen, dass ich sie hier seit Monaten für Dich hüte. Alles wartet nur auf Dich, mein Hans!

Wenn Du auch in Frankfurt/Oder entlassen wirst wie Herr Scharbau, wirst Du Dich sicher zuerst dort nach Deinem Instrument umsehen. Evtl. sind Post's ja wieder dort. Solltest Du dann erfahren, dass Herr Fischer sie mitnahm, wirst

Du vielleicht auch noch in Berlin auf die Suche gehen; denn ich glaube kaum, dass Post's noch von der glücklichen Rückkehr erfahren haben.

Es ist ja alles reichlich verzwickelt, aber der gordische Knoten beginnt sich zu lösen. Welche Freude wird es für Dich werden, wenn Du hier alles heil und gesund antriffst und dann auch noch Dein Instrument vorfindest. Manchmal habe ich schon gedacht, es könnte zu viel für Dich werden. Aber Du wirst ja gewiss gleich danach fragen, also kann ich Dir die Freude nicht in Dosen verabreichen, es muss wohl doch alles auf einmal sein.

In der Zwischenzeit bekam ich auch von Schmalmack eine Karte. Er ist sehr besorgt um Dich; er selbst ist von der Wehrmacht entlassen und wollte evtl. einmal nach Hamburg kommen. Ich habe schon geantwortet, und wenn er dann kommen sollte, wird er sich sicher riesig über Deinen Brief freuen.

Die Arbeit in der Kirche unter Herrn Piccard hat auch am 26. August begonnen. Beide Pastoren sind sehr gut, es ist darum auch nicht schade um die Zeit, die man nach der Motette noch dort ist.

Unsere Vorräte für den Winter haben sich durch verschiedene Fahrten nach Cranz vergrößert, und wenn wir auch nicht gerade sehr viel haben, so denken wir doch vor dem Größten bewahrt zu bleiben.

Dann muss ich Dir noch von Herrn Masing erzählen. Ich lernte ihn seinerzeit auf der Strecke von Hamburg nach Neumünster kennen. Er saß in dem Wagen neben mir. In dem Dämmerlicht konnte ich anfangs nur seine Hände erkennen, die mich an Deine erinnerten, mein Hans. Infolge des mangelnden Lichtes konnte ich mich der Betrachtung und meinen Gedanken ungestört hingeben ohne Gefahr zu laufen, dabei beobachtet zu werden. Du kannst Dir denken, dass mir dieser Mensch mit diesen Händen zwangsläufig sympathisch sein musste. Als wir später ins Gespräch kamen, spürte ich bald, dass ich einen sehr empfindsamen Menschen vor mir hatte, dessen Äußeres allerdings wenig davon verrät; denn er ist ziemlich groß und wenn auch nicht gerade stattlich, so doch auch nicht schwächig. Seine Sprache verriet mir, dass ich einen Baltendeutschen vor mir hatte, und er bestätigte mir später, dass er Reval gut kennt und länger dort wohnte. Über diesem Umstand sind unsere Gespräche vielleicht angeregter verlaufen, als es sonst unter Reisenden zu sein pflegt. Da er zuletzt in Königsberg lebte und nun heimatlos und ohne sonstige Habe dasteht, habe ich ihm versprochen, von meinen Reval-Bildern Abzüge für ihn machen zu lassen. Herr Masing lebt z.Zeit in Glückstadt und hat die Bilder nun kürzlich bei einem Besuch seines Bruders, der sich in Blankenese niedergelassen hat, in Empfang nehmen können. Nebenbei möchte ich erwähnen, dass Herr Masing 45 Jahre alt ist. Da er große Liebe zur Musik hat, habe ich ihm die Bilder in unserer Wohnung übergeben und ihm dabei Platten von unserer Winterreise vorgespielt, die er besonders liebt. Es war mir eine Freude, daß ich ihm so etwas Licht in seine an sich trüben Tage bringen konnte. Herr

Masing hat zwar keine Familie, um die er sich sorgen müsste, doch ist er Chemiker und findet natürlich schwer eine passende Stellung. Es geht natürlich vielen Menschen ebenso und es würde zu weit führen, wollte man versuchen, jedem Einzelnen zu helfen. Doch scheint mir, dass es auch längst nicht bei allen notwendig ist, da eben nur Wenige so empfindsam sind. Ich glaube, dass Du diesen Menschen ebenso wie ich schätzen würdest, wenn Du ihn kenntest.

Zum Schluss will ich Dir noch sagen, dass mir gestern Hermann und Papa einen Besuch machten, weil sie von Dir und über Dich hören wollten. Da ich noch verschiedenes durch Herrn Henck und Herrn Scharbau in Erfahrung gebracht hatte, wusste ich ja allerhand und so gingen beide befriedigt fort. –

Am 10. September 1945

Nun singe ich wieder mit ganz anderen Gefühlen. Meine Stimme klingt wieder. In der letzten Zeit war es zeitweise nur sehr rnässig, was auch mit meiner körperlich schlechten Verfassung zusammen hing. Dies wiederum hatte seinen Ursprung in meinen seelischen Depressionen. Jetzt möchte ich den ganzen Tag singen. Bei Herrn Piccard arbeiten wir jetzt das Stabat Mater von Pergolese. Mit einer anderen Schülerin von Frau Dammann arbeite ich die Solopartien und Duette. Das ist eine sehr schöne Aufgabe. Ob Herr Piccard uns später, wenn das Werk zur Aufführung gelangt, auch die Solopartien überträgt, fragt sich. Doch wollte ich sie gern studieren,

und da Fr1. Hoffmann und ich stimmlich gut zueinander passen und auch eine ähnliche Einstellung zur Musik haben, macht die Zusammenarbeit viel Freude.

Am 12. September 1945

Nun ist es völlig vorbei mit meiner Ruhe, nachdem ich vorgestern Deinen Brief mit der Ankündigung Deines baldigen Kommens erhielt. Wenn ich nur nicht länger warten muss, als Du annahmst, sonst bin ich — so fürchte ich — bis Du kommst, halbkrank. Ich erinnere mich noch recht gut an diesen Zustand aus dem Sommer 1943. Doch ich will mir Mühe geben, so ruhig wie möglich zu bleiben, mein Hans. In der letzten Nacht habe ich auch wieder geschlafen, während ich in der ersten Nacht mit dieser Gewissheit Deines Kommens keine Ruhe finden konnte. Tausend Gedanken kamen und gingen und hielten mich wach. Heute ist nun schon der 12. September, und da Du bis zum 15. September hier zu sein hoffst, darf ich wohl annehmen, dass Du inzwischen unterwegs bist. Wenn Du nur heil über die Grenze kommst. Das ist jetzt meine größte Sorge.

Am Lehmweg und bei meinen Eltern herrscht natürlich große Freude. Der Gedanke, dass Du vielleicht bis zum Sonntag, unserem siebten Hochzeitstag, bei mir sein könntest, macht mich schwindelig, sooft ich daran denke. Ach, mein Herz ist gar zu ungeduldig, wärst Du nur erst bei mir!

Nachwort des Heimkehrers

Am 12. September abends gegen 10 Uhr war ich endlich wieder zu Hause. Nach einer langen abenteuerlichen Reise über Frankfurt/Oder, Berlin, Mecklenburg, einem missglückten illegalen Grenzübergang bei Herrenburg/Lübeck, einer Fahrt mit einem amerikanischen Güterzug, der irrtümlich nach Wunstorf umgeleitet wurde, dem kurzen Aufenthalt im britischen Entlassungslager Wunstorf und der Fahrt nach Eutin, wo alle entlassenen Kriegsgefangenen registriert werden mussten, kam ich abends am Hauptbahnhof an. Über ein halbes Jahr hatte ich keine Nachricht von meinen Angehörigen erhalten können und wusste also nicht, ob sie die letzten Kriegstage unversehrt überlebt hatten.

So wählte ich bangenden Herzens in einer Telefonzelle am Hauptbahnhof unsere Nummer. Nach kurzer Zeit meldete sich die vertraute Stimme meiner lieben Frau und mir fiel eine schwere Last von der Seele. Nach kurzer Fahrt mit der S-Bahn erwartete mich Inge am Holstenbahnhof, und wir fielen uns in die Arme voller Glück, uns gesund wieder zu haben. Das Glück war umso größer, als auch unsere Wohnung mit all unserem Hab und Gut erhalten geblieben war. Sogar mein kostbares Instrument war wieder da und wartete auf mich. Es war ein unbeschreibliches Glücksgefühl für uns, den Krieg unversehrt hinter uns zu haben,

Vierzehn Tage nach meiner Heimkehr absolvierte ich auf der Bühne der Staatsoper ein Probespiel und wurde zum 16. Oktober 1945 als Bratscher des philharmonischen Staatsorchesters verpflichtet. Mein erstes Konzert unter Eugen Jochum war das Requiem von Verdi, und es kam mir vor, als träumte ich einen schönen Traum.

Es kamen zwar noch einige schwere Jahre der Entbehrungen während des Wiederaufbaus, aber was bedeutete dies schon gegen die lange und gefährvolle Trennungszeit des Krieges mit allen schrecklichen Erlebnissen der Front und des Bombenterrors in der Heimat. Als Mitglieder des Philharmonischen Orchesters bekamen wir von den Engländern täglich eine warme Mahlzeit und die Probenräume in der Musikhalle, die die Engländer für ihre Verwaltung beschlagnahmt hatten, waren gut geheizt, während wir zu Hause frieren mussten.

Ein Jahr nach meiner Heimkehr wurde am 21. September 1946 unser Sohn geboren. Er dürfte von allen Entbehrungen am wenigsten gespürt haben, und seine Erinnerung reicht nicht mehr zurück in diese frühen Jahre seines

Lebens. Wenn er an der Brust seiner Mutter trinkend lag, stand sein Vater mit dem elektrischen Heizofen, bei dem wegen des Stromkontingents nur eine Röhre brennen durfte, in der Hand davor, um beide zu wärmen.

Mit dem anfangs im Tagebuch erwähnten und vergeblich so ersehnten Brief hat es folgende Bewandnis: Die Russen im Posener Durchgangslager ließen uns anfangs Briefe an die Angehörigen schreiben, die sie, wie sie versprochen, über den deutschen Linien vom Flugzeug abwerfen wollten. Dieses Versprechen haben sie scheinbar gehalten; denn der Herr Lehmann aus Friedland in der Niederlausitz hat meinen Brief auf seinem Acker gefunden. Warum er ihn nicht sofort mitgeschickt hat, sondern zuerst angefragt hat, ob Inge meine Frau ist, lässt sich nicht mehr klären. Die Kriegsergebnisse werden ihn überrollt haben, bevor er sein Vorhaben noch ausführen konnte. Wenn Inge diesen Brief bekommen hätte, wäre ihr die Gewissheit, dass ich mich in russischer Kriegsgefangenschaft befinde und dass es mir gut geht (etwas anderes durfte ich nicht schreiben), wenigstens von meiner Hand zuteilgeworden.

Elf Jahre wohnten wir noch in der Wohnung in der Eimsbütteler Straße, die den Krieg heil überstanden hatte, bevor wir uns nach dem wirtschaftlichen Aufstieg Deutschlands unser schönes Haus in Meiendorf bauen konnten, in dem wir heute noch wohnen,

38 Jahre sind inzwischen vergangen, bevor ich die Aufzeichnungen meiner lieben Frau jetzt mit dem nötigen Abstand und vielleicht mit noch größerer Anteilnahme und Ergriffenheit als damals, als wir die dunkle Zeit des zweiten Weltkrieges schnell hinter uns lassen wollten, wieder gelesen habe. So habe ich den Entschluss gefasst im Einverständnis der Briefschreiberin, dieses Tagebuch weiter zu reichen an unsere Kinder und für später auch an unsere Enkelkinder, um ihr Verständnis zu wecken für die Erlebnisse ihrer Eltern und Großeltern in jenen dunklen Tagen.

Möge ihnen allen ein künftiges Kriegserlebnis erspart bleiben und mögen sie nach ihrem Vermögen dazu beitragen helfen, dass es diesen Wahnsinn nie mehr geben wird.

Im Dezember 1983

Der Anfang

Wie viele Menschen mögen aus der Stille eines mutmaßlich unendlichen Seins in eine Welt hineingeboren worden sein, in der noch die Echos von ohrenbetäubenden Explosionen, Bomben und Maschinengewehrsalven widerhallten. Zur Zeit meiner Geburt umgab uns eine Atmosphäre, die mühsam die vergangenen Schreie unerträglicher Schmerzen von Millionen von Menschen zu vergessen oder gar zu erlösen versuchte? Wir sind die ‹46-ger›, die ‹Silent Generation›. ‹Silent› durch den ‹Abdruck› des kriegsschwangeren Nachklanges?

Wie viele vergaßen schnell die Stille, aus der sie kamen, um, in diese Welt geboren, wenig später ganz in der Welt-Hypnose aufzugehen. Die Welt, die nach einem kurzen Aufschrei eines: «Nie wieder Krieg!» zu einem gegeneinander zurückkehrte. Nur die Masken hatten sich verändert. Es waren nicht mehr die Franzosen, Engländer, Amerikaner, Russen. Es wurden allein die Kommunisten zum Feindbild. Der Widerstreit bekam ein neues Gesicht, um die lukrative Rüstung wieder legitim hochzufahren und das Geschäft damit weiterzuführen. Gut, die Russen als Feindbild blieben, aber das war ja lange Gewohntes in neuem ‹Ostblock-Kleid›.

Am Anfang wurde ich, wie die meisten von uns, in diese Welt hinein geboren. Der Krieg war zu Ende, hieß es und schien doch noch gegenwärtig zu sein. Schon rein äußerlich. Überall Trümmer. Es war der September 1946. Der Lärm des unsinnigen Krieges¹¹ war aus der Sichtbarkeit verebbt. Wir, die wir auf der Schwelle dieses Endes in diese Welt kamen, hinein in die Nahtstelle zwischen nicht mehr Krieg und noch nicht Frieden, fanden uns in den Echos vergangener Geschehnisse wieder. Wir traten ein Erbe von Trümmern an, die wir nicht verursacht hatten. Ein Erbe von äußeren und inneren Trümmern, von unendlichen Geschichten Überlebender und Toter, von Flucht und Angst, vom Verlieren und manchmal Wiederfinden.

Meine Geburt war schwierig, wie meine Mutter erzählte. Sie hatte das Fruchtwasser verloren und musste zu Fuß in die nächste Klinik laufen. Ein langer Weg. Es gab kein Taxi, oder es gab kein Geld für eines. Sie hatte einen weiten Weg bis in das Krankenhaus in Hamburg Blankenese, und ich wurde ohne das schützende Nass in einer entleerten Fruchtblase zur Entbindung geschaukelt. Vielleicht rührte daher meine angeborene Empfindlichkeit für raue und kratzende Kleider. Das ist natürlich reine Spekulation.

Die Klinik hatte keinen Platz. Meine Mutter solle ein anderes Krankenhaus aufsuchen, hieß es. Sie sollte abgeschoben werden. Doch hier wehrte sie

¹¹ unsinnig, wie grundsätzlich alle Kriege, und unsinnig wie all die ermordeten Toten.

sich so energisch, dass sie schließlich zur Entbindung bleiben konnte. Wie sie erzählte, hatte sie eine einfühlsame Hebamme, die mich kunstvoll in diese Welt heraus bugsiierte. Ich lag quer, und meine Position entsprach nicht derjenigen, die man von mir für eine Geburt erwartete. Ein Phänomen, dem ich später in verschiedenen Lebenslagen wieder begegnete.

Es gibt Menschen, die behaupten, dass die Umstände der eigenen Geburt und die dazugehörigen Erfahrungsmuster sich im Leben wiederholen, eine Art Programm darstellen. Die Geburt ist, wie immer sie vonstattengeht, immerhin ein Erfolgserlebnis¹². Und die künftigen Erfolge würden von eben diesem Muster geprägt werden. Meinem Verständnis nach ist dies schon das zweite Erfolgserlebnis in unserer Menschwerdung. Millionen von Spermien treten die Reise zum Ei an, und nur ein gutes Dutzend schafft es bis dorthin. Die folgende *Aufnahme* eines Spermiums, welches für eine erfolgreiche Zellteilung durch das Ei benötigt wird, ist ein erster Erfolg eines Angenommen-Werdens. Eines aus einer Million. Und das war ich. Ob dieser Erfolg erinnerbar ist? Aus heutiger Sicht meine ich, man kann die Tore aktiv öffnen helfen, die zur Fühlbarkeit dieses Basiserfolgs führen.

Mein Vater hatte ein Konzert an dem Tag meiner Geburt und war nicht anwesend. Das war zu dieser Zeit nicht üblich, dass Väter bei einer Geburt dabei waren. «Das war damals so», ein Ausspruch, den meine Mutter häufig wiederholen sollte. Für mich klang das immer, wie eine Entschuldigung, eine Ausrede, keine eigene Entscheidung fällen zu müssen oder zu dürfen. Ein «Es wurde ja bestimmt», in dem Gehorsam laut wurde. Gehorsam, in dessen Trümmer ich geboren wurde. Ein Gehorsam, der in mir zunehmend ein gewisses Allergen erzeugte, und der in seiner angemessenen Mächtigkeit zu einer Ohnmacht führt, zu einem Rückzug nach innen. Zu einem «Das war damals so!» war ich nicht kompatibel.



Mein Vater 1937

Die Kaiserzeit, in die mein Vater hineingeboren wurde (1911 – ein Jahr vor der Titanic), war nicht lange vergangen. Der kurzen Phase der zwanziger Jahre mit menschlicheren Ausdrucksformen, ja expressiver Lebenslust, und

¹² Jeder von uns war schon mindestens einmal in seinem Leben erfolgreich - auch wenn manche das nicht glauben mögen: Bei seiner Geburt! Diese war der erste Erfolg in unserem Leben, da wir es ja schließlich geschafft haben, geboren zu werden...

http://www.danielaruetz.ch/danielaruetz.ch/Dein_Geburtsmuster.html

einem demokratischen Anlauf, wurde bald ein braunes Ende gesetzt. Ein Österreicher namens Adolf Hitler, ursprünglich Schicklgruber, schickte sich an, Schicksal für Deutschland und weite Teile der Welt zu spielen. Inwieweit die anderen aktiven Protagonisten im Zuge der Geschichtsschreibung der Sieger im Schatten versanken, will ich hier nicht behandeln. Der Gehorsam in brauner Couleur war - wie schon früher gewohnt - wieder «erste Bürgerpflicht»¹³, Ungehorsam zunehmend tödlich. Diese braune Schweinerei verhallte erst mit vielen repressiven Aktionen seitens der Besatzer. Viele verdeckten ihre Bräune mit weißen Westen und kamen wieder zu «Amt und Würden».

Meine Mutter gab mir den Namen Hans-Dittmar - ich glaube nicht, dass mein Vater, außer seines eigenen Vornamens «Hans», zu diesem Namen beigetragen hat. Der Klang sollte für mich immer etwas Fremdes behalten. Ich kann es nicht mehr genau ergründen, warum das so war. Kam es durch die Art, wie er von meiner Umgebung ausgesprochen wurde, diese spitzen T's von DiTTmar? Vielleicht auch, weil die Welt, in der ich mich wieder fand, eine gewisse Fremdheit für mich mitschwingen ließ. Die Erinnerung an die Anfänge verliert sich im Dunkel. Später wurde mir dieser Name zunehmend unangenehm, und ich eliminierte den Dittmar.

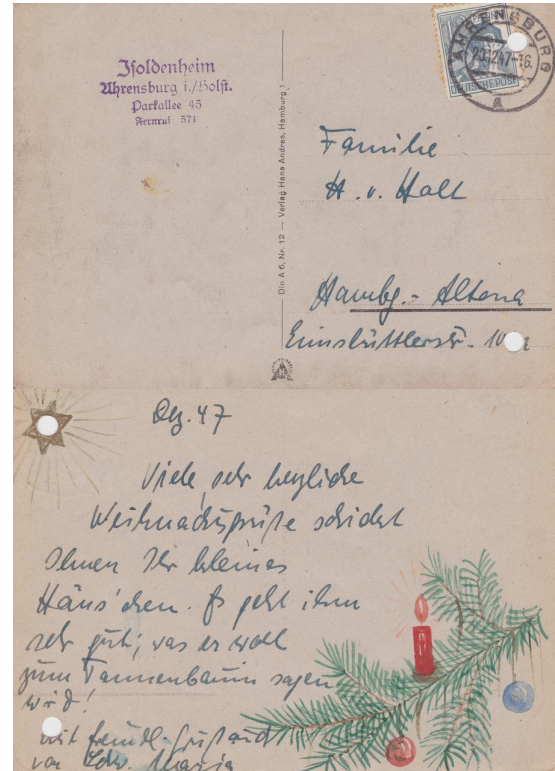
Nachdem ich ein Jahr in dieser für mich neuen Welt verbracht hatte, wurde ich über die Weihnachtszeit einige Wochen in ein Kinderheim gebracht. Meine Mutter hatte nervliche Probleme, war unterernährt und vom Krieg ausgezehrt. Sie hatte mich ein ganzes Jahr gestillt, wofür ich unendlich dankbar bin. Für sie gab es kaum Lebensmittel. Es existiert eine Postkarte, die eine Schwester Maria aus dem Isoldenheim in meinem Namen an meine Eltern schrieb. Nett gemeint, ich wurde nicht gefragt. Ich habe keine Erinnerung mehr daran. Es heißt ja, dass der sog. «Mensch» sich erst mit einem Alter von ungefähr drei Jahren an zu erinnern beginnt. Ich bin mir nicht sicher, ob das stimmt, oder ob diese Behauptung existiert, weil die für Statistiken notwendigen Definitionen fehlen. Aus frühen inneren Bildern können keine verbalisierbaren Zuordnungen gemacht werden, die Erwachsene brauchen. Da sind die kindlichen Quellen der ersten Monate und Jahre nicht definierbar genug.

¹³ In der Schlacht von Jena und Auerstedt schlugen die französischen Truppen unter Napoléon Bonaparte am 14. Oktober 1806 die preußisch-sächsische Armee. Es war absehbar, dass Napoleon nun Berlin erobern würde. Deshalb richtete dort der preußische Minister Friedrich Wilhelm Graf von der Schulenburg-Kehnert eine Aufforderung an die Einwohner: „Der König hat eine Bataille verloren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Einwohner Berlins dazu auf. Der König und seine Brüder leben!
Berlin, den 17. October 1806. Graf v. d. Schulenburg.“
Dieses geflügelte Wort wurde zum Motto der Gesellschaft nach dem Wiener Kongress bzw. insbesondere nach den Karlsbader Beschlüssen von 1819, mit denen politische Aktivitäten unterdrückt wurden.

Mir bieten sich vage Bilder an. Ein weißes Gitterbett in einem kahlen Raum mit einer Dachschräge und einer gegenüberliegenden ebenfalls weißen Tür. Bis auf das Gitterbett war der Raum leer. Eine Frau in einer Schwestertracht, die den Raum verlässt. Ob das Schwester Maria war und ob der Raum im Isoldenheim war ...? Es bleiben lose Bilder in den weiten Landschaften der Erinnerung, deren Vermischung mit der Phantasie möglicherweise fließend ist. Das scheint mit zunehmendem Alter undurchsichtiger zu werden. Die Konditionierungen tragen ihren Teil bei.

Ich erinnere mich deutlich an die vielen Steinhaufen hinter und neben unserem Haus an der Eimsbütteler Straße 100a, welches als letztes in der Reihe von der Paulinen Allee her den Bomben standhielt. Von da an gab es kilometerweit nur Trümmerfelder. Im Hinterhof spielte ich. Da standen ein paar Wäschepfähle, an denen man am Washtag Leinen befestigen konnte. Diese Pfähle waren rostig geworden und ich habe sie später mit einer Drahtbürste aus Onkel Ludwigs Schlosserei entrostet und neu angestrichen. Das Entrostet war eine ziemliche Arbeit, und ich glaube, alle waren froh über das Ergebnis.

Dann kam eine Mauer. Sie war aus rohen Ziegeln mit groben Fugen. Eine schnell aufgemauerte Grenze. Als Abschluss waren Glasscherben in den Mörtel gesteckt. Es war sichtlich unerwünscht, dass man darüber kletterte. Dahinter war ein Gelände mit einer Fabrik, der GEG, einer Tabakfabrik,



Die Weihnachtskarte aus dem Isoldenheim



Unser Hinterhof in der Eimsbütteler Straße 100a mit den angrenzenden Trümmerfeldern

wenn ich mich recht erinnere. Dazu gehörte ein Schornstein, der stumm und rauchlos in den Himmel ragte. Auf diesem Schornstein saß regelmäßig am Abend eine Amsel und zwitscherte. Ich ging damals um diese Zeit zu Bett, und meine Mutter sagte: «Die Amsel singt das Abendlied ...» Ich erinnerte mich später an dieses Bild, als ich das erste Mal den Beatles Song hörte: «Blackbird singing in the dead of night...». Aber das war noch lange hin.

Meine Mutter sang gern. Sie zwitscherte nicht, wie die Amsel, die absichtslos ihre Töne freigab. Sie näherte sich stimmlich dem Operngesang, in dem immer ein Anspruch mitschwang, in dem eine gewisse Schärfe spürbar wurde. Sie sang ein Schlaflied dann und wann:

«Guten Abend, gute Nacht, mit Rosen bedacht, mit Näglein besteckt, schlupf unter die Deck! Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt.»

Die Näglein waren mir immer stachelig, für mich waren es kleine Nägel, die piksten. Wozu sollte das gut sein? Das war unangenehm und machte mir keinen Sinn. Dieses «wenn Gott will» hat mich geängstigt. Was ist denn, wenn Gott *nicht* will? Darf ich dann nicht mehr aufwachen? Ich hätte lieber eine schöne Geschichte gehört. Aber damals wusste ich nicht, was ich lieber hatte, oder ich konnte es nicht sagen.

Es kam vor, dass mein Vater zum Gutenachtlied seine Bratsche auspackte und zu Mutters Gesang spielte. Die Bratsche war mir heimelig. Diese Töne strahlten Ruhe aus, das Vibrato wiegte meine Seele und entlarvte das Vibrato in Mutters Stimme im Kontrast als Absicht, die nicht dem Wesen des Klanges entsprang. Ich wünschte still in mich hinein, sie möge verstummen und ihn spielen lassen. Ich konnte das damals nicht sagen. Heutige Kinder können das. Ich beneide sie darum.

Ich erinnere mich an die Vorhänge im Schlafzimmer, die nach dem Gutenachtsagen zugezogen wurden. Hinter ihnen nahm das ergrauende Licht des Abends seinen stillen Abschied. Ich sah die Muster im Gewebe der Vorhänge, sah Gesichter, Gestalten, die sich veränderten, und schlief ein.

Ich erinnere schwarzweiß-grau. Die ersten Fotos aus der Zeit hatten keine Farbe. Der Krieg hinterließ viel Grau. Hatte ich dunkle Erinnerungen an den Krieg, an sein Erleben, die im Hintergrund mitschwangen? Ein Gefühl von Dabeigewesensein? Es gab Momente, da schien diese Art des Erinnerns plausibel. Es ist ungewiss, ob wir Erlebnisse im Verborgenen mitbringen, wenn wir geboren werden, und wann das erste Gedächtnis einsetzt bzw. aktiv wird, oder in welchem Prozess sich ein Bild aus Erzählungen zusammensetzt und sich als Erlebtes maskiert. Es wabert hier eine Unschärfe durch das Bewusstsein. Manche Erinnerung ist kaum mehr als solche erkennbar, die Wurzeln verlieren sich in der Dämmerung der Schatten bis in die Dunkelheit des Unerreichbaren hinein. Es kommen wenige Zweige eines frühen Geschehens ans Licht der Wahrnehmung.

Viel wurde erzählt in diesen ersten Tagen nach dem Ende des sinnlosen Schlachtens, das man «Weltkrieg» nannte. Ein Gemetzel, in welches die Menschen gehetzt wurden, um sich, ohne sich zu kennen, gegenseitig zu morden. Es war der Zweite Weltkrieg. Aus einem Ersten hatte man nichts gelernt, der Gehorsam wurde fortgesetzt. Die nachfolgenden Kriege wurden ausgelagert, möglichst weit weg, Outsourcing, wie man jetzt so schön nennt. Noch heute wehrt man sich dagegen, den Krieg als sinnloses Morden zu bezeichnen. Was hindert uns daran, diese Grausamkeit beim Namen zu nennen? Eine Grausamkeit, die der Neandertaler der Gegenwart immer noch als *notwendig* etikettiert, obwohl sie ausschließlich *notbringend* ist? Sei es, dass man hier etwas schönredet, weil der Fetisch «Arbeitsplatz» wichtiger ist, als zerfetzte Körper weit weg? Oder die Freude, die Steinschleuder so weit zu perfektionieren, dass man sie wie im Videospiel fernauslösen kann, ohne gefühlsmäßig beteiligt zu sein. Die endgültige Trennung von Tat und *Mitgefühl*. Wie viel Abtrennung von Lebendigem zieht da im Kielwasser hinterher? Emotion hingegen ist erwünscht. Die lässt sich gut konditionieren und fällt der Propaganda leicht zum Opfer. Das eigene Fühlen folgt anderen, *inneren* Gesetzen, ist eine leise unabhängige Stimme und wird von den Emotionen lauthals übertönt.

Man saß damals oft zusammen, das Bedürfnis friedlichen Miteinanders war groß. Regelmäßig wurden die Erlebnisse aus dem Krieg erzählt. Wer an welche Front kam, die Fluchten sie erlebten, Verwundungen, Eisenbahntransporte, die der Bomben wegen steckenblieben. Nächtliche Bahnhöfe, und immer wieder die verdunkelten Fenster; im Zug, in den Häusern, überall. Die allgegenwärtige Angst. Ich träumte vom Krieg, auch später noch. Es fühlte sich an, als hätte ich ihn miterlebt. Wer weiß, vielleicht habe ich ihn erlebt, und einiges ist aus dem vorherigen Leben hängengeblieben, hinübergeschwappt. Es fühlte sich auf jeden Fall so an, ob es stimmt.

Während des Krieges, als viele ausgebombt wurden, kam Kathinka Sommerkorn zu meiner Mutter und wohnte mit ihr zusammen. Mein Vater war als Soldat in Rendsburg stationiert. Ich kann mich noch gut an sie erinnern. Für mich war sie «Sommer». Sie rauchte auf dem Balkon. Einmal kam ein Leiermann auf den Hinterhof und sang seine Lieder. Man warf ihm in Papierreste eingewickelte Groschen zu. «Sommer» stand mit uns auf dem Balkon. Ich fühlte mich als kleiner Knirps in meiner Sicht durch sie behindert und sagte: «Sommer, geh Du rein und koch Suppe!» Das löste allgemeine Belustigung aus und wurde später manches Mal zitiert.

Einmal liefen wir auf dem Heimweg von den Großeltern über eines dieser weiten Trümmerfelder zwischen dem Eppendorfer Weg und der Paulinenallee, die uns in die Eimsbütteler Straße führte. Überall waren Trampelpfade entstanden. Es war eine sternklare Nacht. Ein gläserner Nachthimmel, der sich wie eine riesige Kuppel über uns wölbte. Das All dehnte sich als überwältigendes Dunkel aus. Es war kalt. Ich hatte kurze Hosen an, wie das bei kleinen Jungs

üblich war. Die Kälte prickelte an den Beinen. Es funkelte uns Unendlichkeit entgegen. Die Tiefe des Raumes war ungeheuerlich mit Lichtpunkten wie tausend winzige Nadelstiche. Dieser Sternenhimmel lagerte eisig und unberührt über uns. Ich hatte heftige Angst vor Krieg. Mein Vater beschwichtigte, es gäbe keinen Krieg. Warum hat es mich nicht überzeugt?

Die Eimsbütteler Straße, an der wir wohnten, war leicht abschüssig. Am oberen Ende ging es zum Sandweg, an dem keine Häuser mehr standen. Weiter führten Trampelpfade zu meiner späteren Volksschule in der Eduardstraße. Links vom Sandweg kam man in den Pinneberger Weg und zum Ophagen, wo Tante Köhn ‹auf Zimmer› wohnte. Unten an der Eimsbütteler Straße war der Alsenplatz. Lange war das für mich der ‹Eisenplatz›, mit ‹Alsen› konnte ich nichts anfangen und wurde dementsprechend ausgeblendet. Hier kamen einige Straßen sternförmig zusammen. In der Mitte war ein Spielplatz. Eine Zeitlang ging ich dort spielen. Es gab ein Klettergerüst und eine große Sandkiste. Sie war der Anziehungspunkt. Hier baute ich mit Begeisterung Tunnel. Das faszinierte mich.

Ich erinnere mich an einen Traum aus dieser Zeit. Ich stand vor einem einsamen Mietshaus auf einem größeren leergebombten Feld in der Umgebung, in der ich wohnte. Es war ein grauer Tag. Am Himmel kreiste ein verlorenes Flugzeug. Es warf etwas ab. Im Traum waren es Bomben. Was aber auf dem Boden auftraf, waren leere Konservenbüchsen. Sie schepperten beim Aufprall. Ich war erstaunt, dass es nur ein wenig gescheppert hat. Ich kannte dieses Haus. Auf der kahlen Fläche davor standen vor dem Krieg andere Häuser. Die waren weggebombt. Es ist ein früher grauer Traum. Warum erinnere ich ihn?

Als ich etwas größer war, aber wohl noch nicht in der Schule, hatten ältere Jungen an diesem Ort eine Bahn in den Sand gegraben, auf der man mit dem Tretroller oder Fahrrad seine Kurven drehen konnte. Ich hatte damals einen Tretroller mit aufpumpbaren Reifen. Ich stand da, schaute zu, probierte dann auch diese Kurven aus. Da stand ein Junge, der war sichtbar an den Gliedmaßen behindert. Er konnte nur ungelenk laufen. Ich hatte so etwas noch nie gesehen. Ich wollte es wissen, was es mit diesem Begriff auf sich hat und fragte ihn: «Bist du ein Krüppel?» Den Jungen schien das nicht zu stören.

Ich dachte mir nichts dabei. Das Wort war für mich ein neutraler Begriff. Ich wollte Klarheit mit den Bezeichnungen. Die Älteren wiesen mich zurecht, ich dürfte so etwas nicht sagen und sollte verschwinden! Das war meine erste Erfahrung, dass die Suche nach Präzision der Begriffe, Dinge beim Namen zu nennen, nicht immer gut ankommt. Ich blieb still, da ließ man mich in Ruhe. Ich probierte weiter die hochgezogenen Kurven mit meinem Roller aus, ähnlich wie in einer Bobbahn. Es machte Spaß.

Vieles taucht aus der Ferne auf. Das Hinabspüren in die Vergangenheit spült Bilder und Gedanken an den Strand meiner Erinnerung. Ebbe und Flut. Treibgut aus Erlebtem. Wir sind es so gewohnt, dass alles in einem Nacheinander geordnet ist, allein schon dadurch, dass wir seit unserer Zeugung jeden Tag älter werden, wachsen, und uns breitmachen, bis wir wieder schrumpfen, um endlich wieder aus der sichtbaren Welt zu verschwinden. Das Bewusstsein kriegt es nur auf die Reihe, wie man sagt, wenn es auch in einer Reihe geordnet ist. Möglicherweise ist das lediglich unsere Wahrnehmung innerhalb der gewohnten drei Dimensionen. Ich kann mir vorstellen, dass die Zeit keine Linie ist, sondern eine Kugel, aus deren Mitte wir Zugriff haben auf alle Zeiten gleichzeitig. Allein die *Vorstellung* ist noch eine dreidimensionale Angelegenheit, die nicht für eine mehrdimensionale Zeit-Wahrnehmung ausreicht. Und es kommt unsere Körperlichkeit hinzu, die einseitig linear vom Werden ins Vergehen ausgerichtet zu sein scheint. Ich möchte es beim Schein belassen, auch wenn ich niemanden kenne, der diesem Schein mit seinem Sein widerspricht. Weil alle dem Schein zu entsprechen scheinen, muss es noch nicht wahr sein. Ich denke daran, wie lange die Erde eine Scheibe war. Und dann schien es keine zu sein. Mit der Zeit mag es uns in der sich entfaltenden Gegenwart ähnlich gehen, dass unsere Wahrnehmung eine andere wird. Vielleicht ist «Zeit» ein Etikett, das wir auf gemachte Erfahrungen kleben, eine Sortierordnung des *Erlebten* in der Abteilung Vergangenheit, und des *Erlebbar* in der Abteilung Zukunft. Warum spalten wir die beiden, sodass für die Gegenwart eine winzige Nahtstelle bleibt? Wie muss ein Bewusstsein dimensioniert sein, das sich allem gegenwärtig gewahr ist?

Meine Erinnerung nimmt Zugriff auf die Zeiten, ohne auf ein strenges Nacheinander zu achten, einfach, weil ich vieles nicht mehr in der einst erlebten Zeitlinie herauszufinden vermag. Ich schaue auf Vergangenes wie von einem Mittelpunkt aus, von dem alles mehr oder weniger gleich weit entfernt zu sein scheint. Die Tatsache, ob etwas eines oder viele Jahre früher oder später war, hat keine entscheidende Qualität mehr. Es steckt noch in mir, wie viel ich davon heute bin, kann ich nicht sagen. Wie konstituierend sind unsere Archive für uns? Zu gewissen Zeiten gibt es eine Sehnsucht dorthin, wo alles Werden noch offen schien oder wo Geborgenheit spürbar war. Es gab sie hier und da, sie hatte immer etwas Schwebendes, das leicht zerbricht. Das Schwebende, das am Ende Ungewisse, scheint ein wesentlicher Faktor für diese Sehnsucht zu sein. Das Unerfüllte, welches im Hintergrund mitschwingt und den Hang zur vollständigen Erfahrung nie verliert. An völlig unbeschwertes Kindsein erinnere ich mich wenig.

Es gab sie natürlich, diese Momente, in denen sich alles gut anfühlte. Ich genoss es, wenn mein Vater zu Hause war. Als Musiker hatte er manchmal am Morgen eine Probe. Konzerte und Operaufführungen fanden am Abend statt. Er las mir Geschichten vor. Das strahlte Ruhe aus und ich fühlte mich wohl.

Oder er ging mit mir auf einen Spaziergang an den kaltenkirchener Bahnhof. Hier fuhr eine Lokalbahn. Über mehrere Geleise führte eine Fußgängerbrücke, von der aus man die Züge an den Bahnsteigen gut beobachten konnte. Es waren die guten alten Dampflokomotiven, die schnaubend ihres Abfahrtssignals harreten. Die Abfahrt eines Zuges war der große Moment, auf den wir warteten. Wenn die Lok sich langsam in Bewegung setzte und unter unserer Brücke hindurchfuhr, wurden wir ganz in Dampf eingehüllt. Ein kurzes aufregendes Verschwinden aus der Sichtbarkeit in eine weiße Wolke. Die Anzahl der abfahrenden Dampfloks trugen wir dann als Trophäe heim.

Ich erinnere mich, wie ich in frühen Kindertagen unseren Familiennamen an der Türklingel sah. Es waren da gewöhnliche Namen wie Ludwig, Beckers, Bruns etc. Aber der unsrige war mir irgendwie holperig, nicht recht fließend. Warum das so war, wusste ich nicht. Es fühlte sich einfach so an. Es heißt ja, man wird in eine Familie *hinein* geboren. Vorher war man nicht da drin. Irgendwo muss man vorher gewesen sein - ohne diesen Familiennamen. Auch ohne seinen Vornamen, der einem willkürlich gegeben wurde, ohne gefragt zu werden. Wäre ich gefragt worden, dauerte es sicher Jahre, bis ich antworten könnte. Und ob ich dann eine Antwort gehabt hätte, ist ungewiss.

Für eine sinnvolle Namensgebung lauert die Frage: Wer bin ich? im Hintergrund. Kann man das Wesen aus den Namen lesen? Bei all der Willkürlichkeit der Namensvergabe? Zweifel melden sich an. Ich bin mit meinen Namen, Vorname wie Nachname, nie *«warm»* geworden. War das *«Wesen»*, welches man aus dem Namen lesen können sollte, auf irgendeine Weise fremd für mich? Hatte ich mich auf meinem Wege in die Inkarnation verirrt, wie ein Querschläger, der an einem Orte landet, der nicht gemeint war? Und bin in die Hülle von Namen geschlüpft, deren Wesen von Anfang an nicht *«familiär»* war? Und kann es sein, dass jemand, der von Inkarnationsbeginn an in der falschen Hülle *«gelandet»* ist, auch später den inkorrekten Umgang pflegt, die nicht entsprechenden Beziehungen lebt?

Es klingen Töne aus der frühen Zeit herüber, Sätze, wie: *«Ist er ein Liebie?»*, und: *«will er denn ein guter Gehorcher sein?!»* Damals konnte ich nicht *«Nein»* sagen. Heute ist es mir peinlich, daran zu denken. Wie viel Raum bleibt einem, der sowohl ein *«Liebie»* als auch ein *«guter Gehorcher»* sein muss? Erfüllungsgehilfe von Erwartungen ...

Ich erinnere mich an eine Szene im Hinterhof der Eimsbütteler Straße. Ich war vielleicht vier Jahre alt. Es wurde Abend und ich spielte friedlich im Sand des Hofes. Dann tauchte meine Mutter am Schlafzimmerfenster auf, welches zum Hof zeigte. Sie wollte mich hereinwinken. Ich sah den Zeigefinger, der sich im Heranwinken wie ein Widerhaken auf und ab krümmte. Das sah schrecklich für mich aus und ich ignorierte es. Ein entferntes Wissen, dass mich Befehle nichts angehen. Meine Mutter war nachher böse. Ich konnte ihr nicht erklären, dass man mir mit so einem Zeigefinger nicht befehlen kann. Es gab

schließlich ein Fenster, welches sie hätte öffnen können, um mich freundlich hereinzurufen.

Oftmals ging es an die Elbe nach Blankenese. Dieses auch heute noch malerische Dorf vor den Toren der eigentlichen Stadt Hamburg liegt am Süllberg, der mit seinen 74 Metern Höhe in dieser flachen Gegend ausnahmsweise als Berg bezeichnet werden darf. Das Dorf Blankenese hat seinen Namen vom Süllberg erhalten. Früher war dieser Hügel ein unbewaldeter Kreidefelsen, der für die einlaufenden Schiffe als weiße (Plattdeutsch: blanke) Nase (Plattdeutsch: Nese) auftauchte und den nahen Hamburger Hafen ankündigte.



Am «großen Elbewasser» mit Strand

Ein Uferweg führte von Teufelsbrück kilometerweit elbabwärts, vorbei an Restaurants, Villen und Parks. Baurspark und Weberspark waren Ausflugsorte, an die mein Vater mich oft mitnahm. Hohe Bäume erinnere ich. Weißgetünchte Villen mit Strohdächern. Wald, durch den die Elbe glitzerte. Am Uferweg gab es einen Strand wie am Meer. Der breite Fluss und die großen Schiffe, die aus Übersee kamen oder zu fernen Zielen ausliefen, waren immer wieder eindrucksvoll. Die Elbe war unser Erholungsgebiet, der Strand nahe, für den die Menschen inzwischen viele Stunden fliegen. Wir hatten ihn vor der Tür. Es war «Das große Elbewasser», und ich freute mich auf diese Ausflüge. Das hat sich erhalten. Ich gehe auch heute gern wieder an diesen Ort zurück, spüre den Sand unter den Füßen und den Wind, der den Hauch der Ferne in sich trägt. Nur die heutigen Containerschiffe lassen das Flair der einstigen Seefahrt nicht mehr aufkommen. Schwimmende Unterlagen für ungetüme viereckige Containerstapel. Einfach hässlich. Funktionell, logistisch, Zahlen in nackter Erscheinung ohne Atmosphäre auf das Wasser gestellt.

Zu der Zeit, kurz nach dem Krieg, konnte man noch in der Elbe baden. Ich hatte gehört, dass es hier Strudel gäbe, die einen Schwimmer hinunterziehen konnten. Das war unheimlich. Meine Mutter schwamm einmal recht weit hinaus und ich hatte Angst. Dazu kam, dass da umgekehrte Besen im Wasser steckten, und ich dachte, das wären Zeichen für die Strudel. Dass dies Fahrwasserbegrenzungen waren, wusste ich damals nicht. Mein Vater saß mit mir im Sand und schien sich nicht zu beunruhigen. Er hatte nie schwimmen gelernt. Für Sportliches war er nicht zu haben.

Jedes Jahr im Winter fand der Hamburger Dom¹⁴ statt. Sehr viel früher stand an diesem Ort eine Domkirche. Die Kirche wurde abgebrochen. Der Name für den Platz ist geblieben, wenn auch seine Verwendung sehr viel weltlicher wurde. Es wird heute regelmäßig ein weitläufiger Jahrmarkt auf dem Heiligengeistfeld durchgeführt. Ein weites Gelände, auf dem immer noch mächtig und grau der ehemalige Flakbunker aus dem Krieg steht. Ein Jahrmarkt wäre ohne dieses Kriegsmonster sicher unbeschwerter gewesen. Andererseits war es typisch für die erste Nachkriegszeit, dass neben den noch anwesenden Monumenten des Kriegshorrors neues Leben und vergessene Freiheit aufkeimten und sich neben dem ›Luftabwehrbunker‹ Luft machten.

Natürlich gingen meine Eltern auch mit mir auf den Dom. Sie wollten mir sicher etwas Gutes tun. Da nahm mich meine Mutter voll Begeisterung auf ein Karussell und setzte mich auf ein Motorrad. Es sah aus wie ein Motorrad, aber es war keines. Das war mit klar.

Es wollte den Anschein erwecken zu fahren, doch es stand still auf einer Plattform, die sich im Kreise drehte. Es gefiel mir nicht. Es war nicht echt. Daran fand ich nichts Lustiges. Ich weiß nicht, ob es an der fehlenden Echtheit lag, oder ob ich nicht ›gut‹ aufgelegt war. Ich glaube mich noch an ein gewisses Inneres ›lasst mich in Ruhe‹ erinnern zu können. Vielleicht kam dort schon eine Einsiedlerkomponente zum Vorschein, die mich periodisch zum Rückzug aus dem gesellschaftlichen Getriebe drängt. Heute weiß ich um die Notwendigkeit, Zeiten in meiner ›Höhle‹ zu verbringen, um nicht im äußeren Treiben verlorenzugehen.

Alle Wege, die man nicht zu Fuß erledigen konnte, wurden in Hamburg mit der U-Bahn oder der S-Bahn zurückgelegt. Die Straßenbahn, die es damals noch gab, benutzten wir selten. Als kleines Kind, das viel an der Hand der Eltern geführt wird, wollte ich dies dann beim Aussteigen aus der U-Bahn auf keinen Fall. Ich wollte alleine laufen. Ich wollte, dass man mich sieht, als wäre ich allein und vor allem *selbständig*,



Hamburger Dom 1948

¹⁴ Der sog. Hamburger Dom ist nach der 1805 abgebrochenen ehemaligen Domkirche benannt, siehe auch Mariendom.

ohne Begleitung bzw. ‹Führung› unterwegs. Das war mir mit meinen wenigen Jahren bereits ein Bedürfnis. Dass das Alleinsein noch wackelige Beine hatte, merkte ich später in Momenten, da es ‹unter die Haut› kroch.

Im Sommer unternahmen wir oft Ausflüge nach ‹Planten un Blomen›. Das war ein weitläufiger parkartiger Garten mitten in Hamburg. Alles bestand aus kunstvoll angelegten Kulturen. Blumen, Bäume, Wasserläufe und Weiher, kleine Brücken, Plätze mit Liegestühlen und Sonnenschirmen. Es gab auch ein Wasserbecken mit grandiosen Fontainen, die bei Dunkelheit mit Musik und vielen Farben ein eindrucksvolles Schauspiel vorführten. Es war eine friedliche Oase mitten in Hamburg, kultivierte Natur. Auf den Teichen entdeckte ich die Wasserläufer, kleine Insekten, die auf der Wasseroberfläche hin und her huschten, ohne nasse Füße zu bekommen. Das sah lustig aus, fast als würden sie Schlittschuh laufen. Einfach übers Wasser gehen. Es muss also möglich sein. Damals dachte ich nicht weiter darüber nach. Heute frage ich mich manchmal, was denn schwierig daran ist. Das mit der sogenannten Schwerkraft habe ich mitbekommen. Aber kann Gravitation ein endgültiger und einzig dominanter Bezugspunkt sein? Zugegeben, wenn wir über das Wasser laufen könnten, wäre konsequenterweise ein vergnügliches Bad im See oder im Meer wohl eher problematisch. Auch wieder schade. Man müsste seine Dichte verändern können. Vielleicht ist alles nochmals ganz anders.

In ‹Planten un Blomen› gab es exotische Pflanzen und Bäume aus fernen Ländern mit Stacheln und Luftwurzeln. Hier und da konnte man Cafés aufsuchen und sich auf Spielplätzen tummeln. Das war ein wenig Ferien und ein Stück Ersatz eines eigenen Gartens, von dem meine Eltern dort träumten. Hauptsächlich wohl meine Mutter. Sie hatte reges Interesse an allem, was grünte und blühte. Ihr Großvater war einst Gärtner in einem fürstlichen Anwesen in Lauenburg an der Elbe. Sie hatte damals ihre Liebe zu den Blumen und Sträuchern entdeckt und ihr pflanzliches Fundament gelegt. Das scheint mir eine treffende Beschreibung zu sein: pflanzliches Fundament. Sie hatte etwas Pflanzliches, am Orte Verweilendes, ein Abwarten, Erdulden. Ungewässert lässt sie die Blätter hängen.

Es war eine Besonderheit meines Vaters, so fiel es mir später auf, dass er seine beiden Kinderträume in seinem Leben verwirklicht hat: Der eine war die Geige, er wurde Musiker. Der andere Traum war das eigene Haus. Er baute es nach dem Kriege. Der Garten war dann mehr Mutters Domäne. Er wurde nicht das erste Mal in ‹Planten un Blomen› vorgeträumt.

Als wir wieder einmal in ‹Planten un Blomen› waren, wollte meine Mutter vorausgehen, um zu kochen. Aus irgendeinem Grunde ließen sie mich an einem bestimmten Ort stehen und bedeuteten mir, mein Vater wolle sie noch zum Ausgang bringen und käme gleich wieder zu mir. Ich stand da und wartete. Und wartete. Und wartete. Und irgendwann bekam ich Angst. Hatte er mich vergessen? Ich begann zu suchen, lief auf und ab, zog immer weitere

Kreise. Die wurden dann so weit, dass ich verlorenging, nicht mehr wusste, wo ich war, und am Ende verzweifelt am Ausgang landete. Dort gab es Personal, welches mich allerlei fragte. Meinen Vater hatten sie nicht gesehen. Wir hatten zu Hause kein Telefon, so etwas war damals selten. Bei Onkel Ludwig, unserem Nachbarn, gab es ein Telefon, das wusste ich. Sie fanden ihn im Telefonbuch und riefen dort an. So eilte mir die Kunde von meiner kleinen Odyssee voraus. Bald einmal tauchte mein Vater auf, warum ich denn nicht am gleichen Ort gewartet hätte. Zu Hause gab es dann einige Bemerkungen, auch von Nachbarn, bei denen es sich bereits herumgesprochen hatte:

«So, so, wo war er denn ...». Man sagte oft *«er»*, anstatt mich beim Namen zu nennen. Ich schämte mich. Heute frage ich mich, wieso man ein Kind von wenigen Jahren in der Menschenmenge in einem Park lange stehenlässt. Welch einen Grund mag es gegeben haben, dass ich nicht mit zum Ausgang sollte?

Ein anderes Ausflugsziel war Hagenbecks Tierpark. Dorthin ging es mit zwei Mädchen, die öfter mit mir spielten. Es waren Schwestern, einiges älter als ich. Ich glaube, sie kamen aus der Nachbarschaft. Das weiß ich nicht mehr. Die Ältere hieß Edith. Bei ihnen war mir wohl, und es fühlt sich heute noch gut an, hell und fröhlich. An den Tierpark in dieser Zeit habe ich kaum Erinnerung. Es gab viele Felsengehege und sehr lange Wege für meine kurzen Beine. Mit den Tieren hatte ich nie ein enges Verhältnis. Die Schwestern waren mir lieber. Bei denen fühlte ich mich wohl.



Mit den Mädchen in Hagenbecks Tierpark

Mein Vater war, wie gesagt, Musiker. Er spielte Bratsche in der Hamburger Philharmonie. Genau genommen war er Solobratscher, das war ihm wichtig. Kammermusik blieb immer sein höchstes Ideal. Mit drei anderen Kollegen aus dem Orchester traf er sich regelmäßig zum Quartettspielen. Ich glaube, es fand einmal die Woche statt, reihum bei jedem der Kollegen zu Hause. Wenn die Quartettprobe bei uns stattfand, lag ich oft unter dem Stuhl meines Vaters. Ich hörte zu, zum Erstaunen aller. Dass ein kleines Kind so lange zuhören kann, und dann noch bei klassischer Kammermusik. Mir gefiel das, die Klänge der Streicher, die ruhige konzentrierte Atmosphäre. Es war harmonisch. Der Cellist, er hieß Kabitzke, fragte mich einmal:

«Na, willst du mal das Cello probieren?»

Ich strich ein paar leere Saiten an. Das stellte sich weniger schwierig dar als

vermutet. Darauf fragte er mich, ob ich denn einmal Cellospielen lernen wollte. Ich entgegnete ihm: «Wieso lernen? Das kann ich doch schon.» Ich weiß heute noch, dass ich das als Witz gemeint hatte. Es lachten zwar alle, aber es glaubte mir niemand, dass ich es selbst lustig fand. Man traute das einem kleinen Kind nicht zu. Es sollte im Laufe der Zeit öfter geschehen, dass man meine Witze nicht verstand, auch heute noch.

Immer wenn die Quartettprobe bei einem der anderen Kollegen stattfand, erzählte mein Vater nachher von deren Zuhause. Da gäbe es zum Beispiel nicht einmal vier gleiche Tassen von einem Service. Ich habe bis heute nicht verstanden, was daran schlimm war. Da hätte man Geld für weite Reisen, und so fort. Bei uns gab es keine großen Reisen, denn es wurde für das eigene Haus gespart. «Jedem nach seinem Schaköng!¹⁵» wie der Hamburger sagt.

Einmal, ganz am Anfang, ging es in den Harz nach Sankt Andreasberg. Ich war fünf Kalenderjahre alt. Die Abfahrt gestaltete sich ein wenig dramatisch. Wir befanden uns auf einem großen Bahnhof. Es war sicher der Hauptbahnhof. Wir standen zu dritt auf einem der Bahnsteige, Vater, Mutter, Kind, die Koffer daneben. Auf allen Gleisen warteten Züge. Es war ein Dampf und Zischen. Die meisten waren abfahrbereit. Überall Menschen. Die Dampflokomotiven stießen weiße Wolken aus und zischten in regelmäßigen Abständen den Auftakt zum sehnlichst erwarteten Rhythmus der Schienenstöße auf baldiger Fahrt. Ab und zu lugte das rußige Gesicht des Heizers aus dem Führerstand. Der «Führer» war zwar «out», Lokführer wurden noch gebraucht. Aufbruchstimmung. Mit uns stand die bange Frage auf dem Bahnsteig, wo denn der richtige Zug wäre, den wir nehmen sollten. Ein Reisebüro hatte das alles organisiert. Wir schauten erwartungsvoll herum. Mein Vater wollte das Nötige erkunden und ließ uns auf diesem Bahnsteig zurück. Er stieg in einen Zug auf einem anderen Bahnsteig ein, der möglicherweise der unsere sein sollte, um den Reisebegleiter zu suchen. Meine Mutter und ich standen da und sahen zu, wie der besagte Zug ohne Pfiff und Vorwarnung abfuhr. Mit meinem Vater darin. Es war der falsche Zug. Meine Mutter war ratlos und ich tröstete sie. Mittlerweile war der richtige Zug bekanntgegeben worden. Wir saßen bald an unserem Platz und fuhren dem gewünschten Ziel entgegen, ohne zu wissen, was mit meinem Vater war. An einer der nächsten Haltestellen stieg er wieder zu uns. Allgemeine Erleichterung. Wir waren vollständig und die eigentliche Reise begann.

Ich erinnere mich noch an unsere Pension an einer steilen Straße in Sankt Andreasberg. Der Wirt hieß Asselmeier. Ein Junge aus der Nachbarschaft rief

¹⁵ «Chacun à son goût». Diese französische Redensart hat die Bedeutung «jeder nach seinem Geschmack» und wurde durch das Couplet «Ich lade gerne Gäste ein» des Prinzen Orlovsky aus der Operette «Die Fledermaus» von Johann Strauß bekannt. Da die Hamburger nicht französisch orientiert waren, wurde dies umgangssprachlich zu: «Jeder nach seinem Schaköng».

laut vor dem Haus im Gassenhauersingsang: «Alte, alte Asselpflaume». Das fanden wir lustig. Die Asselpflaume wahrscheinlich weniger.

Einmal unternahmen wir von dort eine Wanderung. Wohin es gehen sollte, weiß ich nicht mehr. Auf jeden Fall sah man unterwegs den Brocken, den höchsten Berg im Harz. Der lag damals in der Ostzone. Die DDR gab es für den Westen nicht. Die wurde nicht anerkannt. Das half aber nichts, denn sie war trotzdem da.

«Da wohnt der Russe», sagte mein Vater. Ich hatte Angst. Hatte man doch nicht viel Angenehmes über «die Russen» erzählt. Mein Vater war am Schluss des Krieges an der russischen Front. Man schoss aufeinander, wie das in Kriegen befohlen war. Er kam in russische Gefangenschaft. Ich hatte das in meinen jungen Jahren bereits mitbekommen. Das verhiess alles nichts Gutes. Die Bösen so nah. Wir kamen unbeschadet an diesem Berg vorbei. Kein Russe wurde gesichtet. Dafür verliefen wir uns. Der Harz ist gebirgig und voller Wälder. Das war für uns Flachländer eine Herausforderung. Es wurden am Ende über zwanzig Kilometer, die meine recht kurzen Beine zu tippeln hatten. Ab und zu hätte mich mein Vater getragen, hieß es später. In der Pension gab es dann Abendbrot mit irgendeinem Aufschnitt und Kräuterkäse. Den mochte ich nicht. Wie konnte mein Vater das gut finden! Der aß diese Käse-Ecken gern.

Das Fazit dieses Urlaubs war: Man gehe nie mit einer Reisegesellschaft in die Ferien! Über diese Institutionen wurde fortan schnöde hergezogen. Das blieb damit die einzige Reise mit einer solchen Gesellschaft und die einzige überhaupt bis zur Schulzeit.

Mit drei Jahren kam ich in den Kindergarten. Es gefiel mir nicht besonders. Zu gleichgeschaltetem Tun hatte ich keinen Zugang. Viele Erinnerungen von dort sind nicht geblieben. Ich erinnere mich aber an die Art, wie Tante Evi, unsere Kindergärtnerin, ihr Pausenbrot aß. Es hatte einen bestimmten Duft, der mir zusammen mit Tante Evis Schluckbewegung blieb. Dann machte ihr Kopf eine Bewegung wie bei einem



Tante Evi mit unserer Kindergartengruppe

Vogel, schob das Kinn vor und zurück, während sie schluckte, um erneut in das Brot zu beißen. Tante Evi war freundlich. Es lag sicher nicht an ihr, dass mir der Kindergarten nicht sonderlich gefiel.

Einmal saßen alle auf irgendeiner Wiese zusammen, Kinder und Eltern. Der Vater eines Mädchens saß in unserer Nähe und rauchte. Das war mir fremd, das kannte ich von zu Hause nicht. Abstoßend waren mir seine gelben Finger, die vom Nikotin ganz verfärbt waren. Das sah eklig aus.

Die Sandkiste war ein Ort, der mich interessierte, im Gegensatz zu manchen Gruppenübungen, deren Sinn ich nie recht einsah und die einen inneren Widerstand in mir hervorriefen. Da wurde irgendwie herumgehampelt. Ich hatte keine Ahnung warum. Der «tiefere Sinn» war mit unergründlich. Kollektiven Aktionen konnte ich selten etwas abgewinnen.

Im Sommer ging es mit dem Kindergarten auf eine Reise nach Horst in die Lüneburger Heide. Dort gab es Gurkensuppe. Die schmeckte scheußlich. Seitdem war ich für Gurken nicht mehr zu haben. Dort hörte ich das Lied: «Weißt du, wie viel Sternlein stehen». In einem weiteren Vers ist von den vielen Mücklein die Rede. Das juckte schon vom Zuhören. Wer dichtet so etwas? Es war mir nicht wohl in diesem Kindergartenlager. Wieder kollektive Organisation. Es gab große Zelte, alles war muffig. Es war penetrant durchorganisiert.

Später gingen die Läuse im Kindergarten um. Ich verwechselte das mit Ameisen. Die kannte ich, und von denen wusste ich, dass sie krabbeln. Man ließ mich in dem Glauben, damit die Kunde von den Parasiten sich nicht verbreitete. Ob das genützt hat? Nachher nahmen meine Eltern mich aus dem Kindergarten. Ich nehme an, die Läuse haben den Ausschlag gegeben. Ich habe ihn, soweit ich erinnere, nicht vermisst. Spielen bei Ucke, spielen im Hinterhof, das war gut. Ich hatte Ruhe - bis die Schule anfang. Damals war mir das alles nicht bewusst.

Es gab einige «Onkels» im Freundeskreis meines Vaters. Da war Onkel Werner. Ihn mochte ich sehr mit seiner ruhigen, introvertierten Ausstrahlung. Er war Musiker im deutschen Schauspielhaus bei Gustav Gründgens, komponierte Schauspielmusiken und betreute den musikalischen Teil der Theaterproduktionen. Ich kann mich noch genau an seine Nase erinnern. Sie machte zur



Die Sandkiste im Kindergarten

Spitze hin einen leichten Knick nach unten und sie bewegte sich beim Sprechen auf und ab. Onkel Werner war Junggeselle und aß gerne. Als es ihm einmal bei uns besonders gut geschmeckt hatte, nahm er seinen Teller in die Hand und sagte zu mir: «So, jetzt zeige ich dir mal, wie man es nicht machen soll», und schleckte ihn genüsslich ab. Das wurde später gerne zitiert.

Wenn Onkel Werner mit meinem Vater unterwegs war, musste er, während er redete, immer wieder stehenbleiben. Er konnte sich beim Gehen wohl nicht genügend konzentrieren. Vielleicht war er in seine Gedanken vertieft, dass er automatisch stehenblieb. Mein Vater regte sich darüber auf, warum, wusste ich nicht. Heute glaube ich, dass mein Vater innerlich sehr ungeduldig war, besonders, wenn etwas anders lief, als er es sich vorstellte. Ein Verharren, eine unerwünschte Zäsur, machten ihn nervös.

Einmal erfuhr Onkel Werner, dass meine Mutter nicht nur Inge hieß, sondern mit dem zweiten Vornamen auch Mathilde. Das fand Onkel Werner sehr lustig und komponierte daraufhin das «Matthilden-Trio». Thematisch verarbeitete er die Sprachmelodie des Namens. Von «Ma-» eine Quinte nach oben zu «-thil-», und eine Terz abwärts zu «-de». Ein Dreiklang, der oft für das Rufen von Namen benutzt wird. Ich weiß nicht, ob das Trio jemals aufgeführt wurde.

Es gab noch einen zweiten Werner, der zur besseren Unterscheidung den Nachnamen bekam: Onkel Schmalmack. Auch er war Musiker. Er führte während des Krieges als erster Geiger das Schmalmack Quartett an, in dem mein Vater Bratsche spielte. In dieser Zeit hatte Onkel Schmalmack sehr gute Verbindungen zu den höheren Offizieren. Darum musste niemand von ihnen an die Front. Das Quartett konnte zu «hochrangiger» Unterhaltung im Lande bleiben.



Das Schmalmack-Quartett

Links Werner Schmalmack, rechts mein Vater an der Bratsche

Einmal saß mein Vater schon im Zug nach Frankreich. Er wurde im letzten Moment, als der Zug abfahren sollte, wieder herausgeholt, weil ein hoher Offizier am Abend ein Konzert wünschte. Ein Unbekannter wurde an seiner Stelle an die Front geschickt. Das hat meinem Vater das Leben gerettet, denn von

der Front an der Maginot-Linie¹⁶, an die er hätte gehen müssen, kam von dieser Einheit keine Handvoll Soldaten zurück. Das war meines Vaters erste große Rettung vor dem Kriegstot. Es sollten noch weitere solche Glücksfälle folgen, die ihn den Krieg überleben ließen.

Nach dem Krieg hatte Onkel Schmalmack ein kleines Holzhaus in der Lüneburger Heide. Es lag direkt an der Luhe, einem schnell fließenden Heidefluss. Das war alles, was ihm geblieben war. Alles andere hatte er verloren. Wir besuchten ihn dort manchmal. Es war herrlich gelegen, einsam am Waldrand mit einem Sitzplatz am Fluss. Onkel Schmalmack erzählte oft ›Döntjes‹, kleine Geschichten



Das Holzhaus an der Luhe

und Anekdoten, die sich zugetragen hatten. Das mochte ich gerne. Einmal hatte er eine Treppe in den Hang gebaut, die hinunter zum Sitzplatz an der Luhe führte. Später kam der Tischler aus dem nahegelegenen Dorf vorbei. Man kannte sich. Er stand davor, sah lange auf die Treppe, schüttelte den Kopf und murzte mit skeptischem Blick: «Na ja, knarrn ward se jawoll.» Dann konnte Onkel Schmalmack herzlich über die Mentalität der norddeutschen Landbevölkerung lachen. Solche Döntjes wurden des öfteren erzählt, wiederholt und waren immer wieder amüsant. Ein anderer Spruch, der oft zitiert wurde, kam von einem Lehrer seines Sohnes Jörn. Der Lehrer war bekannt dafür, sehr hastig zu reden und dabei zu nuscheln. Das klang dann so: «Kabeln lern'n, Quenzen ziehn, Maurer wern!» (Entweder Vokabeln lernen, oder die Konsequenzen ziehen und Maurer werden). So einfach war das. Jörn hatte ›Kabeln‹ gelernt. Statt Maurer wurde er Mathematikprofessor, wobei die ›Kabeln‹ wohl am Ende nicht mehr im Vordergrund standen.

Ich muss noch sehr klein gewesen sein, als ich das erste Mal dort war. Meine Mutter war mit mir hingefahren, mein Vater war auf einer Konzertreise. Als ich Onkel Schmalmack Geige spielen hörte, nahm ich herumliegende Zweige und imitierte das Geigenspiel pantomimisch zur allgemeinen Belustigung. Es soll echt ausgesehen haben, wenn auch tonlos.

¹⁶ Die Maginot-Linie (IPA: [maʒiˈnoː]), französisch Ligne Maginot, benannt nach dem französischen Verteidigungsminister André Maginot), war ein aus einer Linie von Bunkern bestehendes Verteidigungssystem entlang der französischen Grenze zu Belgien, Luxemburg, Deutschland und Italien. Es wurde von 1930 bis 1940 gebaut, um Angriffe aus diesen Nachbarländern zu verhindern bzw. abzuwehren.

Später einmal ging ich mit meinem Vater alleine zu Onkel Schmalmack. Meine Mutter hatte wieder ein Kleidungsstück genäht, welches auf der Haut kratzte, und ich wollte für die Reise etwas anderes anziehen. Sie bestand darauf, dass ich genau dieses kratzende Oberhemd anzuziehen hatte. Wie ich den Befehlston hasste. Sie nannte es Konsequenz. Das hieß für mich, möglichst wenig bewegen, denn sonst kratzte es noch mehr. Mein Vater hat nie eingegriffen oder mal ein Machtwort gesprochen. Wahrscheinlich kam man gegen ihren eigensinnigen Kopf nicht an, jedenfalls nicht ohne größere Konflikte, und die vermied mein Vater gerne, besonders, wenn es um Frauen ging. Harmonie hatte Vorrang, nicht nur in der Musik.

In der Luhe konnte ich baden. Dann wenigstens war ich das Hemd los. Es war herrlich in dem fließenden klaren Wasser, auch wenn es recht frisch war, selbst im Sommer. Onkel Schmalmack hatte einen Schäferhund namens Aldo. Der planschte mit mir in der Luhe und versuchte, ins Wasser zu beißen, das ich ihm zuspritzte. Aldo war ein toller Hund. Ich hatte Respekt vor ihm, aber wir spielten gerne zusammen. Ich glaube, das war gegenseitig. Ich war Haustiere nicht gewohnt. Diesen Hund mochte ich. Und alles mitten in der Natur mit dem Wald, dem Fluss, in dem man baden kann. Es war ein friedlicher Ort mit glücklichen Momenten. Ich war gern bei Onkel Schmalmack. Mein Vater und Onkel Schmalmack waren ruhige Menschen, und es war niemand da, der meckerte. Mir gefiel das einfache Holzhaus mit der als Küche ausgebauten Veranda, dem gemütlichen Sitzplatz am Holztisch im einzigen Zimmer neben zwei Schlafkammern. Am Abend leuchteten uns Petroleumlampen, wenn der Fluss das Glitzern seiner Wellen der Nacht übergab. Es war eine Idylle. Ich könnte gut in einem Holzhaus am Waldrand bei einem kleinen Fluss wohnen.

Einmal gingen meine Eltern mit mir ins Schauspielhaus. Es gab ein Märchen mit einem dicken König, der in der Erinnerung die ganze Zeit aß. Am Ende, wenn er endlich satt war, sagte er immer: «Sabberdidick!» und vergrößerte pantomimisch die Rundung seines Bauches. Das haben wir eine Zeitlang übernommen als Zeichen, dass wir genug gegessen hatten.

Ich ging noch nicht zur Schule, als mein Vater einen Versuch unternahm, mir das Geigespielen beizubringen. Was ihn dazu bewog, weiß ich nicht. Einer seiner Orchesterkollegen namens Facklam hatte eine Halbe- oder Viertelgeige. Darauf muss ich die ersten Anläufe versucht haben. Allerdings kann das Unternehmen nur kurz und nicht sehr intensiv gewesen sein. Ich erinnere mich nicht daran. Als ich später nachfragte, hieß es nur, du hörst ja nichts. Ob mich das entmutigt hat? Es blieb sicher ein fernes «Hintergrundrauschen». Wenn es ein Gefühl gab, ist es im Dunkel versunken. Ich erinnere mich nicht. Wo ich das aufschreibe, kommt mir eine Szene in unserer Küche in der Eimsbütteler Straße in den Sinn. Es war eine Wohnküche mit einem Herd, in dem man noch richtiges Feuer machen konnte. Dahinter stand der Küchentisch, an dem gegessen wurde. Dann kam das Küchenbuffet, wie man es früher hatte und die Tür zum

Balkon auf den Hof. Gegenüber des Tisches war das doppelte Waschbecken aus Steingut. Hier wusch meine Mutter ab, ich trocknete üblicherweise das Geschirr. Vor mich hin singend folgte ich meinen Tönen, wohin immer diese Töne wollten. Dann sagte sie: «Sing doch nicht so falsch!»

Ich verstand das nicht. Wieso weiß sie, dass ich falsch singe, wenn sie doch gar nicht wissen konnte, WAS ich singen wollte? Darauf bekam ich keine Antwort. Was immer sie als ‹falsch› verurteilte, war etwas, mit dem ich nichts zu tun hatte, denn sie kannte das Meine nicht. Das wurde mir klar. Und sie wollte es nicht gelten lassen. Eine schwerwiegende Erkenntnis für mich, mit einem schwerwiegenden Ergebnis. Ihre Aussagen wurden fragwürdig, oder besser gesagt, sie rückten in eine gewisse Ferne. Sie konnte nicht damit umgehen, dass ein Kind die Absolutheit mütterlicher Autorität nicht fraglos anerkennt. «Ein Kind weiß doch noch nichts». Ein Kind, das nichts wissen darf, kann sehr viel verlernen.

Einmal hatte ich einen Traum. Ich weiß nicht mehr, wann das gewesen sein kann. Es war jedenfalls noch in der Zeit, als wir in der Eimsbütteler Straße wohnten. Ich sah ein größeres offenes Zelt auf einem Platz. Es muss vor der Wohnung der Großeltern an der Göbenstraße gewesen sein. Dort war eine freie Fläche. Die Häuser, die einmal da standen, waren alle weggebombt. In diesem Zelt befindet sich eine Gruppe von Menschen. Sie sehen gleich aus. Eingeschnürte Holzbündel, aus denen der Kopf herausragt. Ähnlich wie die Fasces¹⁷ der Römer. Keine Arme, keine Beine. Keine Bewegungsfreiheit. Eingeschnürt. Sie bestehen aus Kopf und dem Bündel darunter. Sie können sich nicht bewegen. Meine Mutter ist eines von diesen Bündeln. Ich sehe es und kann nichts machen. Enge. Es ist mitleiderregend und macht mich traurig.

Einmal stand ein Auto bei uns vor dem Haus auf der Straße. Das war eine Seltenheit damals. Onkel Ludwig mit seinem Volkswagen und der Grünhöker (Gemüseladen) gegenüber mit einem ratternden Tempo Dreiradtransporter, ein stinkender Zweitakter, waren sonst die Einzigen. Dies hier war ein Ford Taunus, einer der Ersten mit einer Weltkugel vorn an der Kühlerhaube.

Einige Kinder und Anwohner standen darum herum und bestaunten ihn. Wem konnte der wohl gehören. Aus einer Laune heraus sagte ich, es sei das Auto meines Vaters. Erst wollte es niemand glauben, dann wurde es hingenommen. Ein Erwachsener deutete auf das Rücklicht und erklärte mir, da sei die Dichtung nicht in Ordnung, ich solle das meinem Vater sagen. Ich nickte.

Ob meine Geschichte aufflog, weiß ich nicht mehr. War es die Freude am Phantasieren, oder wollte ich auch mal angeben, was für einen bedächtigen Musikersohn unter handfesten Arbeiterkindern nicht einfach war? Auch dies ist eines der Gefühle, die sich in der Unschärfe der Vergangenheit verlieren.

¹⁷ In der Antike waren Fasces das Amtssymbol der höchsten Machthaber bei den Etruskern und später im Römischen Reich <https://de.wikipedia.org/wiki/Fascis>

Das Haus

Es war das Haus in der Eimsbütteler Straße 100a, in dem ich aufwuchs. Ein Mietshaus mit acht Wohnungen, kleinen Zimmern - damals erschienen sie mir groß - an einer Nebenstraße in Hamburg Eimsbüttel, Stadtteil Altona. Kopfsteinpflaster, breite Bürgersteige mit hohen Bäumen, die über die Häuser hinaus ragten. Ich glaube, es waren Linden. Auf jeden Fall gab es im Herbst immer riesige Laubhaufen, und sie blieben - im Gegensatz zu heute - einige Zeit liegen. Das war herrlich zum Spielen. Unsere Welt war noch nicht motorenverseucht wie die Heutige. Jedes Blatt wird inzwischen motorisch weggeblasen, jeder Dreck maschinell von der Straße gesaugt, jeder Rasen motorisch gestutzt. In privaten Gärten ziehen die Roboter-



Eimsbütteler Straße 100a

mäher ihre absurden Kreise der Zufälligkeit. Von diesen Geräuschen waren wir verschont. Laub hat eine traumhafte Leichtigkeit. Es hüllt ein ohne ein Gewicht, ohne zu belasten, und es gibt allem Raum, vielleicht, weil es die Vergangenheit des Sommers mit der Erinnerung an Licht und Lachen in Leichtigkeit bewahrt. Laubhütten haben diese Schwerelosigkeit, in die man sich wunderbar hineinfallen lassen kann. Laub ist ein Gefährt für Träume, es birgt Vergangenes und transponiert es in Schwebendes, welches vom Wind getragen wird und Geschichten beflügelt, bevor es verfliegt, aufgewirbelt von einer vorbei streichenden Brise, die es mit sich zieht, verweht, um bald darauf dem Winter und seinem Schnee Platz zu machen oder unter seiner Decke zu vergehen. Leichtigkeit bis zur Auflösung.

Diese Bäume waren es, die die Jahreszeiten deutlich machten. Die Blätter zeigten es an. In leuchtendem Grün sprießend wurde es Frühling, ein sattes Blätterdach kühlte die Hitze des Sommers, die sich zwischen den Backsteinen der stehengebliebenen Häuser staute, bis sie hin und wieder ein Gewitter mit dicken Regentropfen in ihre Endlichkeit spülte. Dann war da das Herbstlaub, das alles noch einmal in wechselnden Farben aufleben ließ - Erinnerung aus der warmen Jahreszeit, getrocknet, als wäre es ein Kondensat, zusammengefeigt in Haufen, das der Wind als seinen Spielball durcheinanderwirbelte.

Diesen Reigen der Jahreszeiten nahm ich wahr. Es geschah einfach. Aber die Wahrnehmung war damals anders als heute. Die Zeit lief im Hintergrund ab und war kein wesentlicher Teil meiner Tage. In die Aufmerksamkeit drangen kleine Abschnitte eines Nacheinanders, wie das Warten an Weihnachten, wenn der Kaffee kochte, das Warten auf die Bescherung andauerte, oder das Warten auf den Geburtstag. Das war jedoch weniger ausgeprägt. Mein Geburtstag war mit einem Gefühl verbunden, das ich nicht eindeutig zu beschreiben vermag. Ein Stück weit kam ich mir fremd vor. Vielleicht war es auch dieses als Geburtstagskind «im Mittelpunkt stehen», das mir wie ein Anspruch, ein Ausgestelltsein entgegenkam. Ich fühlte mich wohler im Hintergrund. Mit Ansprüchen konnte ich nie umgehen. Ich würde manchem mein letztes Hemd geben - nun gut, ehrlicherweise das vorletzte - aber mit Anspruch? Nein! Ansprüche werden nicht bedient. War es die Angst vor einem «Nicht-genügen-Können», oder war ich von Anfang an so gestrickt gewesen? Apropos gestrickt. Gestrickt wurde viel, und ich konnte mich der nicht enden wollenden wollenen Maschen nicht erwehren. Meine Haut war definitiv inkompatibel mit der Wolle.

Ansonsten war das Empfinden auf den Moment gerichtet, wie «Das Jetzt» eben war. Gegenwart. Diese Wahrnehmung wechselte später mit dem Älterwerden. Es war noch nicht Zeit dafür. Die Hypnose der Zeit schwang im Hintergrund. Die Zeit hatte es nicht eilig, in die Bewusstheit zu treten. Sie wusste, dass ihre Zeit kommen würde, als Zeit, die man *hat*, in den Vordergrund zu treten. Als würde sie still im Abseits warten und wissen: «Ich kriege euch alle noch!» Und dann kommt ihr *Accelerando*. Sie wird dominant und gleichzeitig flüchtig wie ein sich entfernender Duft. Sie ist nicht zu *haben*. Alle bestätigen es: «Ich habe keine Zeit.» Am Anfang unserer Menschwerdung ist sie gnädig, verschont uns mit ihrer *Fata Morgana*, und lässt uns *SEIN*. Möglich, dass wir als Neuankömmlinge in dieser Welt eine kurze Zeit immun sind gegen ihre Verführungen.

Wir wohnten im Parterre, unten rechts. Ein paar wenige Stufen führten im Haus zur Eingangstür. Es hieß drum Hochparterre. Solche Feinheiten waren wichtig. Meine Mutter legte Wert auf Feinheiten. Im linken Hochparterre lebten Ludwigs. Ich nannte sie, wie damals üblich, Onkel und Tante Ludwig. Onkel Ludwig war Schlossermeister. Er war von kleiner Statur. Ich kann mich an sein markantes Kinn erinnern. Es wurde durch eine scharfe Linie in der Mitte in zwei Teile getrennt. Onkel Ludwig hatte einen eigenen Betrieb. Ich durfte ihn dort einmal besuchen und die Werkstatt kennenlernen. Bei der Arbeit sah er ganz anders aus in seinem grauen Schlosserkittel. Überall das viele Metall, zwischendrin das hellkalte Leuchten eines Schweißgerätes, vermittelte eine dunkle Stimmung. In der Mitte hatte er ein Glashaus, welches er «Kontor» nannte.

Onkel Ludwig hatte einen der ersten Volkswagen, der vor der Tür stand, wenn er zu Hause war. Es waren die frühen fünfziger Jahre. Autos vor dem Haus waren eine Seltenheit. Man konnte immer vor seiner Haustüre parken.

Der Volkswagen, Inbegriff des Traumes von Volksmobilität, wurde hinüber gerettet aus einem tausendjährigen Reich. 1934, kurz nach dessen Beginn gegründet, fand sich ein Volkswagen 1948 - ‹tausend Jahre› später - vor unserem Haus. Das winzige ovale Heckfenster war durch einen Steg geteilt, was den Eindruck von zwei durchsichtigen Schmetterlingsflügeln gab. Das Insekt-oid - möglicherweise ein Relikt aus den ‹tausend Jahren› vorher - wurde durch seinen Namen unterstrichen: Man nannte ihn Käfer. Da Onkel Ludwig vor dem Hause einstieg, um zur Arbeit zu fahren, kam ich manchmal in den Genuss, ein kurzes Stück mitfahren zu dürfen. Onkel Ludwig tat das sichtlich gerne und zeigte mir stolz die Instrumente. Das war damals eine bescheidene und heute an eine rudimentäre Funktionalität erinnernde Einfachheit. Das Armaturenbrett - es war aus Metall - bestand aus einem Tacho mit Kilometerzähler, und rechts davon war ein Drehschalter mit drei Positionen. Mitte, links und rechts. Richtig vermutet? Nein, nicht ganz. Es war kein Blinker für den Richtungswechsel, Blinker gab es noch nicht. Es war ein sogenannter ‹Winker›. Hinter den Einstiegs-türen an beiden Seiten war ein Zeiger versenkt, den der besagte Schalter heraus schnellen ließ, wie einen Finger, um die geplante Richtung anzuzeigen. Diesen durfte ich am Ende unserer Fahrt, wenn wir nach wenigen Minuten am Alsenplatz angekommen waren, bedienen. Daraufhin fuhr Onkel Ludwig rechts ran, und ließ mich aussteigen. Ein großes Ereignis. So hatte ich schon mal einige Grundbegriffe vom Autofahren. Zurück musste ich zu Fuß. Es ging bergauf - heute habe ich eine andere Version von Bergen. Da kam zuerst der Kohlenhändler Henschel, eine unverzichtbare Bezugsquelle damals, als alle noch einen Ofen in der Wohnung beheizen mussten, dann ging es zur Kreuzung Paulinen Allee - Eimsbütteler Straße. Rechts war Ortmann, der Brotladen. Hier wurde Schwarzbrot gekauft, ausnahmsweise auch mal Feinbrot. Weißbrot war out. Mutter war gesundheitsbewusst. Dann ging es über die Paulinen Allee. Beim zweiten Haus war ich wieder daheim.

Onkel und Tante Ludwig hatten einen Dackel namens Heidi. Mit dem musste man immer ‹einmal um den Block› gehen. Und sie hatten zwei Kinder, Gerda und Jürgen. Sie waren einiges älter als ich und wurden konfirmiert, als ich die erste oder zweite Klasse besuchte. Wir waren alle zur Feier eingeladen. Zur Zeremonie in der Kirche wurde ich nicht mitgenommen, ich war noch zu jung. Das war mir egal, denn mein Vater ging mit mir dafür ins Kino. ‹Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer› von Jules Verne. Das war aufregend, diese U-Boot-Fahrten mit der Nautilus, die Taucher, die das ‹Gemüse› vom Meeresboden ablasen. Später kamen die ‹Eingeborenen› mit Speeren, Pfeil und Bogen ungefragt an Bord. Daraufhin tanzten sie unfreiwillig auf dem Deck, weil Kapitän Nemo es als sanfte Verteidigungsmaßnahme unter Strom gesetzt hatte. Und dann dieser Nachtisch beim Käptens Dinner! Ein Pudding aus ungeborenem Tintenfisch. Ich sehe noch Kirk Douglas, wie ihm schlecht wurde. Mir war Kapitän Nemo sympathisch. Er war ein grundsätzlich fried-

licher Mensch und spielte virtuos Orgel. Ein imposantes Instrument in einem U-Boot. Dass ihn seine Zeitgenossen nicht verstanden und er am Ende verlor, fand ich tragisch. Er tat mir leid.

Bei Ludwigs gab es nachher Gewohnteres als auf der Nautilus. Es gab tolle Torten mit Sahne. Davon gab es viel. Ucke konnte seit dem Tage keine Schlagsahne mehr essen. Mir schmeckt sie hingegen heute noch, auch in größeren Mengen.

Jürgen trat später in die Fußstapfen seines Vaters und stieg in die Schlosserei ein. Gerda heiratete einen Bäcker. Sie wanderten nach Kanada aus, wo, wie es hieß, Bäcker gesucht würden. Sie sind dortgeblieben und es geht ihnen offen bar gut. Ludwigs blieben auch lange nach dem Bau unseres Hauses in Meiendorf gute Bekannte. Natürlich bekam Onkel Ludwig den Auftrag für die Schlosserarbeiten. Das verstand sich für meinen Vater von selbst. Auch Jahre später gab es immer den traditionellen Neujahrsspaziergang mit Ludwigs.

Die Nachbarn im ersten Stock über Ludwigs hießen Bruns. Von ihnen habe ich nur die Tochter wahrgenommen, die war erwachsen und arbeitete im Schuhgeschäft Gundlach. Das habe ich behalten, denn sie stand einmal mit ihrem Freund vor der Haustür. Sie bat mich dringend, nichts von ihrem Freund zu erzählen. Als ‹Schweigegehd› bekam ich einen kleinen Gummiball mit der Aufschrift ‹Gundlach Schuhe›.

Später durfte ich dann zusammen mit Elke Schmid aus dem dritten Stock bei ihrer Hochzeit Blumen streuen. Nach meinem Gesicht auf dem Foto war das nicht meine Lieblingsbeschäftigung. Die Zusammenhänge erschlossen sich mir nicht. Es hat mir auch niemand erklärt. Ich war für etwas eingeteilt, und das reichte mir schon damals kaum als Motivation. Die Erinnerung an dieses Ereignis ist dementsprechend dünn.

Im zweiten Stock wohnte Ucke. Er hieß er Hans-Henning, aber er wurde immer Ucke genannt. Ein Überbleibsel aus frühkindlichen Artikulationsver-



Blumenstreuen bei der Hochzeit Brun – Bruns

suchen, welches sich hartnäckig erhielt. Er war drei Jahre älter als ich und war mein hauptsächlichster Spielkamerad. Ich verbrachte viel Zeit «oben» zum Spielen und wann immer es ging, war ich mit ihm zusammen. Das soll in einem gesonderten Kapitel Platz haben.

Gegenüber von Ucke wohnte Elke Schmid. Sie war gleich alt wie ich. Wir spielten manchmal zu dritt, zu ihr hatte ich nicht so einen Draht. Mir gefiel es besser, wenn sie nicht dabei war. Wenn ihre Mutter vor die Tür trat, ging immer irgendein Gemecker los. Exkreme einer Wut, deren Ursprung mir nicht ersichtlich war. Schimpfwörter, unsinnig ausgekotzt, dazu angetan, die Atmosphäre zu vergiften. Sie muss sehr unzufrieden gewesen sein. Zum Glück hatten wir selten mit ihr zu tun. Herr Schmidt war von der gröberen Sorte. Er rauchte «Gold Dollar». Eine Zeitlang war sein Lärm regelmäßig frühmorgens im Treppenhaus zu hören. Frau Schmidt hatte einen Sohn namens Bruno, der älter war als Elke und aus einer Zeit vor Herrn Schmid stammte. Das war wohl sein Verhängnis. Er wurde unter großem Geschrei zur Schule oder in die Lehre geprügelt, und verschwand dann auf seinem Fahrrad, das er aus dem Keller holte. Irgendwann war er dann ganz verschwunden, als hätte es ihn nie gegeben.

Ganz oben im Haus wohnte eine Familie Mojen. Von ihnen erinnere ich, dass sie einen Vogel hatten. Ich meine, einen richtigen, gefiederten. Den ließen sie in der Wohnung frei herumfliegen. Er wollte sich einem immer auf die Schulter setzen. Das Geflatter machte mir Angst. Da ging ich nicht wieder hin.

Die Straße hinauf nach unserem Haus auf der rechten Seite kamen Trümmerfelder. Es war das letzte Haus, das von den Bomben verschont geblieben war. Nebenan hatte es das Kohlenlager von Rosburg gegeben. Ein gefundenes Fressen für die Brandbomben der «Operation Gomorrha». Wie meine Mutter erzählte, war es dem Einsatz der Hausbewohner zu verdanken, dass das Haus stehen blieb. Die Bewohner ließen nichts Brennbares wie Gardinen in der Nähe der Fenster. Peti Beckers und Herr Mojen warfen unermüdlich die Brandbomben vom Dach auf die Straße, sodass das Haus vom Feuer verschont blieb. Bei den Bombenangriffen wurde zuerst ein Brandbombenteppich gelegt. Diese Bomben nannte man «Tannenbäume». Wenn dann alles «schön» brannte, hatten die Bomber gute Sicht, um ihre Sprengbomben herunter zu werfen. Was nicht niederbrannte, legten sie in Schutt und Asche. Soweit ich gehört habe, hatten die Nazis diese Vernichtungstechnik eingeführt. Jetzt kam der Terror zurück. Skrupellose Machthaber beschließen über Völker, und die schlachten sich, befreit von eigenem Denken, auf Befehl ab. Der Etikettenschwindel, genannt Homo sapiens, entpuppte sich als Homo stupidus. Gehorsam kann tödlich sein. Immer noch.

Links, auf der anderen Straßenseite blieben einige Häuser stehen, dann kam der Bunker. Ein massiver Klotz aus Beton, der fensterlos vor sich thront, ein hässliches Relikt aus einer hässlichen Zeit voll eines hässlichen

Gehorsams. Er steht immer noch, denn sprengen lässt sich so etwas nicht in einem Wohngebiet, ohne ein ganzes Quartier zu vernichten. Die Bomben konnten und können ihm nichts anhaben.

In diesem Bunker fanden sie Unterschlupf, meine Mutter, die Nachbarn, und über ihnen wütete die ‹Operation Gomorrha› (1943), ein Bombenhagel aus Phosphor und Sprengladungen. Welch ein zynischer Begriff und welche Anmaßung auf allen Seiten. Bombenattentate im großen Stil. Legalisiertes Verbrechen. Buchstäbliches Abfackeln und Zerfetzen lebender Menschen. Mittelalterliche Brutalität in Gigantomanie. Inquisitorische Arroganz auf die Spitze getrieben. Mehr kann man das Leben nicht missachten, als in den Kriegen, besonders den heutigen. Ich bin froh, musste ich diesen Terror nicht miterleben.

Ganz vorüber ging er nicht an mir. Ich kam mitten in diese traumatisierten Menschen hinein, nahm Stimmungen auf, spürte Energien, die ich nicht einordnen konnte, und die fast überall mitschwangen. Vieles davon kam mir als Eigenes vor: Ängste, Verlorenheit, Traurigkeit.

Tante Köhn

«Ach hottie!», sagte sie oft. Ein Seufzer, der aus der Tiefe kam, und dessen Abgründe sich für mich im Dunkel verloren. Ich nahm es wahr, wie so manches in dieser Zeit, ohne es zu verstehen. Es kamen Echos aus ihrer persönlichen Geschichte mit ihren schmerzlichen Verlusten an die Oberfläche.

Ich nannte sie Tante Köhn. Sie hieß Else und war, wie viele in dieser Zeit, ausgebombt. Ich mochte sie, denn sie war immer ganz da für mich. Sie hütete mich öfters und ich freute mich darauf. Sie ließ fünf gerade sein, und die strengen Regeln meiner Mutter lösten sich hier wohltuend auf. Wir hatten immer Spaß zusammen und lachten viel.

Sie wohnte ‹auf Zimmer›, wie die Untermiete damals genannt wurde. Sie hatte nur ein Zimmer. Meine Mutter nahm sie im Krieg auf und hat sie unterstützt. Ihr Mann war vorzeitig gestorben, ihr Sohn fiel, wie man sagte, im Kaukasus während des Russland-Feldzuges im Winter. Er ist aber nicht hingefallen, er wurde, wie alle Soldaten, die starben, vorsätzlich getötet, erschossen, also ermordet. Ich sah ein Bild von ihm als Soldat mit den hohen schwarzen Stiefeln. Warum diese Stiefel so hoch waren und bis unter die Knie gingen, verstand ich nicht. Tante Köhn erzählte, es wäre im Kaukasus so kalt gewesen, dass die Stiefel an den Füßen festfroren. Das war für meine kindliche Phantasie kaum vorstellbar und wollte auch nicht bis in meine Vorstellung vordringen.

Sie blieb allein übrig in ihrem Zimmer in einer Wohnung, die anderen gehörte. Sie hatte alles verloren. Früher musste es ihnen gutgegangen sein. Als eine der ersten Frauen hatte sie vor dem Krieg den Führerschein gemacht. Sie hatten ein Auto, eine Seltenheit in den dreißiger Jahren. Stolz zeigte sie mir Fotos von sich und ihrem Sohn in ihrem großen offenen Auto. Sie lachte hinter dem Steuer. Alle schienen glücklich zu sein. Dann kam der Krieg, wie man es nannte. Aber er kam nicht, war kein Naturereignis. Er wurde gemacht. Vom Zaune gebrochen. Die Gewalt einiger weniger, die Millionen aufgehetzter Menschen ausbaden mussten. Propaganda macht's möglich. Mich hat das Foto beeindruckt. Ich wäre gerne in diesem tollen offenen Wagen mitgefahren.

Jetzt, nach dem Krieg, hatte sie eine Art Vertreterjob. Sie vertrat die Waldbaur¹⁸-Schokolade. Natürlich wurden wir auch von dieser süßen Quelle mit mancher Tafel bedacht. Tante Köhn sagte immer: «Schogglade», das fiel mir damals auf. Und mein Vater meinte: «Else isst die Schokolade wie Schwarzbrot! Die muss man doch genießen» - Jedem das Seine.

¹⁸ Neben vielen Sorten von Tafelschokolade waren die Waldbaur-Katzenzungen in bunten Dosen und Schachteln das bekannteste Produkt. 1976 wurden die Marken des Unternehmens Waldbaur – ebenso wie ein Jahr zuvor schon die der ebenso gut eingeführten Firma Eszet – vom Kölner Schokoladenkonzern Stollwerck übernommen.

Ihr Vertretergebiet umfasste auch diese schummrig rauchigen Eckkneipen im Souterrain, von denen es damals viele gab. An der Fassade hingen Laternen mit dem Namen des Bieres, das ausgeschenkt wurde. Elbschloss, Astra, Holsten, Ratsherrn Pils, Bavaria St. Pauli, das waren die Gängigen. Man ging von der Straße zwei bis drei Stufen hinunter und kam durch einen halbrunden schweren Filzvorhang direkt an den Tresen. Ich war einmal dabei, als Tante Köhn ihre «Tour» machte. So sagte sie immer: «Ich bin auf Tour.» Da wurden Muster von den Schokoladetafeln ausgestellt, und ich lernte das Wort «Attrappe» kennen. Ich weiß noch, dass es für mich mit Pappe zu zusammenhing, und das war es ja auch. Das konnte ich mir merken. Wenn sie am Tresen saß und über das Geschäft geredet werden sollte, kam zuerst einmal ein Cognac. Das gehörte zum Ritual und hatte etwas Gemütliches. Man hatte keine Eile. Die Zeit der Sirenen und des drohenden Fliegeralarms war vorbei. Man konnte es ruhig angehen lassen. Dann wurde verhandelt oder einfach dies und jenes erzählt, `n klein`n Klönschnack, ein paar Döntjes, wie man in Hamburg sagt.

Tante Köhn kam immer, wenn meine Eltern am Abend ausgingen. Das heißt, mein Vater spielte im Orchester und meine Mutter ging in die Vorstellung und hörte zu. Mit Tante Köhn war es immer lustig. Sie war der Spezialist für Kartoffelpuffer. Damals wurden die rohen Kartoffeln von Hand gerieben. Für meine Mutter war das zu mühsam. Sie hatte empfindliche Hände. Tante Köhn hatte damit keine Probleme. So wurde der Hütedienst kulinarisch angenehm begleitet: Kartoffelpuffer mit Apfelmus. Da wurde dann immer gezählt, wie viele man essen konnte. Ein kleiner Wettbewerb. Danach war Spielen angesagt. In unserer Küche stand ein für mich damals recht großer metallener Papier-eimer, wie wir das Behältnis für Abfälle nannten. Daran war ein Pedal, mit dem man den Deckel aufstellte. Dieser aufgestellte Deckel war für uns eine ideale Zielscheibe, um darauf mit den Gummiringen der Einmachgläser zu schießen. Wir hängten den Ring hinter den Daumen und zogen ihn mit der anderen Hand so lang wie möglich, wie bei einer Steinschleuder, zielten - und ließen los. Wer traf besser? Manch ein Gummiring landete dabei im Eimer, wo wir ihn wieder herausfischten. Da gab es viel zu lachen und wir lachten laut. Es machte riesigen Spaß. Und plötzlich war es spät. Wir hörten die Eltern heimkommen. Da hatte ich schnell unter die Bettdecke zu kriechen und mich schlafend zu stellen. Soweit ich mich erinnere, hat das immer geklappt. Vielleicht machten meine Eltern auch gute Mine zum Spiel.

Da ich kein eigenes Zimmer hatte, schlief ich zuerst im Elternbett ein. Wenn sie dann selbst zu Bett gingen, wurde ich auf die «Scheese» (Chaise long), die im Esszimmer stand, umquartiert. Das geschah während meines Tiefschlafs. Ich erinnere mich nicht. Wohn- und Esszimmer hatten einen offenen Durchgang, sodass ich dort nicht in Ruhe hätte einschlafen können.

Ucke

Ucke hieß eigentlich Hans-Henning Beckers. Er war drei Jahre älter als ich und wohnte im zweiten Stock über uns. Wir waren Freunde. Ich war gerne bei Ucke. Es war lebendiger als bei mir zu Hause. Freier, schon allein dadurch, dass seine Eltern beide während des Tages arbeiteten. Frau Beckers hatte eine Anstellung bei Maggi und brachte oft tütenweise Suppen und Ähnliches mit. Uckes Vater war bei der Polizei, irgendetwas im Innendienst. Man nannte ihn allgemein Peti. Er kam immer um dieselbe Zeit am Abend nach Hause. Wenn wir seine Schritte hörten, versteckten wir uns schnell in allen möglichen Ecken der kleinen Wohnung. Peti spielte immer wunderbar mit. Er suchte uns, einen nach dem andern, gab uns eine Chance, nicht sogleich gefunden zu werden, fischte uns aber am Ende doch aus den Verstecken. Dabei wurde viel gelacht. Das war ein Highlight des Tages. Ich weiß nicht mehr genau, ob ich zum Abendbrot runter ging und nachher nochmals bei Ucke war. Auf jeden Fall erinnere ich mich, dass es oftmals eine Kartoffel mit Butter und Salz gab als Abschluss und Dessert. Das war bei aller Einfachheit eine kleine Delikatesse. Wenn die Zeit zum Runtergehen in die Wohnung meiner Eltern kam, war es immer schwer für mich - ich fühlte mich wohl da oben, es war lebendig und ich wollte am liebsten bleiben.



Elke, «Peti» Beckers, ich und Ucke

Ucke und ich spielten mit Begeisterung «Ritter». Da waren sie alle dabei, die ganze Tafelrunde von König Arthur, Gawein, Lancelot, der schwarze Ritter, Prinz Eisenherz und wie sie alle hießen. Prinz Eisenherz war mein eindeutiger Favorit. Es war bei aller Menschlichkeit eine Aura von Unbesiegbarkeit des Guten um ihn.

Das ‹Singende Schwert›¹⁹, welches Sieg versprach, ‹wenn in gerechter Sache kämpfend›, faszinierte mich. Ucke hatte eine richtige Ritterburg mit Türmen und Zugbrücke. Dann erfand Ucke einen Ritter, das war ‹Der Dusselige›. Der war so dusselig, dass wir vor Lachen nicht mehr konnten. Der sang dann zu jeder Dusseligkeit sein Dussel-Lied: ‹Tü-telü-tü-tüüü-tü...›. Wir fanden das furchtbar komisch, unser Lachen drang durch das ganze Haus bis hinunter in unsere Wohnung. Der Kommentar meiner Mutter kam auch prompt: ‹Das war ja wohl dann lustig da oben›.

Neben der Küche gab es in diesen alten Häusern eine Speisekammer. Diese diente als Kühlschrank. Kühlschränke gab es damals nicht. Dort fanden wir einmal eine zylinderförmige Flasche aus Ton mit einem hochprozentigen ‹Urquell› darin. Wir probierten das Unbekannte vorsichtig aus. Es war recht stark. Ich weiß noch, dass wir die Flasche wieder mit Wasser auffüllten. Der Schwindel blieb unbemerkt. Es hat niemand je darüber gesprochen.

Außer den Rittern gab es auch Indianer und Cowboys. Die wurden draußen gespielt, im Hinterhof und auf der Straße. Hier griff die Konditionierung. Cowboys waren die guten, Indianer die bösen.

Manchmal packte Peti sein Akkordeon aus und wir sangen gemeinsam Volkslieder. Einmal, ich ging schon zur Schule, sangen wir aus dem Singbuch der Schule. Das Lied hatte den Refrain: ‹... lieb Heimatland adé ...›. Ich sehe noch die Zeichnung im Buch, ein Junge in kurzen Hosen mit Rucksack ging fort in eine hügelige Landschaft. Mich packte eine abgrundtiefe Traurigkeit, dass ich kaum die Tränen zurückhalten konnte. Ich verabschiedete mich mit dem Vorwand, ich müsse nach Hause und ging das erste Mal früher als notwendig. Meine Eltern verstanden das nicht, und ich konnte nichts sagen. Der Kommentar meiner Mutter: ‹Ist da oben wohl dicke Luft?!› Ich schwieg.

Uckes Vater war reisefreudig. Es gab jedes zweite Jahr, dem Budget entsprechend, eine große Reise. Groß hieß damals, Ziele bis an die Landesgrenzen oder benachbarte Gebiete zu bereisen. Man benutzte die Eisenbahn. Ein Auto hatten die wenigsten und Fliegen war nicht erschwinglich. Nach diesen Reisen wurde immer viel erzählt. Ich fand das spannend, war ich doch kaum im Lande, geschweige denn im Ausland, herumgekommen.

¹⁹ Eisenherz erhält es von Prinz Arn von Ord. Von Horrit erfährt Eisenherz die Geschichte des Schwertes: es ist das Schwert Flamberg, geschaffen vom gleichen Zauberer, der auch Arthurs Excalibur schmiedete. Keine schärfere Klinge wurde je angefertigt. Wem das Schwert zu eigen ist, der erringt schwere Siege, wenn er mit reinem Herzen und für eine gute Sache kämpft: „Gebrauche es wohl in des guten Königs Arthurs Sache.“ Aber wehe dem, der es in böser Absicht führt. „Wirf es weg, denn es ist ein entsetzlicher Gebieter“, rät Horrit. Dies veranlasst Eisenherz sogar, es in einem Kampf aus Eifersucht nicht zu verwenden.«

https://prinzeisenherz.de/doku.php?id=singende_schwert_das

Einmal waren sie im Schwarzwald gewesen, ein Name, der mir deutliche Bilder wachrief ohne je dagewesen zu sein und heimelig klang. Ich sah den Wald mit dunklen Tannen vor mir, Berge und Täler. Oder ein andermal das Berchtesgadener Land mit richtig hohen Bergen, die man erklettern konnte, und Seen, auf denen man ruderte. Da gab es diesen Königssee, auf dem elektrisch betriebene Schiffe fuhren. Von einer dieser Reisen brachte Ucke einen kleinen Bergkristall mit, der dann als wertvolles Gut mit der elektrischen Eisenbahn transportiert wurde. Es war eine Fleischmann Eisenbahn mit breiter Spur Null und viel Platz auf den Güterwagen. Natürlich hatten auch die Ritter mit diesem Schatz zu tun, der unter erheblichen Gefahren auf die Burg gebracht wurde. Es gab noch andere Reisen, aber an die erinnere ich mich nicht. Es waren hauptsächlich die Berge, die es mir angetan hatten. Da kam etwas in Resonanz.

Soeben fiel mir ein Foto in die Hände, welches uns Peti Beckers von ihrer Reise nach Venedig schickte. Wir waren bereits zwei Jahre vorher in das eigene Haus in Meiendorf umgezogen, und so schrieb Peti Beckers:

«Zur freundlichen Erinnerung - Ihre früheren Mitbewohner der Eimsbüttelerstrasse 100a, Familie Beckers».



Familie Beckers auf dem Markusplatz, Venedig 1958

Peti Beckers war neben Ucke eine maßgebliche Figur für mich. Ohne ihn wäre das Leben in der Eimsbütteler Straße ärmer gewesen. Peti hat viel mit uns unternommen, gespielt und mir das Radfahren beigebracht. Die Lektionen fanden in unserem Hinterhof statt. Meine Mutter hatte ein altes Damenfahrrad bekommen. Da konnte ich mit meinen kurzen Beinen aufsteigen und, weil der Sattel zu hoch war, im Stehen treten. Ich fuhr, von Petis Hand am Gepäckträger gehalten, meine Runden. Mit der Zeit fühlte ich mich sicher und merkte nicht, dass Peti schon lange losgelassen hatte. Dann ging es auch mit dem Wissen, dass niemand mehr festhält. Am Ende war es einfach. Wir hatten großen Spaß.

Die Schule

Unabdingbar, nachdem die ersten sechs Jahre eines Lebens durchlaufen sind, schlägt die gesellschaftliche Struktur zu: Schulanfang. Dazu hatten die Erwachsenen einiges zu sagen. Es war eine Mischung zwischen ‹Schmackhaft-Machen› (was eigentlich?) und ‹Ernst des Lebens›, wie dieses Phänomen zur Erklärung unerklärlicher Einschränkungen genannt wird.



Meine erste Klasse mit Herrn Lützow

Damit möchte ich nichts gegen die Vermittlung von Bildung und Wissen vorbringen. Es wurde einfach niemand gefragt, *was* er/sie denn wissen wollte und auch nicht *wann*. Es gab Leute, die wussten, was man wissen muss, und auch wann. Nun, ich habe damals nicht darüber nachgedacht, meine Begeisterung bezüglich der Einschulung hielt sich in Grenzen. Immerhin gab es diese großen Schultüten mit allerlei süßen Sachen darin. An den Inhalt kann ich mich nicht erinnern. Dann gab es für jeden Neuen einen selbstgebastelten Stall, ein kleines Holzgebilde, welches die Älteren für uns angefertigt hatten. Wir standen vor dem Schulhaus Eduardstraße und wurden fotografiert.

Mein Klassenlehrer hieß Herr Lützow. Er begleitete uns. Bei ihm war es gut. Leider wechselte er nach den ersten zwei Jahren zu einer anderen Klasse.

Jetzt hieß es, jeden Morgen in die Schule gehen, auch am Sonnabend. Früh aufstehen, die Eimsbütteler Straße hinauf bis zum Sandweg. Dann gab es einen Trampelpfad durch Trümmern und ein ehemaliges Fabrikgelände hindurch in die Eduardstraße. Das ABC begann. Wir hatten zu Anfang eine sogenannte Widu-Tafel, ein Kunststofftablett, auf das man schreiben konnte, und das sich nachher wieder auswischen ließ. Heute gibt es das ja elektronisch, und es heißt Pad. Da wischt man auch darauf herum. Irgendwie waren wir damals kreativer. Wer Bilder wollte, musste sie selber zeichnen. Rechnen war das langweiligste Fach. Da schwebten Striche in fünfer Gruppierungen wie Wolken an der Tafel. Dann kamen diese leidigen Kettenrechnungen, zu denen ich immer ein konzentriertes Gesicht machte, voll der inneren Leere, in der Hoffnung, dass mich niemand nach dem Ergebnis fragte. Es wäre sicher eine gute Übung gewesen. Sie hätte mir genützt. Allein, mir fehlte die Motivation, und des Hirnes Weg der Zahlen und Rechnungen war steinig. Das fand ich damals zu mühselig.

Herr Lützwow schien trotzdem einiges von mir zu halten. Warum, weiß ich nicht. Ich kann mich nicht erinnern, in irgendeinem Fach besonders gewesen zu sein. Die Schule bekam eine neue Turnhalle hinter dem Schulhof, und zur Grundsteinlegung durften zwei Schüler einen Text beim offiziellen Einweihungsakt aufsagen. Zusammen mit Barbara Diedrich aus einer Parallelklasse wurde ich ausgewählt.

Nicht dass ich zu Turnhallen eine besondere Beziehung hatte, aber wir machten unsere Sache recht gut. Am nächsten Tag kamen wir dann mit großem Foto in der Bildzeitung neben dem Bürgermeister und ähnlichen Politgrößen. Das gab zu reden in der Nachbarschaft der Eimsbütteler Straße. Ich konnte diese kurzfristige ›Berühmtheit‹ nicht ganz nachempfinden. Ich war es nicht gewohnt, im Mittelpunkt zu stehen. Als Sohn eines Bratschers in der Aura klassischer Musik war ich immer eher der Außenseiter. Das scheint zu passen, denn Barbara, die ich auf einer Ehemaligenplattform traf, kann sich an die Einweihung, jedoch nicht an mich erinnern.

Herr Lützwow wollte zwei Arbeiten mit der Klasse durchführen. Heute würde man Projekte sagen. Man konnte zwischen den Themen ›Blumenbild‹ oder ›Modell der Schule‹ aus Zündholzschachteln wählen. Ich wählte das Modell. Die Arbeiten zum Projekt fanden am Nachmittag statt. Da das Blumen-



*Einweihung der Turnhalle Eduardstraße 1955
Han-Dittmar am Mikrophon*

bild zuerst dran kam, ging ich da auch mal hin. Das Modell wurde dann nie in Angriff genommen und ich war enttäuscht. Blumenbild fand ich langweilig.

In der Weihnachtszeit gab es in der Staatsoper immer ein Weihnachtsmärchen. Da es am Mittag stattfand, ließ mich Herr Lützow früher aus dem Unterricht. Ich war doppelt froh, da in dieser Stunde wieder Zahlen an der Wandtafel geisterten. Das erlöste mich vom Rechnen. Das Weihnachtsmärchen war ein spannendes Unternehmen für mich. Es gab ›Hänsel und Gretel‹ von Humperdinck. Ich war beeindruckt. Der dunkle Tannenwald, die Engel beim Abendsegnen, die Hexe, von der man ja wusste, dass sie am Ende verliert, und die Musik mit den wunderbaren Hörnern. Der Klang der Hörner sollte mich später wieder in seinen Bann schlagen und zum Beruf des Musikers verführen.

Zur Nikolauszeit buk meine Mutter einmal ein Hexenhaus aus Lebkuchen mit Fenstern und Schornstein. Das war wunderbar. Da wurde das Märchen von Hänsel und Gretel wieder lebendig.

Leider war nach den ersten zwei Schuljahren die Zeit mit einem guten Lehrer vorbei. Herr Lützow wechselte zu einer anderen Klasse. Was der Grund dafür war, weiß ich nicht. Ich glaube, es war ursprünglich nicht geplant. Seine Nachfolge trat ein Herr Walter an, ein behäbiger untersetzter Mann fortgeschrittenen Alters mit rotem Gesicht. Inhaltlich ist mir von ihm wenig geblieben. Wenn er Ruhe wollte, sagte er immer: «Quacke nicht!»

Ältere Jahrgänge hatten ihn ›Gallomir Smie‹ getauft. Ich fand den Namen passend. Bei uns hieß er einfach ›Dicken Walter‹. Es war nicht unbedingt ein ästhetischer Anblick, wenn er vor der Klasse stand, das rechte Bein auf dem Lehrerstuhl, den Ellenbogen aufgestützt, und ein Finger mit einem Nasenloch beschäftigt.

Es kam dann bald die Zeit, in der wir nach Meiendorf in das eigene Haus ziehen konnten. Damit war ich diesen Lehrer los, eine Erleichterung.

Das neue Haus

Was mein Vater als kleines Kind für seine Mutter am Küchentisch malte - das eigene Haus - sollte, wenn auch mit zeitlicher Verzögerung durch den Krieg, in die Wirklichkeit umgesetzt werden. Meine Mutter unterstützte das Projekt nach Kräften. Wollte doch ihr Vater schon ein eigenes Haus bauen, seinerzeit, als er ein Stück Land in Flottbek bei Blankenese mit einem Sommerhaus besaß. Das Bild rechts muss Anfang der zwanziger Jahren entstanden sein. Links im Stuhl sitzt Opa Horst mit der kleinen Inge, auf dem Schoss, die 1918 geboren wurde. Als nachher die Nazis das Land beherrschten, verlor Opa seine Arbeit als Exportkaufmann. Obwohl damals alle über Hitlers neue Arbeitsplätze jubelten, blieb der Export auf der Strecke. Das Land in Flottbek war nicht mehr zu halten und musste verkauft werden. Umso willkommener waren die Pläne meines Vaters, sodass wenigstens in der nächsten Generation der Bau eines eigenen Hauses in greifbare Nähe rückte.

Lange wurde daran gezeichnet. Mein Vater tüftelte an Grundrissen, korrigierte, brachte die neuen Varianten zu Papier, maß und arrangierte. Die Neuerungen wurden meist beim Kaffee am Nachmittag besprochen. Es war immer eine spannende Kaffeerunde, auch für mich. Was war praktisch, was noch praktischer. Die Dünste aus der Küche sollten sich nicht im Haus verteilen. Sie wollten keine Treppen steigen müssen. Man würde einmal älter werden. Die Abwesenheit von Treppen war später willkommen. Als die Pläne



Opas Grundstück mit Sommerhaus in Flottbek bei Blankenese in den zwanziger Jahren



Meine Mutter

so weit gediehen waren, besorgte mein Vater Sperrholz. Wir bauten miteinander mit Laubsäge, Maßstab und Leim am Tisch in der Küche der Eimsbütteler Straße ein naturgetreues Modell nach seinen Plänen. Der Rundbogen im Durchgang von der Diele zur Garderobe wurde liebevoll ausgesägt. Das Dach konnte man abnehmen, und innen beklebten wir die Fußböden mit buntem Papier. Alles sah echt aus. Die Vorfreude wuchs.

Es musste lange und beharrlich gespart werden, obwohl alle meinten, ein Musiker mit seinem Gehalt könne niemals ein Haus bauen. Aber die zielstrebigste Beharrlichkeit meiner Eltern traf rechtzeitig auf die richtigen Leute, die wussten, wie man es mit dem vorhandenen Verdienst und den herrschenden Gegebenheiten doch möglich machen konnte.

Immerhin gab es vor dem Bau eine kleine Sommereise. Es ging zu Bekannten nach Cuxhaven, wo wir ein paar Tage bleiben konnten. Nordsee, Strand und Wattenmeer hatten eine eigene Atmosphäre. Ich sog diesen freien Seewind ein. Dann ging es nach Oberndorf an der Oste [gesprochen Ooste], ein Nebenfluss der Elbe. Alle Nebenflüsse im Bereich der Unterelbe sind Tiden-gewässer, das heißt, dass Ebbe und Flut auch hier wirken. Der Tidenhub kann mehrere Meter betragen. Diese Flüsse sind alle eingedeicht, sonst gibt es bei Sturmflut ›Land unter‹. Der Fluss kehrt alle sechs Stunden seine Fließrichtung um. Bei Flut zur Quelle, bei Ebbe zur Mündung. Das Meer und der Mond haben ihre eigenen Gesetze. Alles, was du in den Fluss hinein wirfst, kehrt zu dir zurück. Das hat etwas Philosophisches. Wir wohnten in einem Haus hinter dem Deich. Ein einfaches Fachwerkhaus mit Plumpsklo im Garten. Auf unserem regelmäßigen Abendspaziergang lag ein kleiner Laden. Dort spendierte mein Vater immer ein Domino Eis. Dann saßen wir auf der Bank an der Dorfstraße, schleckten unser Eis, und meine Eltern unterhielten sich mit dem Ladenbesitzer, einem älteren Mann, der immer Zeit hatte. Er schwärmte vom Krieg, das wären seine besten Jahre gewesen. Mein Vater schüttelte verständnislos den Kopf. «Wie kann man nur ...»

Interessanterweise sollte ich viel später einen Freund in dieser Gegend haben, nahe bei Oberndorf, in Hem, direkt an der Oste. Ich habe ihn dort oft mit Rosie besucht, solange er das Land noch hatte.

In Hamburg gab es eine Mustermesse für alles, was den Hausbau betraf. Dort waren wir oft, begutachteten alles und holten jede mögliche Inspiration. Das fand ich immer spannend. Im Vordergrund stand jeweils das Praktische. Und dann musste alles in achtzig Quadratmeter Wohnfläche untergebracht werden, da sonst die Finanzierung nicht klappte.

Dann war es so weit. Das Grundstück war gefunden. Tante Frieda, eine Tante meiner Mutter, hatte gegenüber ihres Hauses ein verkaufbares Stück Land entdeckt. Das war in Meiendorf an der Ringstraße. Man nannte die Gegend Walddörfer, und der Wald war direkt hinter der Straße. Mit der U-Bahn erreich-

ten wir die Station Meiendorfer Weg in etwas weniger als einer Stunde. Da gab es ständig Ausflüge zum neuen Grundstück. Es standen Bäume darauf, die ich begeistert erkletterte. Der Aushub wurde gemacht. Bald stand eine Bauhütte darauf.

Als Nächstes kam die Grundsteinlegung am 12. April 1956. Das musste gefeiert werden. Am Morgen vorher hat meine Mutter noch schnell ein Gedicht mit mir zusammengerimt, das ich dann mit dem Hammer in der Hand aufsagen sollte. Das ging alles etwas zu schnell für das Speichertempo in meinem Gedächtnis. Und so hab ich mich dann beim Aufsagen am Ende verhaspelt. Tante Frieda war schockiert, dass mir so etwas passieren konnte. Mir war es auch peinlich, alle haben zugehört, ich war aufgeregt und hätte mehr Vorbereitung gebraucht. Bei der Turnhalle vor drei Jahren war ich besser, obwohl da viel mehr Leute waren. Da war ich nicht aufgeregt. Wer weiß, vielleicht hätte ich mehr Publikum gebraucht ...

Von da an ging der Bau zügig voran. Jede Gelegenheit wurde genutzt, um, wie man sagte, «nach draußen» zu fahren und dabei zu sein. Alles wurde begeistert verfolgt.

Am 11. Mai war bereits das Richtfest. Wieder ein Grund zum Feiern. Diesmal musste ich nichts mehr aufsagen. Das tat der Zimmerpolier traditionsgemäß.

Alle wurden fotografiert. Der Zimmermann hielt seinen Gesellen an, sich nur im Profil fotografieren zu lassen. Der hatte eine sehr große Nase. Nur im Profil ginge das Fotoalbum nachher noch zu.



Kuchenessen hinter der Bauhütte



Mein Vater bei der Grundsteinlegung 1956, im Hintergrund Oma Horst und Onkel Willi

Opa und meine Mutter verschafften sich den Überblick vom Dachstuhl aus. Beide waren sichtlich stolz. Ein großer Moment vor der Vollendung, auch für Opa. Bald sollte an der Eimsbütteler Straße zusammengepackt werden.

Doch bevor es losging, hatte meine Mutter einen ihrer Konsequenzanfälle. Sie war im Elternvorstand unserer Klasse. Es gab immer wieder Elterntreffen, deren Termin wir Schüler zu Hause

melden sollten. Den Letzten vor unserem Umzug hatte ich vergessen, weiter zu geben. Das fiel auf, als es zu spät war. Daraufhin schrieb sie den Sachverhalt auf ein Papier und gab es mir zur Unterschrift seitens des Klassenlehrers mit. Immer wieder fragte sie, wann ich denn nun endlich die Unterschrift bringe! Ich wiederum fragte wiederholt Gallomir Smie danach. Den interessierte es aber nicht. Nach einigen solcher Wiederholungen winkte er unwirsch ab. Er war sichtlich genervt. Ich konnte nur berichten, Gallomir habe es vergessen. Sie glaubte mir nicht. Das war öfter so. Mit den Umtrieben des bevorstehenden Umzuges ging es in Vergessenheit. Es gab Wichtigeres.

Ich fand es lustig, über die zahlreicher werdenden Kisten und Schachteln zu steigen. Die Sommerferien hatten endlich begonnen. Erleichterung. Es war ein schönes Gefühl, die Zeit mit Gallomir Smie hinter mir zu haben. Kein: «Quacke nicht!» mehr.

Allerdings ließ ich auch meine zwei guten Freunde zurück, Ucke und Peter Baumann. Sie waren zwar nicht aus der Welt, aber die Entfernung wurde doch beträchtlich. Ich konnte nicht mal schnell «nach oben» zu Ucke oder um zwei drei Ecken zu Peter in die Vereinsstraße.

Der Auszug sollte beginnen. Alles war vorbereitet. Spannung und die Vorfreude auf dem Höhepunkt.



*Richtfest am 11. Mai 1956, auf dem Dach
meine Mutter mit Opa Horst*

Meiendorf

Der Tag des Umzuges kam. Es war der 20. Juli 1956. Vor dem Haus standen ein Umzugswagen und ein Pritschenwagen unseres Kohlenhändlers Henschel, der auch Umzugsunternehmer war. Die bange Frage nach Kohlenstaub auf den Möbeln schwebte im Raum, konnte aber später vernachlässigt werden. Kisten und Möbel wurden verstaut. Das Klavier kam mit den restlichen kleinen Teilen auf den Pritschenwagen. Daneben war gerade noch Platz für mich, da alle Sitzplätze durch Erwachsene belegt waren. Ich saß am Ende der Ladefläche und schaute zu, wie die alte Heimat entwand, das Neue im Rücken. Während meine Eltern vorne im Wagen dem Neuen entgegensahen, ihm entgegengieberten, sah ich das soeben Vergehende entweichen. Ein interessanter Gedanke, da ich später viel von der Eimsbütteler Straße träumte. Die Atmosphäre haftete.

Lange zog es mich immer wieder mal dorthin, den frühen Kindertagen nachzuspüren. Etwas war dort anders als später in Meiendorf. Ich meine nichts Äußerliches. Es hatte eher mit Menschen, Einfachheit, Gemeinschaft zu tun. In einem Einfamilienhausquartier ist alles separiert, zuerst einmal jeder für sich mit seinem Garten, seinem «gepflegten Rasen», dann kommt die Grundstücksgrenze. Aus der großen «Sippe» des Mietshauses wurde eine «Kleinsippe», die im Falle eines Einzelkindes, das ich war, sehr klein und nicht ausgeglichen ist. Das Verhältnis von Alt und Jung ist nicht stimmig. Das wird besonders eng, wenn es Spannungen gibt, und die sollten später spürbar werden.

Beim Einzug waren Schulferien. Die Sonne schien, es war sonniges Wetter und es war spannend. Schließlich ging für meine Eltern ein lange gehegter Traum in Erfüllung. Ich konnte die neue Gegend erkunden. Ich bekam das alte Fahrrad von Jürgen Ludwig, das Onkel Ludwig uns mit seinem VW-Transporter brachte. Er ließ etwas vom Preis ab, da Jürgen das Fahrrad nicht geputzt hatte. Das erboste ihn. Es war ein Rad mit drei Gängen und einer Kettenschaltung. Das war damals schon ein wenig Luxus. Hier draußen gab es wenig Autoverkehr. Ich war sofort im Wald, dessen Wege nach Volksdorf führten. Das war ein neues Terrain und das Fahrradfahren in weitem Umkreis gefiel mir. Die Gegend hieß nicht umsonst Walddörfer. Man konnte weit fahren, es gab immer wieder Wälder, dorftartige Siedlungen, immer durch Nebenstraßen verbunden.

Meine neue Schule zur Fortsetzung der vierten Klasse war eine richtige Dorfschule. Es gab zwar ein modernes Gebäude in der Nähe, aber da waren die Großen untergebracht. Meine neue Lehrerin in der vierten Klasse hieß Fräulein Schmidt. Sie war jung, und ich fand sie nett. Wir hatten alte Schulbänke wie in einem historischen Film. Die Tische schräg mit eingelassenem Tintenfaß,

aufklappbarer Tischplatte und integrierten Sitzbänken. Dann gab es noch eine ältere Lehrerin für Religion, die mit schneidend hoher Nonnenstimme mit uns «Die güld`ne Sonne» sang. Das klang weniger gülden als nach einem rostigen Sägeblatt für meine Ohren, begleitet von der blonden Kirsten, einer Streberin, die wusste, dass sie etwas Besseres ist und ihre Singstimme dementsprechend in den Vordergrund stellte. Vielleicht war ihr das damals auch nicht bewusst. Heute weiß ich, dass Menschen sich meist anders fühlen, als wie sie nach außen wirken.

Die Freundschaft mit Reiner Regel begann in dieser Klasse und sollte, trotz späterer Unterbrechung, bis heute andauern. Dann war da Gerd Launer. Mit ihm war ich ebenfalls befreundet. Sein Vater war Organist und er, Gerd, komponierte schon. Das trug ihm Bewunderung ein. Meine Eltern haben das belächelt. Mein Vater als Musiker wollte das nicht ernst nehmen. Ist doch «nur ein Kind» - und kein Wunderkind. Man galt in seinen Augen ab Philharmoniker-Niveau etwas. Da blieben viele auf der Strecke, ich eingeschlossen.

Das erste Weihnachtsfest im neuen Haus kam. Mein Vater spielte wie immer den Weihnachtsmann, unsichtbar und nur durch das Klingeln an der Haustür erkenntlich. Dort stand dann ein großer Wäschekorb mit Geschenken, den mein Vater natürlich vom Weihnachtsmann, der eilig weiterziehen musste, erhalten hatte. Der Tannenbaum leuchtete, die Kerzen waren neuerdings elektrisch der Brandgefahr wegen. Die Brandgefahr schien vorher in der Mietwohnung kein Problem gewesen zu sein. Aber jetzt war es Eigentum.

Aus unerfindlichem Grunde bekam ich über die ersten Weihnachtstage im neuen Haus einen heftigen Asthma-Anfall. Ich konnte kaum zur Toilette gehen, ohne völlig aus der Puste zu kommen. Es ging nur mit ganz langsamen Bewegungen. Schlafen musste ich im Sessel, denn im Liegen bekam ich keine Luft. Mein Vater las mir in diesen Tagen aus der Schatzinsel vor. Das war schön und sehr spannend. Heute frage ich mich, warum meine Eltern keinen Arzt geholt haben. Eigenartigerweise hatte ich keine Panik. Es war lästig, aber trotz allem empfand ich es nicht als nicht bedrohlich. Irgendwann wurde es besser und ich bekam wieder Luft.

Die Zeit der Prüfung für die Oberschule, so hieß das Gymnasium damals, war gekommen. Der Rektor unserer Volksschule versuchte uns, dieses Vorhaben auszureden. Was seine Beweggründe dafür waren, blieb mir unerfindlich. Seine grandiose Begründung war: «Da muss man sehr schwierige Dinge lernen. Im Englischen zum Beispiel, da werden die Worte ganz anders ausgesprochen, als man sie schreibt. Der Tisch zum Beispiel. Da sagt man [*täibel*], aber man schreibt *tab-le*». Meine Herren²⁰, so ein Idiot. Wenn das alles ist? Schwierige Dinge sind was anderes. Also mich hat er nicht abgeschreckt.

²⁰ «Meine Herren!» war ein beliebter Ausspruch meines Großvaters bei Superlativen und bei Besonderem.

Ich hatte mir das mit der Oberschule nicht selbst ausgedacht. Es hieß einfach und suggestiv: «Du willst doch auf die Oberschule!» Ich wußte nicht so genau, was ich wollte, und was das war mit einer «Ober-Schule» und widersprach nicht. Aber so ein bescheuertes Argument, wie das des Rektors konnte nur zum Widerstand ermuntern. Dumme Argumente konnte ich noch nie ausstehen. Wobei etwas so Lächerliches ja nicht wirklich «Argument» genannt werden kann.

Der Weg zur Schule wurde, wie alle Wege innerhalb der Umgebung, mit dem Fahrrad zurückgelegt. Eine interessante Formulierung in der deutschen Sprache: einen Weg «zurück-legen». Man hat ihn vor sich und legt ihn örtlich sukzessive zurück, hinter sich, um eine Entfernung zu überbrücken, oder sie in einem zeitlichen Ablauf aufzulösen. Die Zeit läuft ab und den Raum können wir beliebig durchschreiten und zurücklegen, uns frei darin bewegen. Bewegung macht Zeit spürbar. Ohne Bewegung scheint die Zeit stillzustehen. Ob sie es dann auch tut, weiß ich nicht. Wie ist es, wenn das Ganze umgekehrt strukturiert ist? Der Raum läuft ab (keine Ahnung, wie das funktioniert), und die Zeit können wir beliebig hervorholen, durchqueren, uns frei darin bewegen, vorwärts und rückwärts? Im Traum scheint es möglich zu sein. Sich in der Zeit zu bewegen, kann ich gut nachvollziehen.

Ich erinnere mich an das Pausenbrot, welches mir meine Mutter jeweils machte. Es war ein «Doppeldecker», wie wir es nannten. Eine Scheibe Knäcke-brot, dann Käse und eine weitere Scheibe Knäcke-brot obendrauf. Natürlich mit guter Butter auf beiden Seiten. Butter galt seit Kriegsende als Inbegriff des «Zu-Essen-Habens», nicht nur bei uns. «Gute Butter», sagte man. Die gab es in den mageren Jahren, als es kaum Grundnahrungsmittel gab, am allerwenigsten. Man hatte zwar dieses künstliche Industriefett namens Margarine erfunden, aber die gab es auch kaum, und wenn, dann in Spurenelementen. Gedanken an zu viel Fett waren damals fremd. Woher sollten sie auch kommen. Wenn es ein Stück Brot oder eine Kartoffel gab, war es schon viel. Und eine Kartoffel mit Butter und Salz - das war ein Fest. Aber diese Zeiten waren bald zehn Jahre her. Bei meiner Geburt war es so, da überlebte ich durch Muttermilch – danke an alle Mütter, die lange stillen! Heute gab es genug gute Butter und ich genoss meinen Knäcke-brot-Doppeldecker in der großen Pause.

Hier waren die umliegenden Straßen in Anlehnung an die Länder im Nordmeer benannt. Nach der Schule fuhr ich den Grönländer Damm hinunter, eine Kopfsteinpflasterstraße, die an alte Zeiten erinnerte. Die Pferdefuhrwerke waren noch spürbar. Da gab es die Lofotenstraße, die Islandstraße, den Spitz-bergenweg.

Oftmals holte ich meinen Vater von der U-Bahn-Station Meiendorfer Weg ab, wenn er von der Probe kam. Das tat ich gerne. Ich fuhr mit dem Rad hin,

und wir spazierten dann gemeinsam durch den Wald nach Hause und mein Vater genoss die Luft, die so viel besser war als in der Stadt.

Ich fand schnell Freunde in der Umgebung. Reiner Regel in der Pusbackstraße - er wohnt heute noch oder besser wieder dort – war ein ständiger Freund bis zur siebten Klasse im Gymnasium. Dann verliefen sich unsere Wege, da ich sitzenblieb. Reiner widmete sich der Klarinette und verließ bald die Schule. Unsere Eltern hatten einen guten Draht zueinander. Das lag unter anderem daran, dass Reiners Vater Schallplatten von Fischer-Dieskau hatte, die an Abenden gemeinsam gehört wurden. Allem voran Franz Schuberts Winterreise. Wunderschöne Musik. Erst später wurde mir bewusst, welch ein kompakt geschürtes Paket an Weltschmerz und Depression in Wort und Ton darin erklang. Wenn ich mich recht erinnere, gab es auch Aufnahmen des wohl legendären Sängers Heinrich Schlusnus. Reiners ältere Schwester Ute wurde später eine erfolgreiche Sängerin.

Wolfgang Becker, der an der oberen Ringstraße wohnte, war ein weiterer Freund. Sein Vater fuhr einen Opel, damals noch besonders. Dann war da Ole Oldag, den Herr Brühl einen «Straßenköter» nannte. Wolfgang Becker hatte alle Bücher von Prinz Eisenherz, große gebundene Ausgaben, die ich ausleihen durfte. Da tauchte ich wieder ganz hinab in meine Ritterwelt. Später machten wir Soldatenspiele mit selbstgebauten Maschinenpistolen aus Holz. Der Wald gab ein ideales Terrain für unsere Gefechte.

Unweit von Meiendorf gab es einen Truppenübungsplatz des inzwischen wiedereingeführten deutschen Heeres, welches man euphemistisch «Bundeswehr» nannte. «Der Russe schläft nicht». Man musste gewappnet sein. Die Propaganda ging weiter. Dieser Platz, an dem sich deutsche Wehrmachtsrelikte tummelten, hieß Höltingbaum. Wir sammelten dort verlorene Platzpatronen, die wir später aufsägten, um das darin befindliche Pulver abzufackeln. Bald kam der Film «Die Brücke»²¹ von Bernhard Wicki in die Kinos, der manche Aspekte der Sinnlosigkeit des Krieges in einer Form darstellte, die unter die Haut ging.

Die Kriegsspielbegeisterung schlug bald um. Ich wurde ein aktiver Kriegsdienstverweigerer. Sowohl mein Vater wie sein Bruder, Onkel Hermann, waren der Internationale der Kriegsdienstgegner beigetreten. Als das Thema der Musterung, es gab eine «Kriegsdienstpflicht», aktuell wurde, trat ich der Vereinigung ebenfalls bei.

Erwähnenswert ist der Tagesrhythmus von meinen Eltern, der etwas Unumstößliches hatte. Er war einerseits durch die Mahlzeiten gegeben, die aus Frühstück, Mittagessen, Nachmittagskaffee und Abendbrot bestanden. Das war ein feststehender Rhythmus. Nur das Mittagessen, welches immer als eine warme Mahlzeit bereitet wurde, hatte eine gewisse zeitliche Variable, die durch das Ende der morgendlichen Orchesterproben, bzw. Generalproben in

²¹ [https://de.wikipedia.org/wiki/Die_Br%C3%BCcke_\(1959\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Die_Br%C3%BCcke_(1959))

der Oper, die meist ausgedehnt waren, gesetzt wurde. Nach dem Mittagessen wusch meine Mutter ab, ich durfte das Geschirr trocknen. Dann war Mittagsruhe – Siesta. Es wurde geschlafen. Beim darauf folgenden Kaffee gab es immer eine süße Beigabe, einen einfachen Cake oder ein Stück Torte aus der eigenen Fertigung. Als Kind konnte ich diesem Mittagsschlaf nicht folgen, ich fand es langweilig. Später schlief ich dann auch nach dem Essen, hatte aber immer Mühe, wieder aufzuwachen. Des Schlafes Schwere blieb hängen.

Einige Türen zur Diele im neuen Haus hatten eine Glasscheibe, um Licht in die Diele zu lassen. Einmal wehte der Wind eine solche Türe zu. Die Scheibe flog heraus und ging zu Bruch. Wenig später geschah es, dass ich am Abend vom Spielen offenbar zu spät nach Hause kam. Ich hatte eine Zeit mitbekommen, aber damals hatte ich keine Uhr. Es war nicht einfach, pünktlich zu sein. Ich war zu spät. Meine Mutter kam mir auf dem Eingangspodest entgegen. Das Podest hatte ein schmiedeeisernes Geländer aus Onkel Ludwigs Werkstatt mit einem abschließenden Knauf. Sie wollte mir eine Ohrfeige geben, ich wich instinktiv auf die Seite. Sie traf den Knauf mit voller Wucht. Das tat weh. Die «Armada» zog sich ins Haus zurück.

Als ich wenig später in der Diele stand, machte sie einen zweiten Anlauf, mich zu bestrafen. Ich stand vor besagter Glastür, die kurz zuvor zu Bruch gegangen war. «Komm da weg!» herrschte sie mich an. Ich erkannte meinen gläsernen Trümpf und blieb angewurzelt stehen. Trümpfe verschenkt man nicht. Ich dachte nicht daran, meine Position aufzugeben, zumal ich mich nicht schuldig fühlte. Ich hatte die Spielkameraden ja nach der Zeit gefragt, die konnten, wie ich auch, nur raten. Irgendwann gab sie auf mit ihrer in solchen Momenten typischen Stimme aus Granit: «Du bist es ja nicht wert, dass man dich schlägt!» Ob mir an einem solchen Wert gelegen war, bezweifle ich. Aber es war sicher ein Hieb in die falsche Richtung, der seine Spuren hinterließ.

Ein paar Häuser entfernt von dem unserem, weiter oben in der Ringstraße, lebte ein Mechaniker oder Ingenieur, der für Porsche ein Kupplungsteil oder etwas Ähnliches erfand. Daraufhin kamen die Leute vom Radio und interviewten ihn. Das Fernsehen war bis dato noch in den Kinderschuhen. Man sah nicht fern. Man hörte Radio. Da unsere Straße ruhig war, musste eigens ein Porsche auf und ab fahren, um eine Geräuschkulisse zu bieten. Gutes altes Radio.

Jeden Mittwoch gab es ein Kriminalhörspiel. Das durfte nicht verpasst werden. Auch sonst gab es regelmäßig Hörspiele, zum Beispiel von Günter Eich, denen wir mit Vergnügen lauschten. Dafür gab es bald einmal eine Musiktruhe. Das war ein Möbelstück, welches Radio, Plattenspieler und Lautsprecher in sich vereinte, und den Anspruch erhob, schön auszusehen. Die neue Truhe konnte den Ansprüchen genügen. Dazu kam, dass inzwischen die Langspielplatten «In» waren. Unsere erste Langspielplatte war das Forellenquintett von Franz Schubert. Das waren wunderbare neue Klänge - noch in mono. Stereo kam später. Aus dieser Truhe erklangen im Radio die ersten Lesungen

der (damals) modernen Schriftsteller aus der Schweiz: Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt. Wir freuten uns an dem etwas behäbigen Dialekt, besonders von Dürrenmatt mit seinem Berner Hintergrund, ohne zu wissen, dass sie Hochdeutsch sprachen. Da hatte ich noch nicht die leiseste Ahnung, dass ich mich einmal in diesem Dialekt ausdrücken sollte.

Zunächst kam die vierzehntägige Auslese, so nannte man die Prüfung zur Oberschule. Sie wurde abgehalten von einem sympathischen Volksschullehrer und der älteren Oberschullehrerin Fräulein Jönsson (Fräuleins gab es damals noch), eine Tante meines späteren Schulfreundes Nils Jacobsen. Ich fand das alles ganz locker, es war kein Ehrgeiz im Spiel, ich folgte einfach dem Prozedere, von dem man sagte, ich wollte das doch.

Dann kam der blaue Brief, in dem das Ergebnis den Eltern bekannt gegeben wurde. Meine Aufnahme in die Oberschule war bestätigt. Als ich nach Hause kam, wollte meine Mutter mich umarmen, ich war schon weiter gelaufen. Es war kein großes Ereignis für mich, eher ein natürlicher Fluss, der den Wunsch der Eltern erfüllte. Für sie war es etwas Großes, und sie hat mir meine ›Neutralität‹ dem gegenüber nie verziehen. Es war ein Moment, wo ihre Vorgaben, was zu fühlen sei, keine Alternativen kannten, und in meinem Fühlen keine Entsprechung fanden. Das war oft so. Das resultierende Urteil war von unbeugsamer ›Konsequenz‹, wie sie es nannte. Mit dieser Konsequenz blieb sie dann oftmals beleidigt im Bett, manchmal drei Tage lang. Wie es mir heute scheint, wurde jeder Ausdruck, der nicht mit ihrem Konzept einherging, als verletzend zurückgewiesen empfunden. Dies steigerte sich in den folgenden Jahren zu massiven Ausbrüchen.

Einmal waren wir in der Küche. Meine Mutter wusch das Geschirr nach dem Mittagessen. Ich trocknete wie üblich ab. Sie hatte bereits ein finsternes Gesicht, von Stirnfalten durchfurcht. Was der Grund war, blieb mir meist unerfindlich. Dann warf sie ein Rüstmesser, Spitze voran, voll aggressiver Energie auf die Ablage, dass ich erschrak, und einen Laut wie: «Na!» von mir gab. Daraufhin riss sie mir das Geschirrhandtuch aus der Hand, schlug wie eine Wahnsinnige auf mich ein und schrie mit jedem Hieb: «Na! - Na! - Na! ...!» Das tat zwar nicht weh, aber es prügelte die Seele. Dann ging sie zur Küche hinaus und brach in der Diele effektiv zusammen. Ich stand daneben, weinte, wusste nicht weiter. Mir kam Cornelia aus der Schule in den Sinn, für die ich schwärmte. Die Tränen versiegten. Meine Mutter entschwand mir. Mein Vater kam aus dem Wohnzimmer und wusste auch nicht recht, was er machen sollte. Nach einiger Zeit erhob sich meine Mutter, langsam wie ein geschlagener Hund – geschlagen hatte doch sie – und sagte mit rauher Stimme: «Warum so langsam morden?! Warum nicht gleich ein Messer nehmen!» Damit verschwand sie für drei Tage im Schlafzimmer und war nicht mehr ansprechbar. Ich verstand es nicht. Was hatte ich mit einem Messer und mit Morden zu tun? Derart diffuse Anklagen hinterlassen einen noch diffuseren

Schatten von Schuld bei einem Kind. Schatten, an die man später nur mühsam herankommt. Etwas starb in diesem Moment. Mir wurde sie von da an fremd, und war mir seit dem körperlich unangenehm.

Ostern war es dann so weit. Mit der fünften Klasse begann die Oberschule, die sich von nun an Gymnasium nannte. Unser Klassenlehrer hieß Skupin und gab Mathematik (ausgerechnet!), Physik und Geographie. Wir konnten gegenseitig nicht gut miteinander. In Deutsch hatten wir Herrn Brühl. Er war unser Rektor, den ich sehr schätzte. Er brachte mir die alten Griechen nahe. Das ist bis heute geblieben. Die ganze Ilias und die Odyssee haben wir genauestens durchgenommen. Der Olymp erstand wieder in antiker Größe – allerdings nur in meiner Phantasie. Es gefiel mir, mich in diese Welt einzulassen. Ritter oder Troja-Helden, es war eine Fortsetzung meiner ›Prinz-Eisenherz-Zeit‹.

Ein Buch, welches ich später las, ließ die trojanischen Zeiten neu erblühen. Es war «Der Spielball der Götter» von Rudolf Hagelstange. Eine brillante Erzählung des Prinzen Paris, seine erste Liebe Oinone, die er verließ, Helena, die mit ihm aus den groben Armen des Menelaos floh und so für das Verderben Trojas den tragenden oder besser, den offiziellen Impuls setzte. Ich las es mit Spannung, ohne zu bemerken, welche Hinweise mir dieses Szenario hätte geben können.

Herr Brühl verbreitete bei Klassenarbeiten Ruhe, sagte uns: «Wir haben das geübt, ihr könnt das!» Das war eine willkommene Basis für eine solche Aufgabe. Seinen Unterricht hatte ich gern. Er war im besten Sinne ein Humanist. Er konnte auch direkt sein. Einmal sagte er zu einem Klassenkameraden: «Ole, du bist ein Straßenköter!» Damit war Ole in die entsprechende Kulturstufe eingeordnet.

Neu kam Englisch dazu, die erste Fremdsprache. Herr Riverey machte mit uns phonetische Übungen, um das ›ARR‹ richtig hinzukriegen. Das Klang lustig, wenn alle miteinander übten: bödeit, bödeit, bödeit, börait, börait, um ein korrektes ›bright‹ zustande zu bringen. Für mich war es sehr hilfreich. Es funktionierte. In der letzten Stunde vor den Ferien erzählte er immer aus dem Krieg. Er war, wenn ich recht erinnere, in Borneo und geriet dort in Gefangenschaft. Es war ein entfernter «Schatzinsel-Groove». Diesen Abschluss vor den Ferien machte er in allen Klassen. Ich fand es immer spannend.

In Biologie und Chemie hatten wir Herrn Schröder, dessen Unterricht ich interessant fand. Besonders die Atomstrukturen und die Elementarteilchen haben mich fasziniert. Oft sagte er: «Mein lieber Schwan ...» Komischerweise mochte ihn niemand. Ich habe das nie verstanden.

Es wurde Sommer, und ich konnte die Hausaufgaben auf der Terrasse unter dem Sonnenschirm machen. Die ersten ›Freiluftlektionen‹ aus dem Englischbuch. Ich erinnere das Kapitel: «The Fox».

In der siebten Klasse kam Latein dazu. Es unterrichtete uns Herr Schulz, ein sehr lieber Langweiler. Das half mir nicht über die Schwelle, mich für eine konstruierte tote Sprache zu erwärmen. Es kam mir vor wie ein Gerüst aus Vokabeln und Grammatik ohne einen Klang. Ich konnte den Fluss einer Ausdrucksform nicht entdecken.

Herr Schulz, erfuhren wir später, hatte seine Frau verloren, war immer gedämpft und hatte verständlicherweise keinen «Drive». Latein begeisterte mich nicht und ich war entsprechend schlecht. Ohne Begeisterung hatte ich keinen «Drive». Das Lernen von Lateinvokabeln war fast wie Rechnen. Da klang im Hintergrund dieses: «...Kabeln lernen, Quenzen ziehen, Maurer werden...!»

Ich erhielt zum Jahresabschluss meine Fünf, die Zweite. Die Erste war, wie hätte es anders sein können, in Mathematik. Skupin hatte nichts mit mir am Hut. Da kamen dann Sprüche, wie: «Hannes, du bist unzuverlässig!» Das hat mich damals sehr verletzt. Gab ich mir doch Mühe, zuverlässig zu sein. Heute verstehe ich, was er gemeint haben mochte. Wenn ihm einer der Schüler gegen Strich ging, hieß es immer: «Fünf Aufgaben!»

Das war die Strafarbeit. Das traf mich dann manchmal auch.

Mit meiner zweiten Fünf im Jahreszeugnis blieb ich sitzen. Wohl durch meine inneren Katastrophen besetzt, war es mir ziemlich gleichgültig. Außerdem war die «Oberschule» ja eine Initiative meiner Mutter und nicht meine eigene.

Ich hatte mich in der Klasse zum Außenseiter entwickelt, wurde gehänselt und teilweise verfolgt. Als «Klassik-Sohn» konnte oder wollte ich mit der populären leichten Muse, den Schlagern nichts anfangen. Ich hab mich entsprechend geäußert. Das genügte, um vom Hans zum Gehänselten zu werden und trug mir den Spottnamen «Mozart» ein, dem ich so gar nicht entsprach. Ich «hörte ja nicht», wie meine Eltern früh bemerkt hatten, und ich spielte auch nix g'scheits.

Es gab Verfolgungsjagden mit den Rädern durch den Wald, bei denen man mich immer einholte. Danach konnte ich zu meinem Erstaunen unbehelligt gehen. Ich ließ das nicht an mich heran und gleitete in eine Art Fatalismus. Dazu kam, dass ich einen inneren Absturz erlebte, der mir, wie aus heiterem Himmel, sämtlichen Boden unter den Füßen entzog. Die Außenwelt entfernte sich. Meine Innenwelt hatte vorwiegend existenzbedrohende Seiten. Ich befand mich nahe in den Gefilden des Gedichtes von Rückert, welches Gustav Mahler reich in einem Orchesterwerk mit Singstimme eingebunden hat: «Ich bin der Welt abhanden gekommen ...»

Mahler gefiel mir in späteren Zeiten ausnehmend gut. Vieles war ein Spiegel meiner Gefühlslage.

Der Zusammenbruch

Es geschah plötzlich. Ich muss gut zwölf Jahre alt gewesen sein. Wahrscheinlich im Frühsommer. Alles war entsetzlich grün. Ich sah zur Eingangstüre hinaus. Der Kirschbaum stand in bleiernem Grün da. Alles Grün war tief und schwer und lastete mit unendlicher Traurigkeit auf mir. Ich wusste nicht, dass eine Farbe so erdrückend sein kann. Es war ein Gefühl des Verdammt-Seins. Das Gefühl, alle Fröhlichkeit verloren zu haben – für immer. Ich erinnere kein Ereignis, an dem ich diesen Absturz festmachen könnte, kein hervorstechendes oder halbwegs bewusstes Trauma. Jedenfalls nicht soweit meine Erinnerung reichte. Die Erinnerung ist manchmal ein trügerisches Ding. Die Welt hatte sich von einem Moment zum anderen verändert, verkehrt und es war unerträglich. Alles war zäh, jede Bewegung zur Zeitlupe verdammt. Jede Bewegung schien erneut schuldig zu machen. Unerklärlich und diffus. Es gab keine Orientierung. Es war niemand da, der das verursacht haben könnte. Eine neblige allwissende Instanz schien das Urteil gesprochen zu haben und es war vernichtend. Traurigkeit und Scham verschlossen mir den Mund. Namenlose Schuld waberte durch alles hindurch. Ich begann, die Bibel zu lesen. Das war etwa nach drei Monaten. Wie ich darauf kam, weiß ich nicht mehr. Es schien das Naheliegendste zu sein, der letzte Anker, einer, der noch greifbar war.

Ich schlug das Buch irgendwo auf. Es war das Buch Jesus Sirach. Ich fand darin ein paar Sätze, die mich aus dem schlimmsten Abgrund hervor holten, die eine neue Hoffnung in mir aufkeimen ließen. An die Worte kann ich mich nicht erinnern. Es gab einen Ausblick, der Verdammnis nicht unabdingbar anheimfallen zu müssen.

Es folgte eine Zeit der Zwänge, voll religiösen Drucks, in dem ich mich selbst nicht aushielt, der aber unausweichlich war, um nicht in der Hölle zu landen. Oft war ich mir selber peinlich, hatte jedoch keine Wahl. Vor jedem Essen mein stilles Tischgebet – es musste im Stehen sein – zu verrichten, fiel meinen Eltern auf die Nerven. Sie sagten zwar nichts, doch das Unverständnis war spürbar. Auf dem Schulweg unterlag ich dem Zwang, Steine aus dem Weg zu räumen, damit niemand darüber fiele. Ich war zum schrägen Vogel, zum Fanatiker mutiert. «Nie mehr so traurig sein zu müssen», war der generelle Orgelpunkt in dieser Zeit. Heute wäre ich möglicherweise beim Psychiater oder in der Drogenszene gelandet. Die Drogen blieben mir zum Glück erspart.

Heute würde man wohl wegen massiver Depressionen einem Therapeuten übergeben werden. Aber, wie meine Mutter oft sagte: «Das gab es damals nicht.» Meine Eltern haben, glaube ich, nicht viel von meinen inneren Katastrophen mitbekommen. Ich frage mich, ob wir uns in dieser Zeit gegenseitig einfach erduldet haben. Reden konnte ich nicht. Sie offenbar auch nicht.

Es dauerte Jahre, bis der Druck sich spürbar minderte. Dazu trugen später das Yoga, das I Ging und östliche Philosophien entscheidend bei.

Zunächst einmal kam ich, da ich sitzengeblieben war, in eine neue Klasse zu Herrn Clausen, der wieder das Hauptfach Mathematik gab. An Wiederholungen muss man nicht glauben, sie scheinen jedoch ein gewisses System zu haben. Die Klasse hat mich offen aufgenommen, womit ich in meiner inneren Zwangsjacke zu wenig umgehen konnte. Bald einmal wurde meine erste Liebe, mit der ich nie ein Wort gewechselt hatte, ich war zu gehemmt, von einer neuen in meiner jetzigen Klasse abgelöst. Sie war ebenso erfolglos. Immerhin redeten wir miteinander. Wir hatten ein Stück weit den gleichen Heimweg.

Der Lateinunterricht erfuhr eine Milderung. Ein engagierter Lehrer, Herr Dombrowski, konnte mich mehr motivieren. Ich mochte ihn. Er war ein hervorragender Lehrer, der auch vor uns Schülern einen klaren Respekt zeigte. Das war damals eher die Ausnahme.

Die Zeit der Konfirmation rückte näher. Konfirmationsunterricht war angesagt. Ich war inzwischen einige Zeit in der ›Jungen Gemeinde‹ und auch in der dortigen Laienspielgruppe, in der Helmut Gorny geschickt Regie führte. Wir studierten den ›Elias‹ für eine Aufführung in der Kirche ein. Ich bekam die Rolle des Elias. Da war ich voll in meinem religiösen Drive. Das kam beim Spiel wohl ›über die Rampe‹, es war eindrucksvoll, wie es hieß. Pastor Fröhlich schüttelte vor Begeisterung den Kopf und murmelte: «Das so was noch konfirmiert wird ...?» Manch einer dachte damals, ich würde Pastor werden. Das hatte ich nie im Sinn. Eigenartigerweise hatte ich in diesem Punkt eine bewusste Klarheit.

Vielleicht war die Religiosität aus einer tiefen Angst geboren und kein wirkliches Anliegen. Denn in der Religiosität liegt ein strenger Gehorsam ›dem Herrn‹ gegenüber, und gerade der Gehorsam war ein Konfliktzentrum für mich. Ich kann es nicht ausloten. Auf jeden Fall gab es einen inneren Widerstreit zwischen gefordertem Gehorsam und einer klaren Rebellion gegen denselben.

Aus der Konfirmation wurde ein üppiges Fest gemacht. Eine lange Tafel stand im Wohnzimmer. Meine Mutter machte Pasteten. Ich wusste nicht, was an dem Blätterteigzeugs besonders sein sollte. Man fragte mich nicht. Man war in dem Alter noch ein Kind, und Kinder wurden nicht gefragt. Mutters O-Ton: «Das war damals so.»

Ich bekam viele Geschenke, dicke Bücher, Abendländisches, Geschichtliches, Religiöses. Viele habe ich nicht gelesen. Es waren da zu starke innere Zwänge, nichts Weltliches hereinzulassen, oder in eine innere Stille zu gehen, die mehr Forderung als Wirklichkeit war, oder eher die Angst, etwas Falsches aufzunehmen, Fehler zu machen. Statisches ausharren. Ein dauerndes Damoklesschwert imaginärer ›Sünde‹ schwebte diffus über mir. Innere Erstarrung, die kaum äußeres aufnehmen wollte oder durfte. Es lag mehr im Dürfen begründet.

Meinem Großvater ging es im Laufe des Abends schlecht. Er setzte sich in den Sessel im Nebenzimmer. Sein fahles Gesicht und besonders seine Augen sind mir aufgefallen. Ein helles, wässriges Blau der Leere. Verzweiflung? Sah ich die Angst des Endes? Später fragte ich mich, ob so der Blick des letzten Abschieds aussieht. Die Endgültigkeit, die unwiederbringlich und unsagbar im Raume steht, ein unhörbarer Ton.

Der Hausarzt hatte nicht erkannt, dass es ein Herzinfarkt war. Eine Woche später ist mein Großvater in seinem Sessel zu Hause gestorben. Ich hatte ihn gern gehabt. Er sagte nie viel, er fehlte jetzt. Dass Menschen fehlen, liegt nicht an der Menge ihrer Worte.

Wie oft war er am Morgen zu uns gekommen, um in «seinem Garten» zu arbeiten. Das war ihm ein wenig Wiedergutmachung für den Verlust seines eigenen Hausprojektes in Flottbek durch die Nazipolitik und den Krieg. Wenn ich Ferien hatte, machte ich ihm dann manchmal seinen Kaffee, den er den ganzen Tag lang trank. Während der Arbeit gab es zwischendrin «Fofftein»²², die obligatorische Kaffeepause. Da herrschte eine wohltuende Ruhe, ab und zu ein paar Worte, ein paar «Döntjes». Dazu rauchte er filterlose Zigaretten. Sie hatten eine ovale Form und kamen in einer ovalen Metalldose. Eine kleine Insel zufriedener «Arbeiter-Atmosphäre».

Diese Jahre waren von Schwere durchzogen. Die religiöse Geißel sass tief. Sie war allgegenwärtig, wie sich das in einer Religion gehört, und vertrieb sicher einige Spielkameraden. Diese Geißel sollte sich erst langsam und doch nie vollständig auflösen. Vor allen das Thema des Todes blieb anwesend. Manchmal im Hintergrund, manchmal fühlbarer.

²² Fofftein = fünfzehn, was eine fünfzehnminütige Pause bezeichnet. Die Anzahl Minuten waren aber wenig verbindlich.

Kreativitäten

Geige und Bratsche

Der zeitliche Ablauf ist heute nicht immer nachvollziehbar. Möglicherweise hat ein genaues Nacheinander keine wesentliche Bedeutung. Wichtig in der nachträglichen Betrachtung ist die Affinität zu kreativen Ausdrucksformen, die sich in bestimmten Zyklen darstellte. Eine Welle in stetigen auf und ab.

Ein Zyklus, der sich bald nach dem Umzug an die Ringstraße öffnete, war der Wunsch, Geige zu spielen. Woher diese Initiative kam, kann ich nicht sagen. In einem Musikerhaushalt lag wohl Derartiges nahe. Ich hatte einfach Lust. Eine Geige war neben Vaters Bratschen vorhanden. Es konnte grad begonnen werden. Mein Vater unterrichtete mich. Er überließ die Initiative mir, womit das Unternehmen zur Unregelmäßigkeit verdammt war. So gut er als Musiker war, so wenig pädagogische Eignung hatte er. Seine Ungeduld kam schnell zum Vorschein. Er konnte es ja. Warum denn ich nicht. Saubere Intonation ist auf einem Streichinstrument besonders am Anfang eine Herausforderung. Und immer wieder dieses: «Hörst du das nicht ...!»

Nach den ersten Grundlagen war es dann Zeit, auf die Bratsche umzusteigen. Das lag ›in der Luft‹. Hier war neben Vaters ›Ceruti‹ aus Cremona – die sich viel später leider als Fälschung entpuppte – eine Joseph Klotz Bratsche aus Mittenwald vorhanden. Ein schönes Instrument in kleinerer Mensur, für mich ideal. Damit kam ich bald ins Mittelstufenorchester im Gymnasium, welches Helmut Förster dirigierte. Er war ein angenehmer Lehrer und strahlte eine gewisse Leichtigkeit aus. Ich fühlte mich wohl bei ihm.

Meine Übezyklen waren immer wieder von längerem Pausieren unterbrochen, sodass sich meine Fortschritte in Grenzen hielten. Später kam ich dann ins Oberstufenorchester, was anspruchsvoller war. Es wurde geleitet von Kurt Tantau, der auch den Musikunterricht für den musischen Zweig gab. Im Rundfunk gab es regelmäßig Abende für junge Hörer. In der Weihnachtsausgabe dieser Live-Sendung wurde unser Oberstufenorchester regelmäßig für die musikalische Umrahmung engagiert. Das war für uns ein Höhepunkt, vor vollem Saal und laufenden Mikrofonen in einer Direktübertragung zu spielen.

Tonbandaufnahmen

Das Rundfunkambiente sprach mich an. Ein faszinierendes Flair. Es hatte etwas Mythisches an sich. Die Magie des Unsichtbaren zog mich an. Inzwischen war die Tonbandtechnik weit fortgeschritten. Es gab Geräte zur Aufnahme für den Heimbedarf. Das fand ich toll. So ein Tonbandgerät zu haben und Aufnahmen zu machen. Neben den Hörspielen von Günter Eich und den Krimiproduktionen an den Mittwochabenden gab es inzwischen Hörspiele von Friedrich Dürrenmatt, der mich in seiner ganzen Art zu schreiben faszinierte.

Es war wieder einmal Weihnachten, und mein Vater als wundervoller Weihnachtsmann hatte den Korb mit Geschenken hereingeholt. Es kam für mich ein Mikrofon zum Vorschein, was mich begeisterte. Ich hatte nicht mehr erwartet, da holte mein Vater eine größere viereckige Schachtel herein – Überraschung – es war ein richtiges Tonbandgerät von Grundig. Eine riesenhafte Freude. Alles war da, um Aufnahmen zu machen. Das erste ‚Opus‘ sollte «Der Doppelgänger» von Dürrenmatt werden. Ich trommelte einige Schulkameraden zusammen, die bereitwillig mitmachten. Schon der Beginn dieses Hörspiels begeisterte mich:

Ein Regisseur und ein Schriftsteller sitzen beieinander. Alles ist offen. Der Regisseur will dessen Geschichte hören. Es sei eine dunkle Geschichte, meint der Schriftsteller und gibt an, dass er von der Geschichte nicht mehr weiß als das Motiv. Das mache aber nichts, eine Handlung stelle sich immer zur rechten Zeit ein.

Und dann geht es los:

Der Schriftsteller denkt sich einen Mann. Der Mann soll ein Mörder sein. Der Mann weiß es jedoch nicht. Sein Doppelgänger sagt es ihm. Der Mann weiß, dass er unschuldig ist ...

Jetzt, wo ich das Hörspiel nochmals nachlese, fällt mir die dramatische Szene mit meiner Mutter ein, als sie zusammenklappte und mir vorwarf, langsam zu morden – «warum nicht gleich ein Messer nehmen ...» Fremde Schuld? War ich mein Doppelgänger ...? Das waren keine schizoiden Schübe, es war die Faszination verborgener Pfade und Verknüpfungen in mystischem Nebel. Anziehungskraft der Dramatik.

Diese Geschichte war so recht nach meinem Sinn. Alle Erwartungen wurden im vornherein aufgelöst. Das passte mir. Der Name – unwichtig. Eine Szenerie entsteht – ein freier Fluss. Alles, was erwartet wird, trifft nicht ein. Und im Zwielflicht wabert eine dumpfe Schuld, deren Zuordnung ihren Weg sucht. Ich empfehle dieses Stück heute noch.

Bei unserem ersten Hörspiel hatten wir einen kleinen ‚Pausensnack‘, der sich still einbürgerte. Ich weiß nicht mehr, wer von uns es entdeckt hatte, es kamen Whiskybonbons ins Spiel, eine Zutat, die uns beflügelte.

Wir meisterten diese Erstproduktion anständig, und es machte so viel Spaß, dass wir weitermachten. Als Nächstes kam – auch von Friedrich Dürrenmatt – «Die Panne» dran. Dies ist ein wunderbares Stück. Wieder einmal ging es um Schuld. Schuld, deren Konturen erst entdeckt und offengelegt werden müssen. Das Hörspiel bringt bei aller Tiefe der Thematik eine Menge an kulinarischen Ingredienzien mit, nicht zu vergessen die exquisite Kenntnis Dürrenmatts guter Weine und ihres Ursprungs, die hier leichtlebig mit einfluss. Auch diese Seite inspirierte uns, und Vaters Keller gab, etwas bescheidener, einiges her. Dürrenmatts Ausführungen über Weine geleiten mich noch heute beim Aussuchen einer Flasche dieses Rebensaftes.

Inzwischen hatte mich der technische Ehrgeiz gepackt. Ich übte mich im Schneiden. Sofort wurde klar, dass die höchste Bandgeschwindigkeit zu wählen sei, um heikle Schnitte sauber auszuführen. Es gelang gut und ersparte uns aufwendige Wiederholungen. Das wurde bei der nächsten Produktion fleißig angewendet: «Biedermann und die Brandstifter» von Max Frisch, den ich ebenfalls verehrte. Mit den Geräuschen waren wir umständehalber sparsam. Die Sirenen der Feuerwehr am Ende der Geschichte konnten wir jedoch gut realisieren dank Berend Thorades Klarinettenmundstücks, welches er in ein lebensrechtes Martinshorn verwandelte.

Fotografie

Ein anderer kreativer Zyklus vollzog sich mit der Fotografie. Fotografie hatte mich immer angesprochen. Mein Vater hatte aus seiner Jugend einen 6X9 Apparat von Kodak zum Aufklappen. Mit diesem Teil durfte ich bald einmal meine ersten Versuche unternehmen. Beim Filmeinlegen war immer darauf zu achten, dass die Filmrolle stramm aufgewickelt blieb, damit kein Licht an den Rändern herein streute.

Inzwischen hatte die Kleinbildfotografie Einzug gehalten. Mein erster eigener Fotoapparat wurde eine Voigtländer Vitomatic II. Da gab es den Luxus eines Belichtungsmessers und eines Entfernungsmessers, eine große Hilfe für das Gelingen der Aufnahmen. Den Farbfilm gab es auch als Diafilm, der sich besonderer Beliebtheit erfreute. Das «Lichtbildtheater» hielt Einzug in viele Haushalte und langweilte so manche Gäste abendlicher Einladungen mit Urlaubsbildern.

Die schwarzweiße Variante blieb für mich von bleibendem Reiz. In der Schule sah ich, wie man selber entwickeln und vergrößern konnte. Das wollte ich auch. Es gab dort einen Raum, den man manchmal benutzen durfte. Das war umständlich. Darum wurde in unserem Keller ein kleiner Laborraum unter der Treppe abgetrennt und schon konnte es zu Hause losgehen. Das Prozedere war mir schnell geläufig. Es machte Spaß, so feinkörnig wie möglich zu entwi-

ckeln. Ich wollte große Bildformate mit dem Vergrößerer herstellen, Ausschnitte anpassen und damit experimentieren.

Bald packte mich das Mittelformat wieder, welches bessere Auflösung versprach. Hier kam wieder der ›Weihnachtsmann‹ in Form meines Vaters zu Hilfe. Es gab eine Rollei 6X6 mit echtem Spiegelreflexsucher. Ein Profigerät und ein willkommener Luxus. Hochkarätiges Werkzeug war mir immer wichtig. Mit mittelmäßigen Instrumenten machte es keinen Spaß. Jetzt wurde neu experimentiert, Entwicklertemperaturen ausprobiert, Feinkörnigkeit ausgereizt. Ein neuer Vergrößerer musste her. Der hatte eine Raffinesse, die ich sehr schätzte. Man konnte den Bildkopf kippen und das Objektiv in der Ebene entsprechend schwenken, um perspektivische Verzerrungen auszugleichen oder hervorzu-rufen. Das ergab neue Möglichkeiten der Motivdarstellung. Einmal kam bei der Filmentwicklung zurückgebliebenes heisses Wasser aus dem Wasserhahn. Das Resultat war ein Runzelkorn auf Teilen des Filmes. Mein erstes Entsetzen wich der Erkenntnis, ein kreatives Ausdrucksmittel entdeckt zu haben. Es war der Auftrag eines Porträts einer griechischen Sängerin. Das Runzelkorn gab ihrer mediterranen Erscheinung eine besondere Note. Sie war begeistert. So wandelte sich der anfängliche Schrecken in forschende Neugier. Trotz einiger Versuche habe ich das Runzelkorn nie mehr so schön hinbekommen.

Ein Highlight war es auch, Mädchen aus der Schule als Modelle einzusetzen. Mein verehrter Zeichenlehrer, ›Billy‹ Drews stand hilfreich zur Seite, inspirierte bei den ›weiblichen Stillleben‹. Er ließ mich in seinem Atelier arbeiten. Das allein wirkte schon mit einer beflügelnden Atmosphäre. Billy Drews blieb mir bis heute in werter Erinnerung. Leider starb er viel zu früh.

Das Horn

Entfernung von der Bratsche

Als hätte ich nicht genug kreative Interessen, die Bratsche, Hörspiele und Theater und die Fotografie. Es kam noch ein gewichtiges Element hinzu. Es war in einer Probe des Oberstufenorchesters. Ich weiß nicht mehr, was wir spielten. Es war jedenfalls eine Hornstimme dabei. Wolfgang Keller, Sohn des ersten Hornisten und Kollegen meines Vaters in der Philharmonie, spielte das Horn. Das faszinierte mich. Der Klang des Hornes sprach mich an. Das war schon so, als ich damals Humperdincks Hänsel und Gretel in der Oper hörte. Ein herausragender und strahlend weicher Klang. Ich erkundigte mich, ob sein Vater Unterricht gäbe, was er bestätigte. Ich ging nach der Probe mit ihm nach Hause und fragte Herrn Keller, ob er mich unterrichten würde. Er hatte sogar ein Horn für mich, welches ich benutzen durfte. Damit fuhr ich dann nach Hause, um entsetzte Blicke zu ernten mit der Ermahnung, ich hätte meine Eltern zuerst fragen müssen. Auf die Idee bin ich nicht gekommen. Das war mir nicht einsehbar.

Ich begann, Horn zu üben. Dann gab es einen Vorfall im Oberstufenorchester, in dem ich immer noch Bratsche spielte. Tantau dirigierte wie immer. Es gab ein kleines Bratschensolo im Satz einer Symphonie. Die Klassenkollegin spielte fröhlich drauflos. Ich tat dasselbe. Da herrschte mich Tantau an: «*SIE* ist Solobratscher!» Niemand hatte das festgelegt. Woher sollte ich das wissen? Außerdem fand ich sie nicht besser. Das Kommando von Tantau korrespondierte im Dunkel mit einer Bemerkung meiner Mutter. Zur Zeit der sogenannten mittleren Reife hatte ich eine intensive Übephase auf der Bratsche. Ich fand das sehr erfüllend und sagte ihr, ich möchte auf die Musikhochschule. Auch sie herrschte mich an: «Die *nehmen* dich doch garnicht!» Womit habe ich diese demotivierenden Ausbrüche hervorgerufen? War ich wirklich zu schlecht?

Nach der Probe packte ich die Bratsche ein, das letzte Mal in diesem Orchester. Ich hätte mit Tantau nach der Probe reden können. Das lag nicht, wie man so schön sagt, in meiner Natur. Man könnte auch Konditionierung sagen. Wäre dann alles anders gekommen, wenn ich geredet hätte? Der typische Moment einer ‚Weggabelung‘. Eine Richtung wird eingeschlagen. Später mag man sich fragen: «Was wäre gewesen, wenn die andere Richtung ...?» Möglicherweise die falsche Frage, aber sie lauert.

Der Entschluss stand fest: Ich spiele Horn!

Schwerpunkt Horn

Inzwischen bekam ich bereits eine kleine Mitwirkung mit dem Horn von Susi Korzuschek, Freunde meiner Eltern, vermittelt. Es war eine Hornstimme in einem Kirchenkonzert in Neustadt in Holstein an der Ostsee. Ein erstes Erfolgserlebnis. In Neustadt wurde später «Die Küstenwache» fürs Fernsehen gedreht. Das hatte natürlich nichts miteinander zu tun.

Es dauerte dann nicht mehr lange, bis ich den Abgang aus der Schule erzwang und, jetzt mit dem Horn, an die Musikhochschule in Hamburg ging. Ich wollte frei sein. Doch ich kaufte mir den Zwang ein, gut sein zu müssen. Eine Herausforderung für einen Menschen mit einer Asthmadisposition, der sich das heikelste Blasinstrument ausgesucht hatte. Es war der Beginn meiner Reise in die Welt, die sich, wenn auch langsam, aus «philharmonischer Enge» und aus den schweigenden Furchen einer mütterlichen Sorgenstirne weiten sollte. Früher waren die sogenannten Wanderjahre der Gesellen gang und gäbe. Ich begann meine «Wanderjahre» unbewusst, eher intuitiv. Man könnte es schlafwandlerisch nennen. Ein Drang zum Weiterziehen. Oft entstanden Wandlungen und Wendungen auf Grund von Bemerkungen. Verbale Einwüfe, die in den Raum gestellt wurden, und die sich später als Saat entpuppten, die, bereits vergessen, scheinbar überraschend aufgeht.

Dass sich meine «Wanderjahre» schier endlos gestalten würden, ja möglicherweise Lebensthema seien, war mir nicht bewusst. Der Drang, in die Ferne zu schweifen, in den Süden der Berge und Wälder, die irgendwo in meinen eigenen Tiefen mitschwangen, durchwebte die spärlichen Reflexionen. Es fiel mir erst wesentlich später auf, dass das Thema «Heimat» bei mir eine offene Qualität hat, etwas Suchendes. Mag sein, dass diese Traurigkeit, die mich bei Ucke damals während des Singens des Refrains: «... Lieb` Heimatland, ade,» befiel, eine Art Vorecho war für eine inhärente Reise, die noch im Dunkel ruhte.

Die Lebens-Reise

Noch Hamburg

Das Hornstudium in Hamburg ließ sich gut an. Hornisten waren zu der Zeit Mangelware, was manche Mitwirkung leichter machte. Man brauchte nicht zu suchen, man wurde gefragt. Das tut gut.

Meine erste ›Mucke‹ – heute heißt es allgemein Gig²³ – so nennen die Musiker in Hamburg ein musikalisches Nebengeschäft, kam bald. Sie fand in Altona statt, wo eine Hochschule den Abschluss mit einem eigenen Theaterstück feierte. Zum krönenden Höhepunkt inszenierte man ein Ballett nach den Klängen des Kaiserwalzers von Johann Strauss. Ich sass am zweiten Horn neben Udo Bartels, einem Schüler von Heinrich Keller und genoss das Orchesterspiel, auch wenn ich mich zu Beginn des Studiums recht am Riemen reißen musste. Pausen zählen, präzise Einsätze, Intonation.

Die Musikhochschule lag in einem besonders schönen Quartier in Hamburg Pöseldorf an der Milchstraße, direkt an der Außenalster. Ob jene Milchstraße diejenige des Universums spiegeln sollte – die Adresse des ›Tempels‹ musischer Künste könnte man so verstehen – weiß ich nicht. Ich vermute eher einen profaneren Hintergrund aus der Historie des Quartiers für diese Namensgebung. Die Alster bot bei schönem Wetter – ja, das gab es in Hamburg – hinreichend Verführung, eine langweilige Theorievorlesung durch eine Ruderpartie im Sonnenschein zu ersetzen.

Auf Grund des Hornistenmangels wurde ich bald einmal gefragt, bei einer Konzert-Tournee eines Jeunesse Musical Orchesters nach Frankreich mitzuwirken. Das war ein Leckerbissen. Es ging in verschiedene nordfranzösische Städte, wie Lille, Valenciennes, Maubeuge und Umgebung. Ein anderes Mal reisten wir nach Nancy und umgebende Städte. Ich lernte Standardwerke, wie Mozarts Klavierkonzerte, das Beethoven Violinkonzert, das Cellokonzert D-Dur von Haydn, verschiedene Ouvertüren und Symphonien am ersten Horn kennen. Das Haydn Konzert wurde virtuos vom Cellisten Claus Kanngiesser, der auch an der Hamburger Hochschule studierte, gespielt. Das war ein Highlight. D-Dur ist eine angenehme Tonart für das Horn und es machte riesigen Spaß. Claus Kanngiesser wurde ein berühmter Cellist. Ich liebte das Flair im Ausland und genoss das Reisen.

Regelmäßig, ich glaube jeweils Mittwoch abends, fanden die Proben des Universitätsorchesters in der neuen Rabenstraße beim Dammtor statt. Die Leitung hatte Jürgen Jürgens, der den Monteverdi Chor gegründet hatte. Es war ein

²³ [https://de.wikipedia.org/wiki/Gig_\(Auftritt\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Gig_(Auftritt))

grosses Orchester, in dem auch Musikstudenten mitwirkten. Einer der Höhepunkte war das jährliche Unifest zum Abschluss des Sommersemesters. Dort spielten wir im Auditorium maximum leichte Unterhaltung mit Walzern, Operettenmusik und Märschen. Ein besonderes Highlight war die Aufführung des «Deutschen Requiems» von Johannes Brahms, bei der Agnes Giebel den Sopranpart sang. Wir konzertierten wieder im Audimax. Steward Benzi, ein befreundeter Kommilitone aus Schottland, spielte am ersten Horn, ich sass am dritten. Es war höchste Anspannung und ein unvergessliches Erlebnis. Das «Deutsche Requiem» stellt eines meiner Lieblingsstücke dar. Es war das einzige Mal, dass ich darin mitwirken konnte und ich bin dankbar dafür.

Im Uniorchester lernte ich Barbara kennen. Sie spielte Bratsche und studierte Musikwissenschaft. Wir gingen zusammen aus. Ich lud sie in Peter Ahrweilers «Rendezvous» ein, ein Kabarett in einem Keller am Neuen Wall, welches mich immer begeisterte. Wir kamen uns nicht nahe genug, dass es für längere Zeit hielt. Das lag sicher an meiner häuslichen Enge, aus der ich nicht selbständig heraus kam. Als ich später das Studium in Amsterdam begann, verloren wir uns aus den Augen.

In dieser Zeit formte sich in Hamburg ein neues musikalisches Unternehmen mit dem Namen «Hamburger Kammeroper». Es hieß, der Regieassistent der Staatsoper sei mit von der Partie. Sein Name war Hürlimann, und er entpuppte sich als Sohn der schweizerischen Bierbrauerei Hürlimann. Hauptberuflich galt er eher als Liebhaber des familieneigenen Gebräus. Die Kammeroper wurde eröffnet. Ich durfte im Opernorchester am ersten Horn dabei sein. Wir führten unter anderem «Die heimliche Ehe» von Cimarosa, «Doktor Mirakel» von Bizet und «Das Telefon» von Menotti auf. Hier traf ich Reiner Regel wieder, der kurze Zeit als Klarinettist mitwirkte. Er widmete sich bald dem Jazz, womit er bis heute aktiv ist. Zu Sylvester gab es eine Operngala, auf der nach dem Schlussakkord mit den Musikern und Sängern gefeiert wurde. Ein gelungenes Fest. Wie ich gesehen habe, gibt es die Kammeroper heute noch. Schon wieder schwingt die Frage im Hintergrund: «Was wäre gewesen, wenn ich dabei geblieben wäre?» Falsche Frage? Ich blieb nicht.

Einen Versuch habe ich jedoch noch unternommen, um einerseits zu bleiben, und andererseits aus elterlicher Enge auszubrechen. Ein Kommilitone brauchte für sein Bläserquintett einen Hornisten. Ich könne dafür, ohne auf eine längere Warteliste zu kommen, sofort bei ihm im Studentenheim einziehen. Das war genau das, was ich suchte. Wieder in der Stadt wohnen, frei sein, unter Studenten sein. Da ich finanziell nicht frei war, wurde es mit einer granitgrauen Stimme meiner Mutter abgeschmettert:

«Dann kann ich nur noch deine Wäsche waschen!»

Der Versuch war gescheitert. Auch hier konnte ich nicht redend, verhandelnd mich dem Ziele nähern. Im Reden war ich nicht geübt. Überdies kann man mit Granit nicht argumentieren. Resigniert unterließ ich es, meinen Vater von der

Richtigkeit der Unternehmung zu überzeugen. Bei ihm hätte ich wahrscheinlich Gehör gefunden. Vieles hätte anders kommen können. Ja, *was wäre wenn* – der Konjunktiv findet nicht statt.

Der nächste Versuch war nicht mehr dem Bleiben gewidmet. Steward Benzi, mein schottischer Hornkollege und Freund, erzählte einmal, in Amsterdam gäbe es einen guten Hornlehrer vom Concertgebouw Orkest. Ich rief Jan Bos einfach an, der im Amsterdams Conservatorium unterrichtete. Warum meine Wahl nicht auf Adrian van Woudenberg fiel, der solistisch viel bekannter war, weiß ich nicht. Ich hatte wahrscheinlich nicht gut recherchiert. Ich spielte Jan Bos vor und ergriff die Gelegenheit, in der ‹Eduard van Beinum Stiftung› in Breukelen nahe Amsterdam unterzukommen. Dies hingegen wurde elterlich gefördert, obwohl ein Studentenheim im Ausland einiges mehr kostete als ein Studentenheim in Hamburg. Ich nehme nicht an, dass der Umstand, dass die Wäsche nicht von Amsterdam nach Hamburg zum Waschen gesandt werden konnte, eine Rolle gespielt hat ...

Amsterdam

Meine Eltern haben mich zu meinem neuen ‹zu Hause›, dem Anwesen ‹Queekhoven› in Breukelen nahe Amsterdam gebracht. Es besteht aus einem Herrenhaus aus der Gründerzeit mit Seitengebäuden, einer ‹Orangerie› mit Studentenzimmern. Alles liegt in einem wunderschönen Park an der Vecht. Die Vecht fließt träge von Utrecht nach Amsterdam und ins IJmeer. Sie macht einen leichten Bogen durch Breukelen, einem malerischen Dorf mit niederen Häusern, das wir von Queekhoven aus über eine typische holländische Klappbrücke erreichten. Hier stand immer ein Brückenwart bereit. Auf das Tönen des Signalhorns eines Schiffes öffnete er die Brücke für die Durchfahrt. Dann hielt er seinen Klingelbeutel an langer Stange dem Kapitän entgegen, damit der seinen Obolus entrichtete.

Es war September, eine angenehme Jahreszeit, in der man noch im Park sitzen und plaudern konnte ‹met een gezellig²⁴ kopje coffie›. Schnell gab es neue Freunde. Zur Zeit fand eine Barockwoche mit internationalen Musikern statt. Fridolin Uhlenhut, Cellist aus Basel, war einer der Teilnehmer. Er war mit seinem schnellen BMW gekommen. Mit ihm machten wir eine Ausfahrt nach Amsterdam. Ich stehe mitten in dieser malerischen Stadt und fühle mich unendlich frei. Die abendlichen Lichter glänzen durch die Straßen und spiegeln sich in den Grachten. Ich bin nicht in den Ferien, nein, ich *wohne* in diesem Land. Ein Gefühl sich weitender Unbeschwertheit ...

²⁴ ‹gezellig› ist ein vielbenutztes Wort in den Niederlanden und spiegelt ein harmonisches Zusammensein in allen schönen Varianten wieder.

Es war dieser idyllische Park von Queekhoven, der mich und mein Zimmer umgab. Es wohnten Menschen hier, bei denen ich mich wohl fühlte, auch wenn ich ihre Sprache anfänglich nicht verstand. Es dauerte nicht lange, da hatte ich Hamburg, meine Eltern und was einmal jenes ‹zu Hause› war, vergessen, als hätte es sie nie gegeben, als hätte der Wind das Alte verweht, aufgelöst und einen neuen Raum geschaffen, der zum Erkunden einlud.

Eigenartigerweise erschreckte mich das nicht. Es korrespondiert mit einem späteren Traum, der mir eindrücklich blieb. Ich war gestorben. Da stand mein Sarg. Meine Eltern verharrten trauernd daneben. In einem unbemerkten Moment stahl ich mich davon. Sie beerdigten den leeren Sarg. Ich war frei und ging fort.

Ich erinnere mich an eine Geschichte von Max Frisch. Ein Geschäftsmann, der seine Reisen regelmäßig mit seinem Sportwagen unternahm, kam spontan auf die Idee, einmal das Flugzeug zu nehmen. Sein Vorhaben war eine kurzfristige Änderung, sodass niemand davon wusste. Kaum war er unterwegs, stahl ein Dieb sein Auto und verwickelte sich in einen tödlichen Unfall. Der Wagen samt Fahrer brannte vollständig aus. Auf seinem Rückflug las der Geschäftsmann, er war eine bekannte Größe in der Gesellschaft, in der Zeitung von seiner Beerdigung, die just nach seiner Ankunft zu Hause stattfinden sollte. In diesem Moment huschte ein Gedanke in seine Aufmerksamkeit. Er kam unerkannt an seine Trauerfeier, blieb im Hintergrund, dass ihn niemand sehen konnte, sah seine Frau und den Mann, der sie ‹tröstete› ... Ich glaube, er machte sich auf und ging seiner Wege.

Eigenartigerweise wurde dieser Film trotz dreier Anläufe mit jeweils einem neuen Regisseur nie ganz fertig, als sollte ein solches Beispiel nicht in die Welt entlassen werden.

Musikalisch gestaltete sich der Aufenthalt in Amsterdam wenig erfolgreich. Ich wurde in einen Vorkurs gestuft, mein Horn ton fand keinen Anklang und in Solfège, welches hier betont wurde, war ich ungeübt. Der Sinn davon sollte mir erst viel später einsehbar werden. Der Hornlehrer war wenig inspirierend, doch es gefiel mir zu sehr, in einem neuen Land zu sein, die Sprache schnell zu beherrschen und leben zu lernen, dass ich an ein Zurück nicht dachte. Ein kurzes Intermezzo mit der Bratsche, weil man nach einem Nebenfach fragte, brach ich bald wieder ab. Ich hatte Angst, zu alt zu sein, um auf der Bratsche ‹etwas zu werden›. Mein Lehrer, der Solobratscher des Concertgebouw Orchesters Klaas Boon, war wunderbar. Allein ich wusste zu wenig, was ich wollte, was ich mir zutraute. Es sollte nicht der letzte Anlauf mit der Bratsche sein.

Ich übte nur noch Horn. Die Chorproben im Konservatorium nervten mich und im Konservatoriumsorchester ließ man mich nicht mitspielen, so waren die Regeln für den Vorkurs. Zum Glück nahm mich ein Kommilitone

mit in das ›Haarlems Jeugt Orkest‹, welches vom sympathischen André Kaart geleitet wurde. Das machte mir Spaß. Es gab einige Konzerte.

Ein spätabendliches Ereignis blieb mir in Erinnerung. Ich sass allein in der großen Stube und trank etwas. Kumiko, eine Harfenistin, kam herein und setzte sich mir gegenüber. Wir redeten. Da erschien sie mir wie aus dem Nichts in einem lichten Strahlen wie ein Engel. Ich war wie gebannt. Sie war schön in diesem Licht und ich überlegte, ob ich sie küssen sollte. Bevor ich handlungsfähig wurde, verebbte diese Erscheinung und alles war profan wie vorher. So etwas habe ich bisher nie wieder erlebt.

Einmal sassen wir in ›gezelliger‹ Runde zusammen. Der Freund einer Kommilitonin erzählte von ›Yogis‹, die ganz besondere Fähigkeiten entwickelt hätten. Da kam ein exotischer Hauch herüber, der mich berührte. Er berichtete, diese Yogis könnten ihre körperlichen Funktionen so weit herunter fahren, dass sie sich begraben lassen können. Ihre Schüler könnten sie dann ein halbes Jahr später wieder hervorholen, als wäre nichts geschehen. Da packte es mich mit dem Yoga. Es dauerte nicht lange, da wurden wir fündig. Ich war nicht der einzige Interessent. Wir trafen uns in einer kleinen Gruppe und bekamen unseren Unterricht auf Queekhoven von Ted Polderman, der uns behutsam und kompetent in die Übungen einführte. Zu unser aller Erstaunen bekamen wir keinen Muskelkater. Ich war ja, wie bereits im Kindergarten beschrieben, eher ein Bewegungsmuffel. Hier hatte es mich gepackt. Ich übte fleißig meine Asanas und Atemübungen. Eines Morgens tauchte ich so tief in mein Yoga ein, dass es Mittag wurde. Als wir dann von der Orangerie ins Hauptgebäude zum Mittagessen hinübergingen, hatte ich ein Gefühl der Schwerelosigkeit, ich schwebte über dem Boden. Dazu sank meine Stimme aus tiefer Entspannung eine Oktave nach unten. Es war mir peinlich, so ungewohnt zu tönen, und ich korrigierte mich wieder, anstatt dem nachzugeben, was sich stimmig anfühlte. Schade. Ich lernte daraus, bei wie vielen Menschen, ich eingeschlossen, die Stimme zu hoch, nicht in ihrem Fundament, sitzt. Die Stimme als eigenster Ausdruck gewährt einen guten Einblick in die Person [per-sonare = hindurch tönen]. All diese Anfänge waren zu verhalten, um mich in ein freies Musizieren zu erlösen.

Ich bewarb mich für das Sommerakademieorchester in Salzburg. Das hatte ich bereits einmal erfolglos aus Hamburg versucht. Als quasi ›Holländer‹ bekam ich eine Zusage. Der Sommer nahte, und ich fuhr mit meines Vaters Ford Taunus 17M, den er mir von da an auf Grund eines neuen Autokaufs überließ, nach Salzburg. Eine seiner vielen Großzügigkeiten. Quartier bekam ich im Schloss Frohnburg, dem Studentenheim des Mozarteums. Es gab zwar nur Mehrbettzimmer, aber für mich war es ein Luxus.

Das Sommerakademieorchester war für den Dirigentenkurs und zur Begleitung von Solisten in Konzerten der Sommerakademie da. Hier lernte ich Wolfgang Danzmayr kennen, woraus sich eine bis heute enge Freundschaft

ergab. Die Leitung von Dirigentenkurs und Orchester hatte Bruno Maderna inne, ein kleiner untersetzter Italiener mit einer Stimme, deren Timbre vom unablässigen Rauch seiner filterlosen Zigaretten gestaltet wurde. Da man am Abend im Peterskeller oft feuchtfröhlich zusammen kam, wo Bruno Maderna großzügig so manchen Weinheber spendierte, sass er am Morgen zu Beginn der Proben mit schweren Augenlidern da. Ab und zu gab er rußige Laute von sich und war hauptsächlich innerlich aufmerksam.

Da ich über den Luxus eines Autos verfügte, waren Ausflüge angesagt. Die wunderschöne Umgebung Salzburgs lud zum Erkunden ein. Der Fuschl See mit einer Ruderpartie war ein beliebtes Ziel. Auf der Landkarte – so etwas brauchten wir damals noch – entdeckte ich auf dem Weg nach Fuschl kurz hinter Hof einen Abzweig, der zu einem kleinen See vor einem Dorf namens Hintersee führte. Dort endete die Straße. Das reizte mich, denn hier konnte man kaum Tourismus erwarten. Mit Selbigem wollten wir uns nicht gemeinmachen. Also fuhren wir mit einigen Kollegen hin, spazierten, den Ort erkundend, durch die Gegend und sahen bei der Dorflinde einen Laden mit einer Gaststube. Wir gingen hinein. Da stand Karli, der uns bedeutete, dass dies kein Gasthaus sei, es sei eine Stube für die Einheimischen. Aber – da wir schonmal da waren, würde er uns eine Torte machen. Karli war Koch, die Torte wunderbar, und so wurde Hintersee ein Stammlokal, in dem oft, viel und gut gegessen wurde. Dass hier die Luft schnell «zu trocken» wurde, muss nicht sonderlich erwähnt werden. Es gab genug zu trinken. So wichtig die Musik und die Konzertatmosphäre für mich waren, es ging mehr darum, das Leben zu genießen und Freiheit zu erkunden.

Im Zuge der Sommerakademiekonzerte stand «Peter und der Wolf» von Prokofjew auf dem Programm. Ich durfte das erste Horn spielen und freute mich auf das Konzert. Allein in der Generalprobe wurde mir dermaßen schlecht, dass ich gehen musste. Ein Kollege rief zum Glück einen Arzt, der dann lakonisch meinte: «Wann i ihana wär, wür i grad ins Spital gehn.» Damit wurde ich ins Spital der «Barmherzigen Brüder» gefahren, bekam eine Spritze, nach der es mir spontan wieder gut ging, wie ich meinte. Das täuschte. Der Weg führte direkt in den Operationssaal, wo ich unter den wunderschönen Augen einer Anästhesistin mit feurig roten Lippen in Morpheus Arme sank. Ihre wären mir lieber gewesen. Ich merkte es nicht mehr. Man legte mich direkt unters Messer, um den Blinddarm vor seinem endgültigen Durchbruch zu entfernen. Damit war die Sommerakademie für mich beendet. «Peter und der Wolf» sollte ich nie im Konzert spielen. Bei einer späteren Gelegenheit kam ich wieder nur bis zur Generalprobe, um mit heftiger Grippe und hohem Fieber auszuschneiden. Der Wolf wollte mich bei dieser nicht sehr vorteilhaften Darstellung seiner selbst nicht dabei haben. Ich kann ihn heute verstehen ...

Die Genesung nach der Operation schritt voran. Die Kollegen des Sommerakademieorchesters besuchten mich fleißig. Es wurde viel gelacht, was

ich nur verhalten mitmachen konnte. Jede Erschütterung des Bauches zerrte an der Operationswunde und tat weh. Trotz anfänglich zügiger Erholung gestaltete sich die Heilung kompliziert. Nach knapp einer Woche gab es Fieber, welches in bedenkliche Höhen anstieg. Der Entzündungsherd hatte ins Bauchfell gestreut. Es gab eine weitere OP zur Drainage, aus der ich mit einigen Schläuchen im Bauch erwachte. Am Ende ging es gut drei Wochen, bis alles überstanden war. Meine Mutter fühlte sich bemüßigt, ihre Besorgnis mit ihrer Anwesenheit zu unterstreichen. Ich hatte gerade mit einer wunderschönen Krankenschwester aus dem Burgenland versucht, anzubändeln. Nachdem meine Mutter einen Ausflug mit ihr unternommen hatte, ging sie allerdings auf Abstand.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Hamburg fuhr ich dann endlich wieder zurück nach Amsterdam. Ich erinnere mich gut an das Gefühl, wenn der Grenzübergang kam und ich niederländisches Gebiet erreichte. Der Atem wurde weit und Freiheit breitete sich aus.

Auf Queekhoven waren Kammermusikwochen angelaufen. Unter anderem unterrichtete das Amadeusquartett, welches ich von vielen Schallplatten kannte und verehrte. Nils, der mich für einen Besuch begleitete, spielte mit Sigmund Nissel, dem zweiten Geiger, Schach. Wer gewonnen hat, weiß ich nicht mehr.

Und dann war dort Heleen. Sie kam neu nach Queekhoven. Sie fiel mir sofort auf in ihrem braunen Lederkleid, auf das die langen dunklen Haare fielen, und welches auf seiner Vorderseite goldglänzende Metallverschlüsse hatte, die zum Öffnen reizten.

Sie spielte Geige. Die Virtuosität ihr Ziel. Es war eine Selbstverständlichkeit der Werte in ihrem Leben, die klar und deutlich ihren Weg markierten. So schien es mir jedenfalls damals, denn ich fragte nicht. Auch nicht, warum sie des Nachts nicht schlafen konnte.

In einer dieser Nächte öffnete sich sacht meine Zimmertür. Während ich nicht wusste, ob ich meinen Augen trauen konnte, kroch eine schlaflose Heleen zu mir ins Bett. Ein Ereignis, das eher als Film bekannt war. Allein in dieser gegenwärtigen tastbaren Form war ich überwältigt. Der Traum war konkret und der Träumer war im Handeln ungeübt. Ich suchte mich zu orientieren, was einerseits dadurch erleichtert wurde, dass sie sich ihres Nachthemdes entledigte. Andererseits wurde es wieder erschwert, denn es baute sich ein Gemisch vor mir auf, in dem der sehnliche Wunsch, diesem Angebot nachzukommen von Leistungsdruck und Versagerängsten überlagert war. Es brodelte in meiner Seele. Weil ich nicht fragte, kam es mir nicht in den Sinn, ob sie nicht zuerst nach Wärme und Schutz suchte und diese ohne Nachthemd besser spüren konnte. Auch ich suchte nach Wärme und wo ich sie suchte, da heftete sich mir unbemerkt ein Anspruch an, der mir das einfache Sein erschwerte. Aus diesem Dilemma fand ich kein Entrinnen. Zu vieles war zu neu. Heleen suchte

mehr ein Gegenüber, das mit Erfahrung Halt und Richtung geben konnte, anstatt es selber zu sein.

Es war eine kurze Zeit mit Heleen, in der sich meine Seele knospenhaft entschlossen hatte, aufzublühen. Der Boden unter meinen Füßen wurde sicherer und ich spürte eine Stärke, die mir unendlich wohltat. Wir gingen viel ins Kino und ich genoß es, nachher mit ihr zusammen zu sitzen und über den Film zu reden. Ich hatte eine gute Auffassungsgabe für Verbindungen und Symbolik, wir diskutierten und ich erklärte gerne Zusammenhänge auf ihre Fragen hin. Das milderte ihren Vorsprung an Lebenserfahrung, den aufzuholen mir die Zeit am Ende nicht gegeben war.

Denn bald kam ein Erfahrener, der ihr mehr Schutz und Stärke geben konnte. Es fügte sich alles nahtlos und ich blieb zurück als unfreiwilliger Zuschauer mit einem Erleben, welches ungefragt zur Vergangenheit verdammt war und zu gegenwärtig, um Erinnerung zu sein.

Bald setzte der Erfahrene seine Segel, um heimwärts zu fahren, ließ sie zurück, und lief aus mit den Wellen der Tränenflut, die Heleen ihm nachweinte.

Am Ende blieb mir, meine Rolle als Tröster der Tränen zu beenden, die ich als Tröster der Schlaflosen begonnen hatte. Beide Rollen blieben unvollendet. Der Wanderer, der sich als fahrender Odysseus auf das Meer der Seele begab, war gescheitert, sein Schiff zerschellt. Der Traum zerbrach an der Wirklichkeit, bevor er lernte, mit ihr umzugehen.

Noch heute weht von dieser fernen Küste wie ein leiser Hauch, ein Abbild ihres Parfüms, an mir vorüber. Ich erinnere mich gut an dessen Namen, der wie eine dieser Ironien des Schicksals klingt: „Je Revien!“ Er mag in seiner Melodie von den Sirenen stammen, an denen man besser tauben Ohres vorbei zieht, um nicht zu frühe Abgründe zu erfahren.

Ein weiteres Jahr zog ins Land, ins Nederland. Danach sollte ich zurück nach Hamburg an die Musikhochschule kommen, von der ich beurlaubt war. Den Gedanken, wieder ins elterliche Haus zu ziehen, ließ ich nicht an mich herankommen. Vorher konnte ich ein weiteres Mal im Sommerakademieorchester in Salzburg teilnehmen.

Alles war schon gewohnt, das Mozarteum, die Frohnburg, die Ausflugsmöglichkeiten – und Hintersee. Hornistenkollegen schwärmten von einem Lehrer am Mozarteum, der auch einen Sommerkurs gab. Ich spielte ihm kurzerhand vor, er wollte mich als Schüler nehmen. Ich konnte ein kleines Stipendium für das Wohnen in der Frohnburg bekommen. Damit war das beklemmende Gefühl, wieder ins Elternhaus eingebunden zu werden, aufgelöst. Ich wurde Schüler des Hornisten Michael Höltzel am Mozarteum.

Salzburg

Das Semester begann. Es war September 1969. Die Sonne schien üppig. Die Farben des Herbstes vergoldeten das Land. Mit Überschreiten der Landesgrenze leuchtete mir wieder Freiheit entgegen. Ich bezog mein Zimmer in der Frohnburg²⁵ an der Hellbrunner Allee 53, einer Fußgängerallee, von alten Bäumen gesäumt und ausgesprochen malerisch. Diese Allee wurde im Auftrag von Fürsterzbischof Markus Sittikus von Hohenems angelegt. Sie führt von der Festung Hohensalzburg auf

schnurgeradem Wege zum Schloss Hellbrunn. Das ermöglichte dem Erzbischof bei aufkommenden erotischen Gefühlen ein zügiges Kommen bei seiner Maitresse, welche im Schloss residierte. Die erlauchte katholische Lebensart entfernte sich gerne hin und wieder aus dem bedingungs-



Schloß Frohnburg, mein Salzburger zu Hause

durchtränkten Schoße der Kirche in einen fühlbar wärmeren, genussvolleren und in diesem Falle wohl bedingungslos liebenden, wenn man mal von dem damit verbundenen Logis eines Schlosses für den Schoß absieht.

Ich wohnte in der Frohnburg zusammen im gleichen Zimmer mit dem norwegischen Hornisten Thor Pedersen und dem Japaner Hiro Nishiguchi. Wir verstanden uns auf Anhieb bestens. Als Erstes bestiegen wir den Untersberg. Über Anif und Grödig erreichten wir den Wald am Fuße des Berges. Von da an führten steile Pfade durch einen goldenen Herbstwald bis über die Baumgrenze zum Gipfel. Ein herrlicher Ausblick. Die Weite des Salzachtales mit der Stadt Salzburg auf der einen Seite, das Berchtesgadener Land mit teils schneebedeckten Bergen auf der anderen. Ein unglaubliches Panorama, sonnenbeschienen unter einem strahlend blauen Himmel. Welch ein Anfang für ein neues Semester!

Hier begann die Freundschaft mit Coloman Kallos, die bis heute andauert. Coloman immatrikulierte im angrenzenden Orff Institut und wohnte ebenfalls in der Frohnburg. Und dann war da noch der Norweger Steinar Ofsdal, ein Universaltalent. Er spielte Kontrabass, die Hardanger Fidel, eine folkloristische

²⁵ Um 1620 als kleinerer Bau (Schlössl, Lustgarten und Meierei) erbaut:
https://de.wikipedia.org/wiki/Schloss_Frohnburg

norwegische Geige, Gitarre und alle möglichen Flöten aus nordischer Abstammung. Auch er studierte am Orff Institut.

Die Frohnburg wurde vom Max Wanker geleitet. Er war die Seele des Hauses, leitete alles auf sympathische Art und organisierte regelmäßig Feste. Da gab es zum Beispiel das Krampusfest, ein Pendant zum Nikolaus, welches in Kostümen gefeiert wurde. Wir haben viel getanzt, getrunken, gelacht. Nach einem solchen Fest sassen Helle aus Dänemark und ich noch in der Halle beieinander. Aus einer Laune heraus sprach ich Holländisch, sie antwortete auf Dänisch. Das trieben wir eine Weile so weiter und unterhielten uns prächtig. Es wurde später und das Treiben verlegte sich auf ihr Zimmer. Sie hatte eins der wenigen Einzelzimmer. Von da ab waren wir zusammen und einigten uns der Verständlichkeit wegen wieder auf die deutsche Sprache.

Gegessen wurde natürlich auch in der Frohnburg. Es gab eine große Küche mit angrenzendem Ess-Saal. Hier führte Frau Wesseli das Regiment. Das Highlight für viele Frohnburger war die regelmäßig servierte Pasta asciutta. Für mich als Hamburger waren es einfach nur Teigwaren mit einer Sauce. Das sollte sich später ändern, als ich die italienische Lebens- und Essensart mehr und mehr zu schätzen lernte, und die Spaghetti, besonders die Sauce, selber machte.

Die Fahrten nach Hintersee zu unserem Koch Karli waren fester Bestandteil der Freizeitunternehmungen. Einmal fuhren wir mit Colomans 2 CV dorthin. Wir hatten, wie immer, gut gegessen und diesmal auch besonders gut gebechert. In diesen höher gelegenen Regionen war die Luft erfrischend, aber eben auch etwas «trocken». Auf der Rückfahrt, bevor wir Faistenau passierten, meinte Coloman, er könne nicht mehr fahren. Ich sass schräg hinter ihm. Sein Beifahrer hielt das Steuer und setzte den Fuß herüber aufs Gaspedal. Coloman kletterte während der Fahrt auf den Rücksitz, ich bugsierte mich nach vorne ans Lenkrad. Alles ging gut. Die Kurven der Straßen von Hintersee folgten den alkoholgeschwängerten Bögen. Wir kamen unbehelligt und wohlbehalten zu Hause in der Frohnburg an. Danke an unsere Schutzengel, die uns so liebevoll wie zuverlässig betreuten.

Im Winter organisierte Max Wanker eine Skiwoche in Obertauern. Ihm stand oberhalb des Tauernpasses eine Hütte zur Verfügung. Wir fuhren mit unsern Autos auf die Passhöhe, wo es einen Parkplatz gab. Weiter stapften wir zu Fuß durch den Schnee. Alles war sehr einfach. Zum Schlafen Matratzenlager und eine Toilette draußen im verwaisten Stall, der im Dunkeln mit einer Taschenlampe erreichbar war. Abends sassen wir gemütlich um einen großen Holztisch, als Max Wanker ein paar vergilbte Papiere aus einer Schublade zog, die er ganz «zufällig» fand. Zum Vorschein kam eine Erzählung aus alten

Zeiten. Es gab viele Dolinen²⁶ in der Gegend. Russische Soldaten starben im ersten Weltkrieg hier in den Dolinen. Einer dieser toten Russen sei als Geist bekannt. Er spuke hin und wieder um diese Häuser, manchmal auch darin. Das war für diesen Abend die ‹Gute-Nacht-Geschichte›.

Am folgenden Tag blieben Max Wanker und ich in der Hütte, während die anderen sich zum Skifahren aufmachten. Auf dem Dachboden fanden wir Material, um einen Strohmann auszustopfen und am Dachgebälk aufzuhängen. Ein paar verstaubte Fensterläden montierten wir in labilem Gleichgewicht, verbanden diese mit einem Seil, welches wir durch eine Luke bis vor das Fenster des Aufenthaltsraumes führten. Wir weihten Herbert Grassl in unseren Bubenstreich ein. Er saß am Abend an diesem Fenster. Auf die scheinheilige Frage von Max Wanker, ob da draußen nicht ein Geräusch wäre, öffnete Herbert das Fenster, zog unbemerkt an dem Seil, worauf es über uns polterte. Die Geschichte des spukenden Russen war gegenwärtig. Mit Taschenlampen bewaffnet stiegen wir zum Dachboden hinauf. Dann wurde er im Kegel des Lampenlichtes sichtbar: Der Erhängte. Der Eindruck war nachhaltig. Liesl Fandler sprach von da an kein Wort mehr mit uns. So viel zu unserem ‹Bubenstreich›.

Am Ende der Woche ging es wieder zum Parkplatz. Es hatte inzwischen ausgiebig geschneit, und wir mussten unsere Autos erst einmal ausgraben, bevor man ans Einsteigen denken konnte. Endlich konnte ich mich in meinen Ford setzen. Er sprang tadellos an, ich setzte langsam zurück und trat auf die Bremse. Es geschah nichts, das Bremspedal lag am Boden, wo es liegenblieb. Die Handbremse funktionierte. Natürlich hatte ich Sommerreifen auf den Felgen. Ein Hamburger kannte Winterreifen damals nicht. Jetzt war guter Rat teuer. Alle Mitfahrer der Hinfahrt konnten auf die anderen Autos verteilt werden, bis auf einen. Herbert Grassl stieg bei mir ein, und ich fuhr heroisch los: Erster Gang, Handbremse bereit, schlich ich, so gut es ging den Tauernpass hinunter. Es war halsbrecherisch, jedoch von aufmerksamen Schutzengeln begleitet. Herbert hielt seine Beifahrertür immer ein wenig geöffnet, des Öfteren von sich gebend: «I spring aussi! I spring aussi!»

Vor uns kroch eine Schneefräse, noch langsamer als wir. Bremsen war unmöglich, also musste ich sie umrunden, gerade noch rechtzeitig vor einem entgegenkommenden Lastwagen. Danke Schutzengel! Wir kamen sicher im Tal an und fanden eine Werkstatt, die die Bremsleitung reparierte. Heute bin ich sehr genau mit den Winterreifen.

In einer nächsten Sommerakademie 1970 war da Marybeth Joffe aus New York. Wir begegneten uns in einer Gruppe von Studenten im Weingartl. Dort traf man sich öfter des Abends. Wir kamen beim Tanzen zusammen, Marybeth

²⁶ Als Doline (von *slawisch* dolina „Tal“), Sinkhöhle oder Karsttrichter bezeichnet man eine schlot-, trichter- oder schüsselförmige Senke von meist rundem oder elliptischem Grundriss in *Karstgebieten* <https://de.wikipedia.org/wiki/Doline>

und ich. Es schmiegte sich angenehm mit ihr. Wir tanzten enger, fühlten uns voneinander angezogen, tanzten dem Ausgang zu, entfernten uns dezent und unbemerkt. Sie hatte eins der wenigen Einzelzimmer in der Frohnburg. Sie bedeutete mir, ich solle in einer halben Stunde zu ihr kommen. Sie wolle erst duschen. Wir liebten uns. Später bemerkte ich, dass sie sich zurechtmachte, um sich der Perücke ihres Tagesoutfits zu entledigen. Diesen Gebrauch jüdischer Frauen kannte ich nicht. Verstanden habe ich es nicht, es störte mich damals nicht. Wir hatten eine Affinität zueinander. Wir kamen jedoch beide nicht auf einen gemeinsamen Boden. Auf den Punkt zu kommen und zu reden hatten wir beide nicht gelernt.

Da war auch Verena. Sie studierte im Orff Institut. Eines Tages hatte sie ihre Bratsche dabei, die sie nicht mehr benutzte. Ich durfte das Instrument in die Hand nehmen, und es packte mich wieder. Verena überließ mir die Bratsche zum Üben. Man riet mir, mit Jürgen Geise für den Bratschenunterricht Kontakt aufzunehmen, was ich bereitwillig annahm. Mein zweiter Anlauf mit der Bratsche während des Studiums begann.

Jürgen Geise war ein hervorragender Lehrer, spielte Bratsche im Wiener Streichquartett und war inspirierend. Über Weihnachten fuhr ich wieder nach Hamburg und konnte meine Klotz-Bratsche holen. Ich übte fleißig. Hölzel ging für ein Jahr als Assistent des berühmten Philip Farkas an die University of Indiana, USA, und ließ uns zurück. Kein gutes Gefühl, denn er unternahm nichts, damit wir hätten mitkommen können. Die Uni in Indiana gewährte mir sogar ein Stipendium für die Studiengebühren. Das reichte nicht für alle Kosten. USA war derzeit noch teuer. Ich tendierte wieder zur Bratsche, denn der Lehrer, den Hölzel für seine Vertretung nominierte, war gelinde gesagt, eine Pfeife. Ich spielte Bratsche im Orchester, was unserem Dirigenten Prestl gefiel. Bratschen waren eher dünn gesät.

Als nächstes Projekt stand der ›Barbier von Sevilla‹ von Rossini an. Ich studierte die Bratschenstimme mit Jürgen Geise ein und landete am ersten Pult, da die dort sitzende Kollegin kaum an den Proben teilnahm. Ein ehemaliger Schüler der Walddörferschule in Hamburg und Sohn unseres damaligen Rektors, Christoph Brühl, sang die Rolle des Figaro bravourös. Ich genoss, diese Oper am Bratschenpult zu spielen. Ich brachte es fertig, eine Triolenstelle, die im Tutti zu wackeln begann, wieder zusammenzubringen. Das nährte ein wenig Stolz.

Wir zogen oft durch die Kneipen. Edi Wimmer, der ein göttliches Fagott spielte, und Marianne Borsche. Sie war besonders. Ich mochte sie sehr. Einmal saßen wir in Morzg im Bliemhof zum Kaffeetrinken. Ich hatte eine Sahnetorte auf dem Teller, die mich an Hollywoods Tortenschlachten erinnerte. Ich sagte es, und Marianne meinte: «Dann mach doch!»

Da drückte ich ihr das Sahnestück ins Gesicht. Es sah köstlich aus. Nur die Nasenspitze ragte hervor. Der Bliemhofwirt verkroch sich in eine Ecke, wohl

befürchtend, es gäbe eine Schlägerei. Marianne fand das unglaublich lustig, küsste mich, und ich leckte die Sahne von ihrer Wange. Ich hätte sie gerne noch lange abgeschleckt. Marianne war wunderbar. Ich wünschte mir, mit ihr zusammen zu sein. Allein, sie wollte Jürgen Geise, meinen Bratschenlehrer. Da hatte ich keine Chance. Glaubte ich wenigstens. Sie hat es erreicht, sie heißt heute Geise und ist leider inzwischen seine Witwe. Es gab eine Sequenz, da gab es auch von ihrer Seite ein Näherkommen. Im Saale des Mozarteums spielte ein Streichquartett von philharmonischen Kollegen meines Vaters. Marianne kam mit mir ins Konzert. Nachher gingen wir mit den Musikern, die ich ja von Hamburg kannte, etwas trinken und plauderten angeregt. Später fuhr ich Marianne nach Hause in die Altstadt bei der Judengasse. Sie küsste mich spontan und temperamentvoll, verließ dann aber fluchtartig das Auto. Warum bin ich ihr nicht nachgerannt? Hätte ich, wie meine älteste Tochter zu sagen pflegt, Cojones bewiesen? Was wäre gewesen, wenn ...? Und wieder die falsche Frage? Handlung oder Unterlassung – beides ist eine Tat und beides führt in eine Richtung, jeweils auf einen anderen Weg.

Einmal fragte mich Jürgen Geise, ob ich eine Mucke²⁷ für ihn übernehmen könnte. Das fand ich gut und sagte ohne nachzudenken zu. Dann kamen Aufnahmen für eine Mozart-Symphonie für Echo-Orchester. Ich konnte am Horn mitspielen. Wir wurden verteilt im großen Saal des Mozarteums, der ORF nahm auf. Dirigiert wurde das Ganze von Wolfgang von Karajan, dem älteren Bruder des berühmten Herbert. Er war Organist und seine Frau spielte in dieser Produktion Cembalo. Sie erinnerte mich an eine Figur in «Hänsel und Gretel» ... Während der Aufnahme geschah es, dass ich bei einer Passage kiekste. Der Tonmeister brach ab und wollte eine Wiederholung. Wolfgang von Karajan meinte: «Ejo, wann da der Hirsch übern Bach springt, do kann doch mal aan Kiekser passian ...». Es gab kein Pardon, der Tonmeister war genau. So weit die Tonaufnahme. Es sollte ein Film werden.

Die Bildaufnahmen waren im Schloss Hellbrunn geplant. Als der Termin bekannt wurde, hatte ich auf einmal zwei Engagements, eins am Horn, eins an der Bratsche. Es war also ein und dieselbe



Mein Kostüm für den Mozart Film

²⁷ <https://de.wikipedia.org/wiki/Mugge>

Mucke, welche ich Jürgen Geise zugesagt hatte. Die Bratsche musste ich einhalten, fürs Horn holte ich einen Kommilitonen vom Orff Institut, auch ein Frohnburg-Kollege, der für ein Playback das Horn einfach halten sollte. Mit sparsamer Pantomime funktionierte das bestens. Für die Aufnahmen bekamen wir klassische Mozartkostüme angepasst mit den dazugehörigen Perücken. Damit wurden wir gefühlsmäßig ein Stück weit in die Mozartzeit versetzt.

Zweifel, Unglauben an meine Fähigkeiten und das Fehlen eines Menschen, der wirklich an mich glaubte, ließen am Ende auch diesen zweiten Anlauf mit der Bratsche wieder im Sande verlaufen. Ich gab auf. Es war das alte Lied. Anfängliche Begeisterung funktionierte, vertrauensvolle Unterstützung über einen guten Unterricht hinaus gab es nicht. Am Anfang nicht, damals in den Kindertagen nicht, und jetzt noch viel weniger. Ich hatte nicht die Energie und den Glauben, es durchzuziehen. Ob es denn mein bester Weg gewesen wäre, weiß ich nicht. Ich habe diese Themen nie ohne den Druck der Zeit und ohne die kollektiven Erwartungen erfüllen können. Wie gesagt, man kennt nur den Weg, den man selbst gegangen ist.

Heute, nach mehr als fünfzig Jahren, sitze ich mit einer neuen Bratsche an diesem Ort – nicht geographisch, nicht zeitlich, sondern mental, reflektierend. Ich muss mich nicht mehr fragen, ob ich zu alt bin. Es ist definitiv so. Kann es mir jetzt egal sein? Wie sagte Nestroy: «Eine Jux will er sich machen». Ja, DAS kann ich noch. Wenn ich Lust habe. Schauen wir mal. Aber wir wollen nicht vorgeifen.

Höltzel kam nach einem Jahr zurück aus den USA und es ging weiter mit dem Horn. Dann eben doch Horn. Hiro hatte inzwischen zu Herrn Meier, dem ersten Hornisten im Mozarteumorchester²⁸, gewechselt. Er war ein guter Lehrer und verlässlich. Das hätte ich vielleicht auch machen sollen.

Für die kommenden Salzburger Festspiele wurde erstmalig ein «Fest in Hellbrunn» geplant. Es sollte eine große Sache werden mit vielen Attraktionen, wie Lesungen, der Wiener Reitschule und Aktionen im ganzen Schlosspark verteilt. Um das Publikum zu den jeweiligen Orten, wo gerade etwas präsentiert wurde, zu geleiten, sollte ein Parforcehorn-Chor dienen. Dazu wurde Hölzels Hornklasse auserkoren. Wir bekamen zünftige Trachten in Salzburger «Alt-schwarz», einem dunklen Hirschleder, angepasst. Das waren Leihgaben, die wir alle nachher kauften. Ich habe sie heute noch. Unglücklicherweise ist sie über die Jahre ein wenig eng geworden ...

Als wir mit Tracht, Hut und Parforcehorn auf dem Hof vor dem Schloss standen, ging Veith Relin²⁹ an uns vorüber und sprach uns an. Er lese mit Maria Schell³⁰ die Mozartbriefe an Nannerl, da würde ein Hornduett gut dazu

²⁸ <https://www.mozorch.at/>

²⁹ https://de.wikipedia.org/wiki/Veit_Relín

³⁰ https://de.wikipedia.org/wiki/Maria_Schell

passen. Thor und ich holten unsere Hörner und gingen ins Schloss. Es waren schöne Auftritte mit so berühmten Schauspielern. Nach Beendigung des Festes saßen wir zusammen mit Maria Schell an den langen Tischen im Freien, tranken Wein, diskutierten über die Atmung und alles mögliche. Es war eine lockere Begegnung. Ich behielt Maria Schell als eine wunderbare und offene Frau in bester Erinnerung, egal was Medien später in ihrem Sensationswahn verbreiteten.

Kathy Hiebert hatte gerade eine Beziehung hinter sich. Wir kamen uns näher, gingen ins Kino. Es gab diesen wunderbaren Zeichentrickfilm von Erich Kästner: «Konferenz der Tiere». Eine Sequenz ist mir besonders geblieben. Während alle Tiere sich in Gruppen zum Ort der Konferenz begeben, schaut ein Affe zum Himmel hinauf und sieht die Wildgänse in einer Formation über sich fliegen. Sofort wird ihm klar, dass dies eine schnellere und bequemere Art des Reisens ist. Er nimmt Anlauf, rudert sich zu den Gänsen hinauf und schließt sich als letzter der Formation an. Da dreht sich die letzte Gans vor ihm um und sagt: «Du gehörst nicht zu uns! Du darfst nicht mit uns fliegen! Und überhaupt, du kannst ja garnicht fliegen! Du blöder Affe!» Als der Affe, der gut mitgerudert ist, das hört, stutzt er, erkennt, dass das, was er tut, nicht sein kann, und stürzt ab. Es war mir sehr prägnant, dieser Augenblick, wo jemand sagt: «Du kannst das nicht!» ... und du kannst es nicht – mehr. Nach dem Kino kamen wir in den Regen hinaus, gingen über den Mozart Steg, schauten auf das Wasser, von oben und unten, machten unsere Schirme zu und genossen es, nass zu werden. Wir landeten in fröhlichem Durchnässtsein im Salzachkeller, wo wir – argwöhnisch begutachtet – uns Salzburger Nockerln mit Himbeerschlagobers und Muskateller bestellten. Es war wohl nicht der richtige Zeitpunkt, sich ganz nahezukommen. Wir blieben in einer verhaltenen Freundschaft. Kathy ging dann bald zurück nach Amerika.

Ich lernte Christine kennen. Sie kam aus Südtirol. Ich fand sie wunderbar und verliebte mich gewaltig. Sie studierte Schulmusik und spielte Geige. Ich liebte sie sehr. Wir kamen uns langsam näher. Sie wäre vielleicht meine Frau gewesen. Ich hab es dann buchstäblich versaut. Ich bereue es bis heute. Wir hatten eine zu kurze Zeit. Dann kam der Sommer und wir wollten nach der Sommerakademie zusammen in die Südtiroler Berge gehen. In einem Trip zwischendrin lernte ich eine Schweizerin kennen und verliebte mich schon wieder. Wie konnte das passieren?! Ich ließ meine geliebte Christine schnöde sitzen – ich begreife es nicht, werde es mir nie verzeihen – und ging nach Basel. Bis heute hab ich das Gefühl, dass mich Basel, bzw. die Schweiz, in eine Art Schlaf versetzt hat, aus dem es kein Entrinnen mehr gab. Jedenfalls keines, welches das Ufer meines ganzen Wachseins erreicht hätte. Wieder eine Weggabelung. Die Frage, was wäre gewesen, wenn ..., stellt sich nicht mehr. Und doch hänge ich dieser Frage manchmal nach. Wäre ich Hornist in Bozen geworden? Wäre Christine der Mensch gewesen, der an mich geglaubt hätte, und ich bin bar der

Aufmerksamkeit, daran vorbei gegangen? Südtirol fand ich immer wunderbar. Das ist heute noch so.

Heute weiß ich, welche emotionale Achterbahn in mir aktiv werden kann, sodass die virulenten Emotionen das wesentlich leisere, dafür aber authentische Fühlen überlagern, unhörbar machen, wegmaskieren. Was hat meine emotionale Achterbahn hier wieder einmal überrannt? Gab es doch genügend Hinweise, die weise hinwiesen, dass es Zeit ist, nach innen zu hören, innezuhalten ...

Einerseits schien mein Reisepass verloren zu sein, als ich nach Beendigung der Sommerakademie – statt zu Christine – nach Basel abfahren wollte. Am Ende, als ich noch ein Gepäckstück zur Hintertür einlud, rutschte selbiger Pass heraus auf den Boden. Ein weiterer Hinweis stellte sich dar, in dem Margreth sich inzwischen den Fuß gebrochen hatte und gar nicht in Basel war. Ich fuhr ihr nach. Aus heutiger Sicht nehme ich an, dass ich sie mit meinen Emotionen überrollt habe. Das ganze Gefüge war von Anfang an nicht stimmig.

Aber, wie schon bemerkt, ist eine Abzweigung auf dem Weg einmal genommen, kann die andere Seite der Weggabelung nicht mehr eingeschlagen werden. Möglich, dass aus solchen Erkenntnissen die Vorstellung kommt, der Mensch müsse viele Inkarnationen durchleben, um das Gebilde seiner Erfahrungen vollständig zu machen. Das sieht nach einer mühsamen Variante des Daseins aus. Zurück an den Anfang, das Ganze von vorne, und so weiter.

Das Ende in Salzburg war programmiert und der Abbruch sollte bald vollzogen werden. Euphorie war nie ein gutes Geleit. Die Navigation der Seele hat eine gänzlich andere Struktur.

Basel – verliebt, vergessen, verspielt

Verliebt

Sie hieß Margreth und wohnte am Nadelberg oberhalb des Marktplatzes. Die Häuser ein mittelalterliches Relikt. Reizvoll, aber nicht romantisch. Ich bekam, wie gesagt, genug Zeichen, achtsam zu sein, auf die stillen innersten Signale zu hören. Aber ich hörte eben nicht. Wurde mit ja schon als Kind gesagt, wenn auch mit anderer Bedeutung. Und so nahm alles seinen Lauf. Der gebrochene Fuß heilte und ich zog zu ihr. Bald war Margreth schwanger und wir zogen an die Hardstraße in eine geräumige Dachwohnung. Dort wurde Kristina geboren. Den Namen gab ich ihr in stiller Erinnerung an Christine.

Während der Schwangerschaft versuchte ich, Yoga mit Margreth zu machen, was leider bei ihr in Depressionen mündete. Also ließen wir es sein. Meine Yogaübungen gingen ihr sichtlich auf die Nerven. Heute ist sie aktiv im

Yoga, Kristina ist ausgebildete Yogalehrerin mit einem vielfältig fundierten Spektrum.

Kristina war ein einfaches Kind, auch wenn ihre Mutter das anders sah. Kristina ging offen und geradlinig durch die Welt, aufmerksam und sensibel. Wir machten Ausflüge und Picknicks mit Beatrice und Danilo, die ich aus Salzburg kannte. Danilo verhalf mir zu einem Kontakt zum Hornisten Kotulan, der in Freiburg im Breisgau Hornlehrer an der Musikhochschule war. So kam ich am Ende zu meinem Hochschulabschluss Hauptfach Horn.

Es gab dazwischen ein Engagement für eine Tournee mit der ›Westside Story‹ von Leonard Bernstein. Geprobt wurde in Frauenfeld. Das Unternehmen nannte sich ›Schweizer Tourneetheater‹ und war von Grabowski geführt. Es gab allerdings kaum Schweizer hier, die meisten waren aus den USA und Österreich. Wir spielten die Originalversion, die hier neu inszeniert wurde. Nach der Premiere in Frauenfeld reisten wir drei Monate von einem Ort zum anderen. Es war jeden Tag ein anderer Ort in Deutschland, Holland, Österreich und der Schweiz angesagt. Das Leben fand im Tourneebus, in Hotels, im Orchestergraben statt. Mir gefiel das. Ich war gerne unterwegs. Nebenbei wurde gefeiert und ein regelmäßiges Üben kam zu kurz. Das kostete mich dann ein weiteres Semester im Abschluss-Studium. Das Wort Abschluss warf seine Schatten voraus. Die kommenden Probespiele für eine Orchesterstelle, die es vorwiegend in Deutschland gab, wurden einerseits überschattet von meiner Unsicherheit, andererseits von der klaren Aussage Margreths, dass sie nicht in eine deutsche Stadt ziehen will. Mit diesen Voraussetzungen verwundert es nicht, dass es mit dem Probespiel nicht geklappt hat.

Nach dreieinhalb Jahren kam Sarah zur Welt. Es war zuerst ein Wunsch von Margreth für ein zweites Kind, dann begann ich mich ebenfalls mit diesem Gedanken anzufreunden und freute mich als Einzelkind darauf, dass wir nun eine ›richtige‹ Familie werden würden, nicht nur zwei Erwachsene, die einem Einzelkind gegenüber stehen. Umso unverständlicher war es für mich, dass mir Margreth kurz nach Sarahs Geburt eröffnete, dass ich «gehen muss». Wie verhielt sich das mit dem Wunschkind? Kam dieser Rauswurf als eine plötzliche Wendung? War er eine seit längerem schwelende Vorbereitung, bei der ich als ›Erzeuger‹ den Dienst getan hatte? So fühlte es sich im Nachhinein an. Damit war die Trennung besiegelt. Ich wehrte mich nicht. Nach einem solchen Rauswurf konnte es für mich kein Zurück mehr geben.

Vergessen

Ich hatte mich vergessen, vergessen was ich wollte, vergessen, dass ich nicht einem vorgegebenen Raster entsprechen wollte. Nie! Von daher war Margreths Rauswurf auf längere Sicht nicht unstimmig, wo sie aus ihrer bürger-

lichen Herkunft viele Raster und Vorstellungen vorgegeben hatte, auf die ich als 68-ger nicht die Absicht hatte, einzugehen.

Ins Vergessen geriet zunehmend, dass ich Musiker sein wollte. Oder hatte ich das nicht in mir klären können, in wieweit hier *meine* familiären Vorgaben spielten? Von meiner Herkunft war klar, dass sich das Wertgefüge an philharmonischen Maßstäben orientierte. Wer nicht hochkarätig professionell musizieren konnte, war nur ein Dilettant. Renommierete Doctores und etablierte Professoren waren davon ausgenommen.

Vergessen waren auch gewisse Wurzeln, die ich in Salzburg gefunden hatte, die mir in meinem Hin und Her des Zweifels an mir nicht gewahr wurde. In diesem Vergessen suchte ich weiter, wie jetzt in Basel, nach meinem Weg.

Verspielt

Das Musikerdasein hatte ich verspielt. Ich war Chauffeur in einem Heim für cerebral geschädigte Kinder geworden. Um sieben Uhr morgens mit dem Bus auf der Straße, die Kinder einzeln abholen und ins Tagesheim bringen. Ein streng geregelter Tagesablauf. Über Mittag half ich, die Kinder zu füttern. Dann gab es Essen im Heim für die Mitarbeiter. Als die Köchin bemerkte, dass ich auch das Essen kochen konnte, hatte sie öfter Kopfschmerzen und blieb zu Hause.

Es waren insgesamt zwei Jahre, die ich in diesem Heim arbeitete. Ich lernte viel, musste aber feststellen, dass es kein Dauerjob sein konnte. Ein ursprünglicher Gedanke war, es abzutasten, ob ein Umschwenken zur Musiktherapie ein möglicher Weg für mich sei. Das sah ich anhand der Praxis nicht. Das konnte nicht meine berufliche Perspektive sein. Es war auch nicht auf «eigenem Mist» gewachsen.

Nicht mehr üben zu müssen, war gedanklich eine Erleichterung und fühlte sich frei an. Dann holte mich die Fotografie wieder ein. Ich beendete das Thema Musiktherapie und ließ es gerne los.

Das Glashaus

Durch einen Freund aus der Kaiseraugster Anti-AKW Szene kam ich 1976 in das Jolie Théâtre, eine Theatergruppe des Holee-Jugendzentrums. Niggi Ulrich führte eine dynamische Regie im «Till Eulenspiegel» von Weissenborn. Ich bekam die Rolle des Truchsess. Es war ein eigener Genuss, einen abgrundtiefen Macho zu spielen, besonders da mich meine erste Frau gerade im Zuge ihrer emanzipatorischen Feldzüge herausgeworfen hatte, unter anderem mit dem Vorwurf, ich sei ein Macho. Wie das geht, konnte ich jetzt mit der Vorlage

des Truchsesses ausprobieren und umsetzen. Das muss mir gelungen sein, denn Freunde kamen nach der Aufführung zu mir und meinten, man wäre am liebsten auf die Bühne gegangen und hätte mich geohrfeigt. David Wohnlich komponierte wunderbare Bühnenmusiken und Chöre und leitete das kleine Ensemble. Er baute eigens mit den Musikern die in die Zeit passenden Instrumente, was dem Ganzen eine besondere Atmosphäre verlieh.

David war es, der mich in die «Mixt Media» einführte, ein Ensemble aus Musikern, welches sich dem Musiktheater widmete. Aufgebaut wurde die Gruppe durch den Komponisten Hans Wüthrich und seine Frau Beatrice. Das Stück, welches zur Uraufführung kommen sollte, war «Das Glashaus» von Hans. Ein Spieler war abgesprungen. Ich durfte die Besetzung vervollständigen.



David Wohnlich links als «A», ich rechts als «B»

«Das Glashaus» ist ein zeitloses Stück, es zeigt die Strukturen von Hierarchien auf, Macht und Ohnmacht im Wechsel der Verhältnisse. Die «Texte» sind rein phonetisch und durch ihre Pointiertheit prägnanter als konventionelle Dialoge. Zwei Gruppen, als Pyramiden dargestellt, agieren je unter sich ihre Machtverhältnisse aus, nehmen später Notiz voneinander, das Machtgerangel erfährt die nächste Ebene. Eine Gefahr von außen, akustisch dargestellt, bringt kurzfristige Solidarität, die sofort wieder zerbricht, als sich die Gefahr entfernt. Die alten Machtstrukturen werden in einem Slapstick neu etabliert. «Das Glashaus» macht in seiner zeitfreien Darstellung die gesellschaftlichen Strukturen transparent, die wesentliche Teile unserer Geschichte bis heute ausmachen. Da die phonetische Syntax international verständlich ist, hatten wir die Gelegenheit zu reisen. Da gab es mehrere Highlights. Unter anderem spielten wir in Como und Perugia, Italien und in Athen am Fuße der Akropolis.

In Como waren wir anlässlich eines Festivals und spielten als erste Darbietung. Nach grossem Applaus gingen David und ich ins Foyer, setzten uns zufrieden an die Bar und stellten fest, dass es hier einen vorzüglichen Weißwein gab. Eine angeregte Unterhaltung ließ dem ersten Glase weiter folgen. Wir hatten ja unseren Auftritt hinter uns – dachten wir. Als das letzte Stück im Saal beendet war, forderte das Publikum ein weiteres Mal, «Das Glashaus» zu sehen. Wir waren zwar noch geschminkt, aber David und ich waren nicht für die zum Teil zungenbrecherischen Phonetik «geölt». Alles ging gut, der Applaus war entsprechend.

Eines der größten Highlights war die Reise nach Athen. Hier war antike Luft zu schnuppern. Wir spielten im Amphitheater «Herodes Attikus» am Fuße der Akropolis. Athene winkte uns zu. Unser Spiel muss ihr Spaß gemacht haben. Unsere Fotografin Claire Niggli hatte uns begleitet und machte ihre Aufnahmen während der Proben. Hinten in den oberen Rängen der Steinstufen sass eine leicht gebeugte alte Frau in einem hellblauen Gewand aus langen Tüchern. Sie war hager, fast knochig und hatte einen wachen Ausdruck.



Das Glashaus, letzte Sequenz mit Slapstick

Claire kam mit ihr ins Gespräch, sie war Russin und Claire konnte russisch. Es stellte sich heraus, dass die alte Dame Ballettänzerin in Petersburg war und noch vor dem letzten Zaren getanzt hatte. Da wurde geballte Geschichte anwesend, von Athene über den Zaren und seine Tänzerin bis heute. Wir waren beeindruckt.

Die Atmosphäre der Aufführung faszinierte uns alle. Die Akropolis war beleuchtet, das steinerne Rund besetzt mit Publikum und ein Hauch von antikem Theater beschlich mich. Wie mag es sich vor über zweieinhalbtausend Jahren angefühlt haben?

Eine weitere Reise ging nach Hamburg. Wir spielten im Schauspielhaus, welches derzeit in eine Dependenz ausgelagert war. Es war ein gewaltiger Festivalbetrieb. Unser «Glashaus» war ein kleiner Teil davon. Am nächsten Tag machten wir alle einen Nachmittagsbummel auf der Reeperbahn. In irgend-

einer Kneipe tranken wir etwas, ein älterer Mann packte sein Akkordeon aus und sang Shanties. Um diese Zeit war auf dem Kiez nicht viel los.

«Das Glashaus» spielten wir über fünfundzwanzig Jahre. Einige Bäuche, die zur Anfangszeit mit Kissen ausgestopft werden mussten, waren mit der Zeit natürlich gewachsen. Der Slapstick gegen Ende des Stückes lief immer noch gut. Ich musste nach einem Tritt in den Hintern über zwei Podeste herunter rollen. Auch das funktionierte bis zum Ende.

Leider ist Hans Wüthrich inzwischen verstorben. Es war eine reiche Zeit. Hans bleibt mir in dankbarer Erinnerung.

Berufe

Wenn die Visionen davon schwimmen, anfänglich Geplantes sich verflüchtigt, halten Vorstellungen nicht mehr, was man in ihnen sah. In einer freigewordenen Landschaft bricht manchmal auf, was ursprünglich werden wollte und durch viel ›Visionen‹ – oder sollte ich Euphorien sagen – verstellt war. Visionen haben etwas Zweischneidiges. Entsprechen sie einer innersten *Erlaubnis*, mit genügend Fähigkeiten gepaart, ist Erfolg zu erwarten. Fehlen diese Voraussetzungen in den Tiefen des Bewusstseins und Unterbewusstseins, so mag besagte Vision zu einem Wolkenschloss werden, welches zu gegebener Zeit vom Winde verweht wird. Die Wirklichkeit demaskiert in einem solchen Fall den Begriff ›Vision‹ zu einem Etikettenschwindel. Das Vertrauen in sich selbst hat tiefe Wurzeln im Dunkel der Seele – auch wenn es sich durch Mangel manifestiert, um seine Herkunft zu signalisieren.

In meinem eigenen Zyklus wurde ich zuerst Musiker mit dem Schwerpunkt Horn und ›schwankender‹ Bratsche. Über die Tätigkeit im Heim für cerebral geschädigte Kinder führte es mich zurück in die Fotografie, die mich seit Schulzeiten begleitete. Auf einmal bekam ich die Gelegenheit, Lehrer an einer Amateurfotoschule zu werden. Das war einerseits aufregend, andererseits mit Stress verbunden. Geschäftlicher Druck wurde ausgeübt, da es genug Schüler brauchte, denn es sollte sich am Ende für den Geldgeber rentieren. Außerdem sass mir fachlicher Druck im Nacken, denn ich war ja kein ausgebildeter Fotograf. Wie bei allem war ›Learning-by-Doing‹ meine Methode, meine Ausbildung. Hier lernte ich Micha kennen. Sie kam gelegentlich als Aktmodell für die Fotokurse. Wir zogen zusammen.

Es folgte nach einem Jahr die erste Arbeitslosigkeit. Bald ging es weiter als Volontär in der Audiovision, wo Projektionsgeräte vermietet wurden, und man die damals aktuellen Tonbildschauen und Multivisionen produzierte. Als der Fotograf, der die Vertonungen realisierte, die Firma verließ, sollte ich diese Aufgabe übernehmen. Ich hätte schließlich Musik studiert. Das kam mir gelegen, hatte ich doch ›Tonbandpraxis‹ durch meine damaligen Hörspiele. Allerdings war mir ein Mischpult in der Praxis unbekannt und flößte mir einen Heidenrespekt ein. Jetzt begann wieder das vielzitierte ›Learning-by-Doing‹.

Mich holte die frühe Tonbandarbeit ein. Ich erinnerte mich später, dass Jürgen Geise in Salzburg schon einmal gesagt hatte, dass die Tonmeisterei etwas für mich sei. Ich hatte ihn auf Grund dieser Anregung einmal in Stuttgart während seiner Quartettaufnahmen besucht. Das war während meiner ersten Reise mit Margreth aus Basel. Sie wollte zu den Aufnahmen nicht mitkommen. Kein Interesse. Sie blieb auf einer Wiese und döste vor sich hin, bis ich wieder kam. Auch das hätte mich hellhörig machen müssen.

Nach kurzer Zeit konnte ich das Tonstudio neu konzipieren und aufbauen. Von der Akustik hatte ich im Musikstudium einiges gelernt. Studiospezifisches ergänzte ich aus Fachliteratur. Besuche von renommierten Tonstudios in England bestätigten meine Neubaupläne. Es geriet zum Erfolg.

In dieser Zeit wurde Korinna geboren. Ein neues Beziehungsgefüge entstand. Das kreative und künstlerische Wesen, welches ich in Micha kennengelernt hatte, wandelte sich in der kommenden Zeit zunehmend in ein pädagogisches Raster mit engsten Vorgaben.

Irgendwann kam ein fachfremder BWL-Rotstift der Bank zu meinem Arbeitgeber, wütete in Zahlen herum, und legte am Ende den Grundstein für meine Kündigung. Es war wieder Arbeitslosigkeit angesagt. Da ich einen guten Kontakt zu den Sprechern hatte, die ich regelmäßig aufnahm, bekam ich die Empfehlung, bei der «Blackbox» in Zürich anzufragen. Sie suchten einen Tonmeister. Ich bekam die Stelle und pendelte erst einmal von Basel nach Zürich. Es gibt ja immer eine Probezeit. In der Blackbox kam ich neu in die Produktion von Filmen. Der Bildteil wurde nach Fernsehnorm des Schweizer Fernsehens aufgenommen. Für mich war die Arbeit am Synchronizer, ein Gerät, welches Bildband und Tonbänder mittels Timecode synchron hält, ein bedeutendes Arbeitsfeld. Das war spannend und erlaubte lippensynchrone Dialoge in anderen Sprachen. Wir produzierten Werbespots, Industriefilme und Adaptionen von Fernsehserien auf Schweizerdeutsch. Eine davon war die berühmte Kindersendung «Löwenzahn». Die Probezeit wurde erfolgreich beendet. Ich war Tonmeister in der Blackbox.

Daraufhin folgte der Umzug nach Richterswil, einem schönen Dorfe an der Westseite des Zürichsees. Ich erinnere mich gut an die Fahrt zum neuen Wohnort. Wunderschönes Wetter überstrahlte die Landschaft, links glänzte der Zürichsee, und die Berge glänzten uns aus der Ferne entgegen. Es war ein Gefühl, als ginge es an einen Ferienort. In den Ferien wohnen. Die Wohnung lag im Parterre. Eine große Terrasse mit Seeblick erweiterte das Wohnzimmer. Davor lag eine abschüssige Apfelwiese. Etwas entfernt ein Kirchturm des Dorfes. Dann öffnete sich der Blick auf den See. Weiter hinten der Säntis. Eine traumhafte Aussicht. Als hätten wir einen riesigen Garten.

Trotz anfänglicher Unsicherheiten fasste ich bald Fuß in dem teilweise neuen Arbeitsgebiet. Die Filmarbeit machte zunehmend Spaß. Die Geräuschkulisse echt und effektiv zu gestalten, Musik zu schneiden und in passenden Akzenten anzulegen, das waren spannende Aufgaben.

Die Schwierigkeiten in der Beziehung mit Micha wurden immer unüberwindbarer. Die Wohnsituation gefiel ihr nicht. Die Menschen passten ihr nicht. Sie fand eine Wohnung in Adliswil, an die ich nicht mehr mitkam. Ich bekam keinen Kontakt mehr zu ihr, sie dominierte die Beziehung zu Korinna in einer Weise, die mir den Raum mit diesem kreativen und lebendigen Kind nahm.

Ein Kollege in der Blackbox bot mir ein Zimmer an, welches ich bezog. Ich lernte Rosie aus Basel kennen. Sie war Souffleuse und Schauspielerin am Theater Basel. Eine neue Liebe begann. Es entstand ein unverhofftes Aufblühen in eine Lebendigkeit, an die ich den Glauben verloren hatte. Oft fuhr ich nach Basel, wo wir uns nach der Vorstellung in einem Weinlokal neben dem Theater trafen. Ich sass vor meinem Glas. Noch halb geschminkt erschien Rosie mit schillernden Farben im Haar aus ihrer Theaterrolle. Wir tauchten tief in eine kurze Nacht ein. Der Frühzug nach Zürich am nächsten Morgen wartete nicht. Bald einmal zog ich zu ihr an den Wielandplatz in Basel. Für mich gestaltete sich das Pendeln mit meinen Arbeitszeiten einfacher. Wir erlebten eine wunderbare Zeit. Fuhren mit dem Tandem durch die Bretagne, folgten den Spuren Avalons und waren glücklich.

Beruflich gab es ein zweijähriges Intermezzo bei der Condor Film. Hier lag der Schwerpunkt auf Werbespots und auf Spielfilmen. Wir synchronisierten den ersten «Eurocop» für das Fernsehen. Ich assistierte meinem Kollegen Robert Jansa am Synchronizer und am Hallgerät. Eine spannende Arbeit. Beatocello alias Beat Richner³¹, der leider inzwischen verstorben ist, nahm bei uns eine Kinderserie mit seinen Geschichten auf. Ich war als Tonmeister dabei. Beat Richner bestätigte mir, dass sein Cello noch nie so gut geklungen habe. Die Akustik der Musikinstrumente meines Studiums war hilfreich.

Nach zwei Jahren holte man mich in die Limelight zurück. Martin Weiss kam mit seiner begonnenen Produktion des Sprachkurses «WAS? – Deutsch für Ausländer» mit mir von der Condor Film in die Limelight. Ein großes Werk in vielen Sequenzen. Es machte riesigen Spaß.

Eine andere, lustige Arbeit, war die Adaption der «Tier-Spots» von Toyota für die Schweiz in Schweizerdeutsch, Französisch und Italienisch. Die Synchronisation der Tierstimmen in diesen Sprachen geriet zu einem herrlich kabarettistischen Opus – immer am Ende die Brüllaffen: «Nichts ist unmöööglich ...».

Der Film über die Entstehung des Emmentaler Käses wurde in einer romantischen Geschichte mit Spielfilmcharakter präsentiert. Hier konnte ich auf meine Musikervergangenheit zurückgreifen und klassische Thematik aus Brahms Doppelkonzert für die eigens komponierte Musik einbringen.

Es gab Werbespots und Filme, die die Arbeit interessant und inspirierend gestalteten. Leider gewannen die BWL Studenten der Sankt Galler Hochschule zunehmend an Einfluss, was eine kreativitätstötende Sparwut nach sich zog, auch in der Limelight. Das gab mir den Anstoß, offen für neue Wege zu sein.

³¹ <https://de.beat-richner.ch/>

Köln

Bielefeld gibts nicht, hieß es einmal in einem Film. Köln aber war ganz real. Ich kann das bestätigen, denn ich war dort. In Köln. Was ich da suchte, weiß ich heute nicht mehr. Etwas wollte sicher weiter, ohne zu wissen, wohin. Es war mehr ein «weg-von». Ein äußerer Anlass war das Abdriften in der Geschäftsleitung der Limelight – ehemals Blackbox – zu Führungspersonal, welches von der Materie Film und Fernsehen keinerlei blassen Schimmer hatte, dafür aber wusste, wie man den Rotstift falsch benutzt.

Auf einem Servicekurs für meine digitale Workstation «Opus» lernte ich Kölner Kollegen kennen. Sie suchten für ihr «Opus» einen Tonmeister, der eine ganze Fernsehserie mit Dieter Krebs vertonen und mischen konnte. So kamen wir nach Köln. Rosie begleitete mich. Es ging um eine außergewöhnliche Arbeit mit Dieter Krebs. Wir verstanden uns prächtig und die Inspiration floss. Es gab dreizehn Folgen, die für den Anfang geplant waren, Sendezeit zur Prime-Time am Abend. Mit zu dieser Sendezeit zu erwartenden hohen Einschaltquoten sollte es dann weiter gehen. RTL schaffte es, die Sendungen vor der Ausstrahlung sukzessive auf Montag um Mitternacht zu verschieben, einer Zeit, zu der der Normalbürger ins Bett geht oder bereits schläft. Dieter Krebs, dieser großartige Schauspieler, wurde von RTL buchstäblich abgeschossen. Er hatte einen Exklusivvertrag und war auf Grund des Produktionsendes zum Nichtstun verurteilt. Er starb wenige Jahre danach.

Damit fiel der Hauptgrund weg, weswegen man mich nach Köln geholt hatte. Am Ende beschränkte sich meine Arbeit mehr oder weniger auf die Produktion der Spielfilme für «Schreinemakers Live». Als Margarete Schreinemakers ihre Steueraffäre in die Sendung brachte, schmolz das Wohlwollen der Bevölkerung rapide, die Sendung brach zusammen. Ich wurde arbeitslos. Das Ende des Tonmeisters zeichnete sich ab. Es war der längste Zyklus in meinem Leben.

Nach drei Jahren Arbeitslosigkeit fasste ich meinen Entschluss: «Wir gehen zurück in die Schweiz».

Zurück nach Zürich

Zurück in Zürich, es war Juni, saßen wir des öfteren am See, genossen die Aussicht und das Bad. Wie konnten wir diese schöne Kulisse gegen ein industrielles Köln eintauschen. Immer wieder schwebte ein Zeppelin über uns. Er war orangefarben, und es stand «Orange» darauf. Ich fragte mich, was der Blödsinn sollte. Man sieht doch, dass der orange ist. Mehr wusste ich noch nicht. Als Tonmeister fand ich keine Arbeit mehr. Die Limelight gab es nicht mehr. Meine damaligen Befürchtungen hatten sich bestätigt. Die Produktion von Martin Weiss hatte sich aufgelöst. Die Studiolandschaft machte in den vergangenen sechs Jahren grundlegende Änderungen durch. Vorher hatte ich mit meiner Praxis im digitalen Aufnahme- und Produktionsbereich die «Nase vorn». Inzwischen gab es PC-basierte Systeme, die die junge Generation locker bedienen konnte. Die Anforderungen an Qualität und tonmeisterliches Know-How wurden zugunsten der Geschwindigkeit herunter geschraubt. Der überall grassierende «Jugendwahn» tat das Übrige. Ich war zu alt. Meine bekannte Thematik begann nun auch hier zu greifen. Netterweise bedankte man sich für Bewerbungen mit dem Hinweis, ich sei «überqualifiziert». Nach dem Horn hing jetzt der Tonmeister an dem berühmten Nagel.

Es dauerte knapp drei Monate, und ich hatte einen Job bei der neu entstehenden Mobilfunkfirma «Orange» als sogenannter «Customer Service Representative» (CSR), kurzum online Support. Wieder ein Berufswechsel. Wieder «Learning-by-Doing». Ich blieb in der «Orange» während acht Jahren, bis ich die Möglichkeit einer guten Frühpensionierung entdeckte. Ich hatte hier gute Kollegen und habe in dieser für mich berufsfremden Zeit viel gelernt.

Der letzte Tag im Callcenter der «Orange» war gekommen. Ich fühlte mich einerseits erleichtert, andererseits ähnelte es einem Gefühl wie bei einem letzten Schulabschluss. Diplom erhalten. Nur dass es das Ende eines Weges war, und nicht ein Startschuss.

Am Abend ging es zu unserer Freundin Barbara, die ein buntes Fest als fröhlichen Auftakt – zu was? Musste ich jetzt nicht wissen – für mich gestaltete. Das war wunderbar, und es war nicht der Moment, an Kommendes zu denken, es war einfach Gegenwart.

Das Ende des Wanderns

Das Ende des Wanderns schien erreicht, und doch fühlte ich kein wirkliches Angekommensein.

Ich sitze hier in Zürich, gesellschaftlich nennt man es, den Kalenderjahren entsprechend «am Ende des Weges» und frage mich, warum ich mich hier nicht wirklich zu Hause fühle. Ich frage mich, ob ein echtes «zu Hause» in einer hiesigen Welt des stetigen Wandels möglich ist. Wir kommen hier an – per Geburt – bleiben einige Jahrzehnte, und gehen einem Verschwinden aus der Sichtbarkeit entgegen. Das scheint unwiderruflich zu sein. Was ist «zu Hause»? Es sieht so aus, als zöge sich diese Frage – oftmals unhörbar im Hintergrund – durch meinen ganzen Weg auf dieser Welt, quasi als eine Art Orgelpunkt.

Die Pensionierung gestaltete sich als gefühlte Gegenwart anders, als es die Vorstellung vorzugeben in der Lage war. Gesellschaftlich gesehen – und da kann man sich individuell nicht ganz aus dem Kollektiven herausziehen – ist es eine Sackgasse, die sich als Einbahnstraße entpuppt. Ein «Sich-Beschäftigen», welches vielfach diesen Sackgassenaspekt maskiert, war mir nie einsehbar gewesen. Entweder habe ich eine Vision, ein Projekt, oder es ist eine bloße Tätigkeit, nur um beschäftigt zu sein, was mir nie einen Sinn ergab. Ich höre noch die granitgraue Stimme meiner Mutter, wenn ich als Kind vor mich hin träumte: «Beschäftige dich!!!» Wozu bitte? Nein danke!

Da kam ein Anruf einer ehemaligen Orange Kollegin. Sie war inzwischen bei Swarovski im Onlinesupport und brauchte Aushilfen. Das kam mir gelegen, und so ergab sich eine Aushilfstätigkeit für einige Jahre. Die Einbahnstraße war eine Zeitlang aufgehoben.

Einmal kam ein Anruf von meinem Salzburger Freunde Wolfgang. Er hatte ein erfolgreiches Orchesterprojekt³² ins Leben gerufen. Das Orchester, welches er dirigierte, setzte sich, generationenübergreifend, aus Amateuren und Profis zusammen. Ihm fehlte für die bald folgende Orchesterwoche ein Hornist. Ich solle mein Horn nehmen und kommen. Da ich lange kein Horn mehr hatte, und noch länger keines gespielt, konnte ich nicht zusagen. Nach dem Telefongespräch fing es mich allerdings an zu fuchsen. Rosie meinte, geh` einfach zum Hug hier in Zürich, und probier ein Horn, ganz unverbindlich. Wir gingen gemeinsam hin. Ich meinte: «Nur probieren! Ich kauf nix!» Beim Hug angekommen, wollte Rosie gleich in die Stadt gehen, blieb aber wie gebannt sitzen und lauschte meinen Versuchen, schöne Töne aus dem Horn zu entlocken.

³² <http://www.orchesterprojekt.at/category/fotos-videos/videos/>

Am Ende kam ich mit einem neuen Horn nach Hause und sagte bei Wolfgang zu. Es gab gerade noch vierzehn Tage zum Üben, dann sollten die Proben anfangen. Meine Hornistenvergangenheit, die nie richtig abgeschlossen wurde hatte mich eingeholt. Ein Programmpunkt der Orchesterwoche, der mich besonders reizte, war der «Abendsegen» aus «Hänsel und Gretel» von Humperdinck: «Abends will ich schlafen gehn, vierzehn Engel um mich stehn». Welch ein schönes Bild von Harmonie und Sicherheit für ein Kind. Das Orchesterprojekt wurde im Odeion durchgeführt, einem wunderschönen Konzertsaal auf dem Areal der Waldorfschule im Nordosten von Salzburg.



Orchesterprobe im Odeion

Hier lernte ich Herbert Maurer kennen, einen Hornisten, der erst spät zu diesem Instrument gefunden hat. Wir trafen uns auch außerhalb des Orchesterprojektes. Einmal engagierte er mich für sein Hornquartett. Wir übten für ein Adventssingen, welches in der Morzger Kirche stattfinden sollte. Es waren sehr sympathische Kollegen und es machte großen Spaß. Der Anlass war gestaltet mit Beiträgen aus dem reichen Fundus der Folklore. Ein stimmungsvoller Advent. Traditionell wird eine solche Zusammenkunft in Salzburg immer mit dem Andachtsjodler beschlossen. Mir gefiel dieser meditative Ausklang in einem Moment der Einkehr.

Andachts - Jodler

Südtirol

unbekannt

$\text{♩} = 40$

Horn in F

Horn in F

Horn in F

Horn in F

Einige Jahre durfte ich im Odeion teilnehmen. Es war jedes Mal eine besondere Zeit. Zwischen den Proben fand Gruppenunterricht für die jeweiligen Instrumente statt, der im Falle der Bläser von hilfreichen Kollegen des Mozarteumorchesters gegeben wurde. Man nennt es inzwischen Coaching. Es herrschte eine gute Atmosphäre. In den Pausen traf man sich an sonnigen Tischen beim Kaffee oder beim Mittagessen. Das Programm war vielfältig und inspirierend, von Klassik bis hin zu Filmmusiken. Jazz und Pop flossen ein. Hubert von Goisern gefiel mir da besonders.

Leider war dann 2018 Schluss an diesem großartigen Ort. Sponsoren sprangen ab und das Unternehmen Odeion ging Konkurs. Ich konnte noch an einigen sogenannten «Sit-ins» des Orchesterprojektes teilnehmen. Das waren eintägige Events, an denen von morgens bis zum späten Nachmittag geprobt wurde. Am Ende gab es ein offenes Konzert für Freunde, Bekannte und Verwandte.

Mit der Zeit wurde mir klar, dass ich auf dem Horn im fortgeschrittenen Alter und meiner immer noch latenten Asthmaneigung nicht mehr zu einem lockeren und technisch einwandfreien Spiel kommen würde. Mich für ein bis zwei kleine Salzburger Mitspielgelegenheiten pro Jahr, die geblieben waren, täglich mit Üben einigermaßen fit zu halten, stellte keine Option dar. Es war an der Zeit, das Horn endgültig und bewusst an den berühmten Nagel zu hängen.

Ein nächster Besuch bei Wolfgang in Salzburg, vom Horne befreit und nur zum Spaß, sollte wieder einmal eine Wendung bringen. Er lud mich ein, am Samstag an das private Orchestertreffen bei Gerhard Schmid mitzukommen. Dort war ich vorher mit dem Horn dabei gewesen. Ich könnte zuhören – oder besser: Ich hätte doch einmal Bratsche gespielt. Er, Wolfgang, besäße die Bratsche seines Vaters, die ich probieren könnte. Das war ein Überfall. Es gab nichts zu verlieren, außer, dass ich mir seltsam vorkam, beim letzten Male mit dem Horn heraus spaziert zu sein, um jetzt mit einer Bratsche wieder zu erscheinen. Ich versuchte eine Stunde vorher, meine Finger zu sortieren, übte, lang Vergangenes erinnernd, und kam einigermaßen in der Probe zurecht. Im Anschluss wurde immer noch gemütlich geplaudert, etwas gegessen und getrunken. Im Gespräch mit der Geigerin Gesine stellte sich heraus, dass sie Geigenbauerin ist und mit ihrem Mann Adrian eine Geigenbauwerkstatt in Salzburg hat. Es dauerte nicht lange, da machten wir für den nächsten Tag einen Termin aus, um Bratschen zu probieren. Dieses Auswählen zog sich über zwei Tage hin. Auch Wolfgang schaute interessiert vorbei, hörte mit und kommentierte die Klangvarianten. Am Ende fuhr ich mit einer neuen Bratsche und neuem Bogen in neuem Etui nach Zürich. Seitdem suche ich meine Fertigkeiten auf den vier Saiten des Lebens zu verfeinern.

Was mit dem Horn misslang, gelang mit der Bratsche: Ich fand hier Orchester, in denen ich mitspielen konnte. Eine rückwärts laufende Aufarbei-

tung meiner musikalischen Vergangenheit scheint sich eingeschlichen zu haben.

Unglücklicherweise überzieht man zurzeit unseren Globus mit einer globalen Pandemie, deren fragwürdiger Sinn sich über die Profite von Pharma und Großkonzernen erklären lässt. In tragischer Weise wird deutlich, wie sehr die Allgemeinheit immer noch voll Obrigkeitshörigkeit in die Hypnose der Propaganda eintaucht. Alles, was mit Kunst, Kreativität und aktivem Miteinander zu tun hat, wurde als *«Gefahrenzone»* deklariert und abgewürgt. Welch eine Menschenverachtung.

Wie sehr eine solche Propaganda Menschen voneinander entfernt, ja spaltet, wird in seinem vollen Umfang erst mit der Zeit deutlich werden, wenn Angst und Gefahr vor menschlicher Nähe haftenbleibt.

Es ist zu hoffen, dass die Menschen bald aus ihrem Gehorsams-Schlaf erwachen.

Reflexionen

Erinnerungen aufzuschreiben ist eine Rückschau aus einer späteren Sicht. Erinnerungen haben einen oder mehrere Prozesse durchgemacht. Erinnerungen sind nicht mehr ganz identisch mit den ursprünglichen Ereignissen, obwohl es einem subjektiv so vorkommen mag. Es hat eine, nennen wir es ›Farbverschiebung‹, stattgefunden. Unmerklich, wie sich die Farbtemperatur vom Mittag zum Abend verändert. Schleichende Gewöhnung. Das Gefühl des originalen Momentes lässt sich nicht mehr von den späteren Reflexionen trennen. Die ursprüngliche ›Jungfräulichkeit‹ ist nicht wieder herstellbar. Das ist eine Eigenart der Jungfräulichkeit.

Erinnerungen können also nicht von Verzerrungen freigesprochen werden. Das mag einerseits ein solches Unternehmen – vornehm ›Memoiren‹ genannt - in Frage stellen. Andererseits können Annäherungen an Geschehenes trotz allem zur Klarheit beitragen, wenn man sich gewisser Unschärfen bewusst wird – und bleibt. Relationen von Ursprung und Gegenwart.

Diese Erinnerungen erheben keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit. Manches kommt nicht mehr an die sichtbare Oberfläche, weil es vielleicht im Laufe der Zeit an Bedeutung abgenommen hat. Anderes hat den Weg in die verbale Definiertheit nicht oder noch nicht gefunden.

Das Gesicht in der Tiefe einer Erinnerung kann zu sehr in die Vergangenheit gewendet werden, die gegenwärtig keinen Ort mehr hat. Das Leben ging weiter. Orte wurden verlassen. Zeit lief ab. Unwiederbringlich. Der Mensch ist ein anderer geworden. Die Orte veränderten sich. Das Alte kann nicht wiederbelebt werden. Es ist vorbei und im besten Sinne ein Teil der Erfahrungen.

›Am Ende‹ geht es wohl um einen zentralen Punkt, um wie ein Ziel. Kann man sagen, dass es ›am Ende‹ um das ›zu Hause‹ geht? Die Wurzeln einer Herkunft, die mehr sein können als physische? Sind die Wurzeln am Ende frei von örtlichen Gegebenheiten? Bewegen wir uns in Gefilden, die materiell nicht erfassbar sind?

Harmonie macht im besten Sinne ein ›zu Hause‹ aus. Doch die Harmonie muss eine wahrhaftige Struktur haben. Konfliktverdrängung ist keine Harmonie und behindert die Suche nach dem wahrhaftigen ›zu Hause‹. Eine wesentliche Prägung dieser Harmonie entstand im Zuhören bei den Streichquartett-Proben, während ich als Kind unter Vaters Stuhl lag. Lange und einfach hörend. Das war die tragende Atmosphäre. Noch heute ist mir in Gesellschaft von Musikern, und allgemein von Künstlern, wohl. Möglicherweise war es auch ein Vorhall dessen, was ich suchte.

Wieder steht die Frage im Raum, was in einem Leben wiederholt wird. Wie automatisch oder traumwandlerisch findet Wiederholung statt? Und wenn nicht bewusst wiederholt wird, woher kommen der Impuls und die Dynamik?

Liegt der Auslöser in dem Dunkel, welches nicht erinnert werden kann oder will? Und lösen sich nicht alle Konfliktverhaftungen in einem gefühlten «zu Hause»? Das Eigentliche scheint sich im Fühlen zu verorten.

Ist «zu Hause» am Ende ein inneres Gefilde? Und im besten Fall findet es sein Spiegelbild an einem Orte, als Projektion.

Doch den Ursprung kann ich im Außen nicht mehr «orten».